Staatl. Bibliothek
Regensburg

Philos. 17 (3

Philos 17. III

Zur

Königl. Bibliothek

in

Regensburg.

Schnorr v. K. del. C. Frosch sculp:

Eheliche Verhältnisse
und
Eheliches Leben,
in
Briefen
von
Joh. Ludwig Ewald.

Fortsetzung
von
den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen
und Mütter sowol, als
für
Jünglinge, Gatten und Väter.

Dritter Band. Mit 1 Kupfer.

Leipzig. 1811.
Bei Heinr. Büschler in Elberfeld.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

Korrespondirende Personen, im zweiten und dritten Band.

Adelheid, eine hochreligiöse, mitunter etwas schwärmerische Katholikin; Wittwe eines gleichen Manns, zum zweitenmal verheiratet, an

Külthal, einen redlichen, gewissenhaften, aber etwas kalten Mann, dem das Christenthum nichts ist, der aber durch Umstände dazu geleitet wird.

Theophan, ein frommer, aufgeklärter, erfahrener katholischer Geistlicher, dem kein Charakter und keine Lage des Lebens neu zu seyn scheint, Rathgeber Külthals und Adelheids, in der Folge auch

Der Fräulein **Amala Lindow**, verheirateten Frau **von Esplandin**, einer nicht ungebildeten, herzensguten, aber leichtgläubigen und charakterlosen Dame.

Esplandin, ein Lüstling, der in Paris zu einem Wüstling wird, übrigens nicht ohne Wiz und Weltbildung.

Maythal, Edelwalds Reisegefährte, diesem ähnlich, an Sinn für schöne Natur, und überhaupt für alles Schöne und Gute; weicher und rührbarer als Edelwald.

Innhalt der Briefe im dritten Bande.

Zwei und achtzigster Brief. Esplandin an Edelwald. Er meldet ihm, daß er fest entschlossen sey, sich mit der Fräulein Amala von Lindow zu verheiraten. Ihre Schilderung und seine Gründe zur Verheiratung, gegen sein voriges Hagestolzen-system. Die Ursachen desselben lagen in den Weibern. Schilderung ihres Betragens auf einem Bal. Amala ist nicht so; ist zugleich schön und reich. Er will erst nach Paris reisen.

Drei und achtzigster Brief. Edelwald an Esplandin. Er bezeugt Unzufriedenheit mit Esplandins Grundsäzen. Sie werden widerlegt. Dieser soll Amala nicht heiraten. Schauerliche Schilderung seiner künftigen Ehe. Er verdient Amala nicht, blos, weil er jezt nach Paris reisen will. Vorschläge zu andern Heiraten.

Vier und achtzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Beschreibung ihres Gemütszustands. Die Art, wie sie ihren Mann behandelt. Eine Anekdote, wie bitter sie ihn öffentlich beschämt. Sie sucht dies Betragen zu rechtfertigen, apellirt aber doch an das Urtheil ihrer Mutter.

Fünf und achtzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Sie tadelt ihre Tochter scharf, wegen ihres bitteren, stolzen, unverzeihlichen Betragens gegen ihren Mann. Wie übel es auf diesen wirken muß. Wie ein Weib, weiblich wirken soll. Handlungsart der Gräfin B... Einige Anekdo-

ten davon. Bildungsart des Christenthums, Vorbild für uns.

Sechs und achtzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Grambold ist verreiset, nach einem heftigen Auftritt zwischen ihm und ihr. Sie ist darüber in großer Verlegenheit.

Sieben und achtzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold. Vorwürfe wegen dem Stolz uud der Heftigkeit ihrer Tochter. Sie glaubt selbst, daß Grambold sein Weib verlassen wolle, und will ihm schreiben, sobald sie seinen Aufenthalt weiß.

Acht und achtzigster Brief. Rosalie Grambold an ihre Mutter. Ausdruk der Reue über ihr Betragen; Verwünschung ihres Stolzes.

Neun und achtzigster Brief. Die Nemliche, an die Nemliche. Sie bittet dringend, an Grambold zu schreiben. Dieser ist in Kassel und will mit Esplandin nach Paris reisen. Schrekliche Angst und Gewissensbisse.

Neunzigster Brief. Adelaide B. an Grambold. Sie bekennt die Schuld ihrer Tochter, bezeugt ihm aber auch ihre Reue, und legt ihm zum Beweis, Rosaliens lezte Briefe bei. Er soll sie behalten; gewisse Briefe von Grambold sollen aber vernichtet, von der Reise soll nichts gesprochen werden.

Ein und neunzigster Brief. Grambold an Adelaide B. Er wolte nicht wieder zurükkommen, will es aber jezt. Wie lang' und wodurch er sich so lange zurük gehalten habe. Esplandins Lebens- und Sinnesart gefällt ihm nicht. Bedingungen, unter deuen er zurükkommen will.

Zwei und neunzigster Brief. Adelheid an Theophan. Sie ist jezt ruhig. Erguß über die Glükseligkeit der Ruhe. Wie sie manchmal ihre höhere Bedürfnisse beschwichtigt. Etwas von ihrer Hella, Külthals Liebling. Dieser nimmt jezt manchmal Theil an ihren Lesestunden; er hat ihr Halems Gedicht: „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" vorgelesen. Ein Wort darüber. Bitte um Leitung.

Drei und neunzigster Brief. Theophan an Adelheid. Er entwikelt ihr die Ursachen, warum ihr Külthal sich ihr jezt mehr nähern könne. Warnung, keine höhere Bedürfnisse in sich zu erstiken, deren Befriedigung sie sonst mit Ungestüm suchte. Sie soll warten.

Vier und neunzigster Brief. Aeone an Wandulf. Ihr Edelwald ist nach der Schweiz gereiset. Sie freut sich des Genusses, den er haben wird. Sie klagt über die vielen Beschäftigungen, die eine Hausfrau blos wegen des Essens und Trinkens hat. Schilderung eines Tags, im gewöhnlichen Leben. Sie fült indeß ihre Nothwendigkeit und will sie pünktlich besorgen; nur manchmal darüber klagen dürfen.

Fünf und neunzigster Brief. Wandulf an Aeone. Spott über Aeonens allzulebhafte Beschreibung ihres Tagswerks. Ernste Widerlegung ihrer Ansicht. Männer haben auch mechanische Geschäfte. Die weiblichen sind sehr wichtig, weil sie sehr viel Uebles verhüten. Es kommt nicht darauf an, was man thut, sondern warum man es thut. Ein derbes Wort von Luther. Durch alle Geschäfte sollen wir nur gebildet werden, und das geschieht durch die weiblichen, noch besser als durch die männlichen, weil es den Weibern leichter wird, dabei

rein zu bleiben. Bitte um etwas aus Edelwalds Reisejournal.

Beilage: eine Predigt über Naemi und Ruth.

Sechs und neunzigster Brief. Adelaide B. an Wandulf. Erzälung, wie Soltan, ein junger Arzt, Bekanntschaft in ihrem Haus gesucht und gefunden, sich in sie verliebt und ihr die Ehe angetragen habe. Weil er ihr an Alter zu ungleich sey; so bittet sie, ihm den einliegenden Brief zu übergeben, mit oder ohne seinen Rath, das sie ihm überläßt.

Sieben und neunzigster Brief. Adelaide B. an den Herrn Doktor Soltan. (Einlage des vorigen.) Ihr Erstaunen über seinen Antrag. Sie erinnert ihn an den Unterschied ihrer Jahre — vierzig gegen ein und zwanzig; glaubt aber, daß er ihm Ernst sey, erklärt ihm die Entstehung des Gefüls, das er Liebe zu ihr nennt, stellt ihm aber die Folgen einer so ungleichen Ehe vor. Trauriges Beispiel einer ähnlichen. Sie fordert von ihm, daß er sie nur in Gesellschaft besuche.

Acht und neunzigster Brief. Adelheid an Theophan. Nachricht von dem Tod ihrer Hella, und von der Wirkung desselben auf Külthal. Ihre eigene Ruhe, nach dem ersten Schmerz. Gründe derselben. Külthal findet keine, staunt aber die ihrige an.

Neun und neunzigster Brief. Die Nemliche an den Nemlichen. Bei Külthal bereitet sich eine große Veränderung vor. Seine Unterredung mit ihr. Er ist ungewis über die Zukunft, und wünscht sie doch sehnlich.

Hunderter Brief. Theophan an Adelheid. Er bedauert ihren Verlust, findet aber ihre jezige Beruhigung natürlich. Külthal ist jezt auf dem Weg, um

sich an Christenthum zu halten. Durch unbefriedigte Bedürfnisse muß der Sinn dafür gewekt werden. Sie soll aber jezt nicht in ihn dringen, sondern mit theilnehmender Liebe, ihn sich selbst überlassen; bei ungesuchter Gelegenheit aber von ihrer Ueberzeugung zeugen und von ihrer Ruhe. Wie Külthal wol zum Christenthum geleitet werden könnte.

Hundert und erster Brief. Külthal an Theophan. Er entdekt ihm seine Sehnsucht nach Ruhe, die er durch die Bibel zu finden hofft. Seine Zweifel gegen Wunder- und Engelerscheinungen. Die Ausflüchte und Wendungen durch die man sie weg erklärt, beruhigen ihn nicht. Er bittet um Ueberzeugungsgründe

Hundert und zweiter Brief. Theophan an Külthal. Ihn wundern die Zweifel nicht, weil er selbst Zweifler war. Rath, sich an das in der Bibel zu halten, was ihm gewis ist, und dessen Werth er fült. Nicht Alles in der Bibel, wie in der Natur, ist für Alle. Hauptgesichtspunkte. Etwas Allgemeines über Einwürfe.

Hundert und dritter Brief. Aeone an Wandulf. Eine Unpäßlichkeit hat sie belehrt, daß sie nicht immer lesen, Musik machen und ihre Kinder unterrichten möge. Unordnung daraus entstanden, weil sie nicht aus dem Zimmer durfte. Eduard unterrichtet seine Schwester, und schmält sie dabei.

Beilage. Ein Stük von Edelwalds Reisejournal. Elze, Brügge, Salz-ter-Hellen, Göttingen, Münden. — Der schöne Garten eines Kaufmanns. — Charakter der Gegend. — Kassel, Napoleonshöhe. — Marburg. — Schöne Erinnerung. — Lindau. — Der Bodensee bei Sonnenuntergang, und einem Gewitter. — Die Schneegebirge.

Hundert und vierter Brief. Esplandin an Edelwald. Er läßt Edelwald bei seinem Geschmak und behält den seinigen. Beschreibung einer Alpenreise; Carrikatur eines Wüstlings. Etwas aus Baillot's seines Reisegefährten Tagebuch über Genf. Demoiselle, Goutad aus Paris spielt die Coquette corigée. Weg über Copet, Nion, u. s. w.

Hundert und fünfter Brief. Aeone an Wandulf. Sie schikt ihm ein Stük von Edelwalds Reisejournal, und schmält über dessen Kekheit. Er soll nicht mehr reisen oder sie will mit ihm. Nachricht von einer neuen Bekanntschaft mit Thorilda von B—z, einem weiblichen Genie. Ihr Anzug, ihre Manier. Ihre Urtheile über Landleben, die dortige Pflanzenwelt, über die Briefe der Madame l'Espinasse, Jean Paul, über die Oper: Jakob und seine Söhne. Ihr Zimmer, und über die Männer. Unterredung mit ihr, und ob Religion und Schönheitssinn Eins sey. Frage, was Wandulf davon halte.

Beilage. Leiden und Freuden auf einer Reise nach Chamouny. — Lucern. — Blik in das Sanenland. — Vevay. — Eintritt in Wallis. — Mortigny. — Matthison. — Reise über den Col de Balme. — Chamouny. — Die Eismeere vom Mont blanc herab. — Einiges aus dem Fremdenbuch. — Ende der Reisenoth. — Die gute Walliser Fam lie.

Hundert und sechster Brief. Wandulf an Aeone. Die Gebirgsreisen auf Mauleseln sind nicht gefährlich. Edelwald hatte sehr recht, daß er ihr Alles schrieb. Große Vortheile, wenn Geschwister sich unterrichten. Urtheil über Thorilda. Was bei der weiblichen Genialität unentbehrlich ist. Schönheitssinn ist noch nicht

Religiosität, und bei Religiosität ist nicht immer Schönheitssinn. Eins kann auch durch das Andere nicht ersezt, wol aber kann schon gewekter religiöser Sinn, durch Schönheitssinn genährt werden. Der Weg des Dichters führt ihn leicht und weit von hoher Religiosität ab. Rath wegen Thorilda.

Hundert und siebenter Brief. Külthal an Theophan. Die Bibel schließt sich ihm im Ganzen und im Einzelnen mehr auf. Was er Hessens Schriften zu danken hat. Das Wunderbare respektirt er als ein unbegreifliches Dunkel. Er sieht nicht, wie die Erzälungen erdichtet seyn konnten, oder wie sie anders erklärt werden könnten. Der Tod Jesus ist ihm noch der größte Anstoß; desto erfreulicher aber, was vom Wiederfinden in jener Welt, gesagt wird. Hoffnungen und Zweifel, die er vorher hatte.

Hundert und achter Brief. Theophan an Külthal. Er räth ihm, still fortzuprüfen, weil er auf dem rechten Standpunkt stehe. Nur die Lehre von dem Tode Jesus betrachte er noch nicht von der rechten Seite. Ueber das: wie? soll uns nichts gesagt werden. — Ueber andere Männer, die sich freiwillig aufopferten. Wirkung dieser Lehre, wo sie geglaubt wird.

Hundert und neunter Brief. Aeone an Wandulf. Sie meldet ihm Edelwalds Zurükkunft.

Hundert und zehenter Brief. Von der Nemlichen, an den Nemlichen. Ueber die Wonne des Wiedersehens. Sie beschreibt das Entgegenfahren bis nach Brügge, und den Empfang. Ankunft in Werdau.

Beilage. Noch ein Stük aus Edelwalds Reisejournal, mit einigen allgemeinen Bemerkungen. Morgenfahrt von Konstanz nach Stein am See.

Hundert und elfter Brief. Maydorf an Edelwald. Peter Bernards Todtenfeier in Offenbach. Etwas von dessen Wolthätigkeit, und wie er geliebt wurde. Nachricht von Esplandins Leben und Verschwendung in Paris.

Beilage. Rede zur Erinnerung an das Leben Peter Bernards in Offenbach, gesprochen am Jahrsabend seines Todes.

Hundert und zwölfter Brief. Edelwald an die Fräulein Amala Lindow. Er giebt ihr Nachricht von Esplandins Charakter, von seinem Plan mit ihr und zeigt ihr, was ihr bevorstehe. Warnung vor einer Verbindung mit ihm. Vorschlag, um seine wahre Gesinnungen kennen zu lernen.

Hundert und dreizehenter Brief. Amala Lindow, an den Herrn Oberamtmann Edelwald. Ihre Empfindungen bei dem Empfang des Briefs. Ihr fester Glaube an Esplandin. Wie er sie über den Zwek seiner Reise nach Paris getäuscht, und zu Verschreibung ihres ganzen Vermögens durch einen Ehekontrakt verleitet hat. Sie nimmt indeß den Vorschlag an.

Hundert und vierzehenter Brief. Hugo an Wandulf. Ueber die Nothwendigkeit des Muths, zur Besserung. Selane ist Beispiel. Ihre jezige Handlungsart. Art ihrer Aengstlichkeit. Hugo's Mittel dagegen. — Vorstellungen. Sie wirken nicht.

Hundert und fünfzehenter Brief. Wandulf an Hugo. Hugo hat verkehrte Mittel angewandt. Ermahnungen, nicht ängstlich zu seyn, vermehren die Aengstlichkeit. Selane muß gezwungen werden durch Umstände, nach freier Wahl zu handlen; Hugo soll ihrer

Wahl Beifall geben: dann wird die Gesezlichkeit wegfallen.

Hundert und sechszehenter Brief. Aeone an Wandulf. Beschreibung eines Christtagsfests. Was ein Christfest den Kindern ist und den Erwachsenen.

Hundert und siebenzehenter Brief. Amala Lindow an Edelwald. Esplandin hat die verlangte Versicherung über die Ungültigkeit der Donation, sobald es Amala nicht wolle, sogleich gegeben.

Hundert und achtzehenter Brief. Edelwald an die Fräulein Amala Lindow. Er giebt ihr Nachricht von Esplandins Ausschweifungen und Verschwendung in Paris.

Hundert und neunzehenter Brief. Amala Lindow an Edelwald, mit einer Nachschrift. Sie ist aufgebracht, schikt ihm seinen Brief wieder zurük, und verbittet sich alle fernere. Die Nachschrift ist freundlicher, besteht aber darauf.

Hundert und zwanzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter. Soltan hat noch eine Unterredung unter vier Augen mit ihr gehabt; und sie hat ihn ernstlich abgewiesen. Soltans Vorzüge. Seine Bekanntschaft mit Emma Klarfeld. Sie lieben sich.

Hundert ein und zwanzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Amala Lindow ist Esplandins Gattin. Wie dieser es veranstaltet hat. Frage, was nun zu thun sey?

Hundert zwei und zwanzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Es ist nichts zu thun. Allein Gott kann helfen; so ist die Sache in den besten Händen.

Hundert drei und zwanzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Edelwald soll seine Tochter in keine Pension thun. Gründe dafür. Urtheil über die gewöhnlichen, besonders französischen Pensionen. Einige gute Pensionen genannt. Ueber Kloster- und Herrnhuterpensionen.

Hundert vier und zwanzigster Brief. Hugo an Wandulf. Soltan ist mit Emma Klarfeld verheiratet. Adelaidens Benehmen gegen französische Offiziere. Ueber Erhaltung unserer Nationalität; die Sitte, französisch mit Teutschen zu reden. Die religiöse Bildung der Franzosen. Abschaffung des lateinischen Kults bei den Katholiken.

Hundert fünf und zwanzigster Brief. Külthal an Theophan. Er hat seine Ruhe im Christenthum gefunden. Psychologische Weisheit in der Besserungsmethode des Christenthums. Noch einige Zweifel. Wie religiöse Liebe Alles heiligt.

Hundert sechs und zwanzigster Brief. Edelwald an Wandulf. Amala ist unglüklich, und giebt sich die Schuld. Sie ist jezt bei Edelwald. Gründe, warum sie nicht wieder zu Esplandin soll. Schreklicher Uebergang vom Lüstling zum Bösewicht.

Hundert sieben und zwanzigster Brief. Wandulf an Edelwald. Er räth auch dazu, Amala von Esplandin zu befreien. Edelwald soll ihr Alles auf Einmal sagen.

Hundert acht und zwanzigster Brief. Adelaide B. an Rosalie Grambold. Sie widerräth ihr die Heirat ihrer Tochter, mit einem alten, abgelebten Mann. Gründe gegen solche Heiraten und gegen er-

zwungene, auch durch Ueberredung erzwungene Heiraten überhaupt.

Hundert neun und zwanzigster Brief. Hugo an Wandulf. Selanens Gesezlichkeit, Scheue vor allem Unerwarteten; Verlegenheit, in die ihn das sezt. Frage, wegen Aufmunterung häuslicher Tugenden.

Hundert dreißigster Brief. Wandulf an Hugo. Urtheil über Selanens Kleinlichkeitsgeist. Rath dabei. Urtheil über Aufmunterungen, Belohnungen ꝛc. Die Rosen der Unschuld verwelken in dem Augenblik, wenn Eine zum Rosenmädchen gekrönt wird. Wahre Aufmunterungen.

Hundert ein und dreißigster Brief. Aeone an Wandulf. Edelwalds Geisteshypochondrie. Er wähnt, Thorilda zu lieben. Wie er geheilt worden ist. Aeone macht ihn mit sich selbst bekannter.

Hundert zwei und dreißigster Brief. Amala, geborne Lindow, an Theophan. Sie entdekt ihm ihre unglükliche Ehe, verweiset ihn neben des Näheren, auf einen Brief von Edelwald, und bittet ihn um sein Gutachten, ob sie, als gute Katholikin, sich von ihrem Mann dürfe scheiden lassen. Sie will sich ganz dem Willen der Kirche unterwerfen. (in den folgenden eingeschlossen.)

Hundert drei und dreißigster Brief. Edelwald an Theophan. Er erzält ihm die ganze Geschichte der Heirat, Esplandins Plan, Verschwendungen, Ausschweifungen, und das Abentheuer, von der verkleideten Tänzerin, die Esplandin mit aus Paris gebracht hat. Bitte an Theophan, Amalens ängstliches Gewissen zu beruhigen.

Hundert vier und dreißigster Brief.

Adelheid Külthal an Theophan. Sie beklagt sich, daß sie gegen ihres Manns Kinder nicht die nemliche Empfindung, wie gegen ihr eigenes habe; daß sie darum jene nicht mehr zu pünktlichem Gehorsam anzuhalten wage. Sie fürchtet, eine Stiefmutter zu werden.

Hundert fünf und dreißigster Brief. Theophan an Adelheid. Er antwortet auf ihre Skrupel. Anekdote von dem Blümchen: Je länger, je lieber, auch Stiefmütterchen genannt. Muttergefül ist Einzig in seiner Art. Man kann es nur gegen leibliche Kinder haben. Ehe ein Weib dieß Gefül kennt, sind ihr des geliebten Manns Kinder, die liebsten Wesen; es wird aber anders bei eigenen Kindern. Den Unterschied muß man indeß nicht bemerken, außer bei erwachsenen Töchtern. Sie darf keine Unarten dulden, sonst wird sie erst Stiefmutter.

Hundert sechs und dreißigster Brief. Theophan an Amala, geborene von Lindow. Trost über ihre unglückliche Verbindung. Sie kann sich retten und darfs. Die Kirche verbietet ihr die Scheidung nicht, Beweis aus der Tradition, Aussprüchen der Kirchenversammlungen und Päpste. Selbst die Kirchenversammlung in Trident läßt die Sache unentschieden. Ein schöner Ausspruch von Augustin.

Hundert sieben und dreißigster Brief. Edelwald an Wandulf. Esplandin war in Werdau, hat alle Rollen gespielt, macht am Ende den Reuigen, und Amala ist im Begriff, ihm zu verzeihen; Edelwald faßt ihn aber beim Wort, daß er in die Scheidung willigen solle. Jezt erscheint er in seiner wahren Gestalt; wütend gegen Edelwald, muß aber auf der Stelle abreisen.

Hundert acht und dreißigster Brief. Edelwald an Wandulf. Amala wird durch das Gutachten und die Kapuzinade eines beschränkten Geistlichen noch einmal beunruhigt. Sie fürchtet sich, Esplandin zu beschimpfen. Beide sollen sich also mit gutem Willen scheiden. Esplandin ist es zufrieden. Thorilda auf dem Rigi.

Hundert neun und dreißigster Brief. Adelheid Külthal an Theophan. Ihre Stieftochter Lina ist mit einem adlichen Wittwer verheiratet, der zwei Kinder, eine Mutter und Tante im Haus hat. Warum ihr die jungen Männer nicht gefielen. Eine Stelle über üble Laune, vom Prinzen von Ligne. Frage, was Lina zu thun habe, in Hinsicht auf die adliche Familie, und in Hinsicht auf Löwensteins Kinder, damit sie nicht von der Großmutter verzogen werden.

Beilagen: Unserer Lina an ihrem Geburtstag.
Stellen aus Löwensteins und Linas Trauungsrede.
Das Veilchen im Blumengarten, für Lina Külthal.

Hundert und vierzigster Brief. Theophan an Adelheid Külthal. Sein Urtheil über Verbindung mit Adlichen. — Der gute, alte Adel ist in der Regel nicht stolz; das sind nur die parvenus. — Wahre Reinheit einer Gesellschaft. Seine genaue Verbindung mit Adlichen — die Trefflichen unter ihnen. Wunsch, daß sie nicht mit der Mutter und Tante in Einem Hause wohnen möge. Klugheitsregeln, um allzunahe Berührung mit sich und den Kindern zu meiden.

Hundert ein und vierzigster Brief. Amala ist von Esplandin mit beider Bewilligung geschieden. Die Tänzerin hat ihn verlaßen, und auch seine sogenannte Freunde. Amalas Großmuth, Einrichtung, Zusammenleben mit einer Freundin, und wolthätige Beschäftigungen.

Hundert zwei und vierzigster Brief. Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Gramhold. Emma Soltan ist Mutter geworden. Sie hat schon geglaubt, keine Kinder zu bekommen. Was es für Wirkungen auf ihr Gemüth gethan hat. Veränderungen, die in ihr vorgiengen, als sie in guter Hoffnung war.

Beilage: Ein Wiegenlied, für Elise.

Zwei und achtzigster Brief.

Esplandin an Edelwald.

Kassel.

Nun, vogue la galère! Ich will sie heiraten. Amala Lindow ist reich, sehr gebildet, mehr als mir manchmal lieb ist, schön, sehr schön. Warum sollt' ich nicht? Ich weiß, Du schüttelst den Kopf und machst ein finsteres Gesicht, Edelwald; aber Du hast unrecht. Ich sage Dir, daß mich die soirées bei unsern feinen Damen, und die soupers fins mit unseren unfeineren, anekeln, daß ich mich nur nach ihr sehne, den ganzen Tag bei ihr seyn möchte, daß sie mir ganz unaussprechlich gefällt, daß ich sie liebe, — so warm, wie ein Mann von dreißig Jahren, der die Weiber und die Welt kennt, nur irgend lieben kann. Daß das nicht bleiben wird, weiß ich. Wann wäre je die Liebe zu einem Weibe geblieben? Blüten

sind bestimmt, um abzufallen; ein Champagner-rausch kann nicht immer bleiben, soll's auch nicht. Aber dafür ist sie gefallig, gutmütig, ich möchte sagen, willenlos; das wird bleiben, und mich glüklich machen, weil sie mich mit ihren Ansprüchen nicht quälen, mich nicht einengen wird. Man sagt, sie habe keinen Charakter. „Desto besser!" antwort' ich. Die Sache des Manns ist es, Charakter zu haben, und die Sache des Weibs, ihrem Mann zu folgen. Das ist der Geschlechtscharakter; solt' es wenigstens seyn. Daß sie keine Aeone ist — nun! ich bin auch kein Edelwald. Und die Wahrheit zu sagen: für mich wär' eine Aeone viel zu — hochfliegend, zu geistig, zu eigenwillig; machte mir zu viel Ansprüche, kurz: sie wäre zu gut für mich. Du bist nun einmal so ein eigener Mensch. Du kannst Dir eine Welt schaffen, in Einem Wesen Alles finden, Dir den einfachsten Lebenskreis alle Tage mit neuen Blumen und anders dekoriren. Das kann ich nicht. Mir ist Abwechselung nöthig. Ich muß eine Welt haben, wenn ich in Einer leben soll. Eine mir zu schaffen; dahin reicht meine Phantasie nicht. Kurz: Amala ist mir

so ganz recht, wie sie ist, und ich werde sie heiraten.

Ja, heiraten, Edelwald! Daß ich so sehr gegen solche Verbindungen war, kannst Du mich nicht verdenken, wenn Du unsere Weiber vom Ton so kanntest, wie ich. Das puzt sich, legt alle Reize zur Schau, drängt sich an die Männer an! Das wizelt, sentimentalisirt, naivisirt, medisirt, kokettirt! Sie machen es so handgreiflich, daß sie gefallen, und nur den Männern von Ton, und nur durch äußere Reize gefallen wollen. Jede Schmeichelei, auch die impertinenteste, wird mit einem so süßen Lächeln aufgenommen; jede wizige Zweideutigkeit wird mit einer so schalkhaften Miene erwiedert, mit einem Fächerschlag, und Einem: „Sie sind recht unartig!“ das, mit d i e s e m Blik begleitet, ganz deutlich sagt: „Sie sind ein allerliebster Mensch!“ Die Mädchen machen es Einem so leicht, ihnen nahe zu kommen; werfen so sichtbar ihre Angeln aus, ob nicht ein Fisch anbeißen will, oder zehen, welches ihnen noch lieber wäre. Wer will ein solches Mädchen zur Frau haben? Gewis die, die ihnen am Meisten den Hof machen, am We-

nigsten; denn sie kennen sie am Besten. Man findet an ihnen Caïssc, allenfalls Aspasien, Ninons, aber keine Hausfrauen. Man hat so viel an ihnen, ohne Heirat, als wenn man mit ihnen verheiratet wäre, und noch mehr, weil sie sich vor dem Liebhaber, in all ihrem Reize zeigen, vor dem ehelichen Gemal aber gewis in der abgespannten, natürlichen Gestalt erscheinen, die dem Vernehmen nach, weit weniger reizend seyn soll. Warum sollte man sie denn heiraten? Neulich waren wir auf einem Bal in W., wo sich natürlich alle wirkliche und soi-disant Schönheiten versammelt hatten. Ich trat herein, in Begleitung etlicher Freunde, mit allem Glanz, den ein Paar Bänder und eine reiche Offiziers-Uniform, einem, eben nicht häßlichen Weltmann geben können. Das war ein Umsehen, ein Ohrenflüstern, ein Minaudiren, ein Vrrsuchen von mancherlei Attitüden, um Aufsehen zu erregen! Mancher schalkhafte, naive, feurige Blik streifte an uns vorbei, als gält' er uns nicht, und galt uns doch. Mancher Schleier wolt' in keine rechte Lage kommen, damit man ihn in recht viele reizende Lagen falten konnte. Die Damen schienen von

der Virtuosin Hendel gelernt zu haben; nur waren die Attitüden nicht im heroischen Styl, und die Damen keine Madonnen. Wir machten manchmal eine falsche Attake zur Rechten, d. h. wir machten Mine, uns auf die Eine Seite zu erheben; und gleich waren die Damen an dieser Seite, in der mannichfaltigsten Bewegung, — natürlich unter sich. Sie hatten sich so viel zu sagen, so viel miteinander zu lachen, zu schäkern, zu spotten. Das Minenspiel gieng so rasch, in den Bliken war ein so reizendes Leben, die schönen Arme zeigten sich so natürlich, — es versteht sich, daß man auf uns gar nicht achtete, uns gar nicht sah. Wir veränderten unser Manövre und wandten uns auf die linke Seite; jezt kam hier Alles in Bewegung und dort Alles in Ruhe, hier in eine triumphirende Bewegung, dort in eine verdrießliche Ruhe. Als wir uns nun deployrten und mit einem air non-chalant, und ich, wie ein ächter homme à bonne fortune, einer sehr freundlichen Aufnahme gewis, uns zu den Schönsten wandten, da waren alle verstolene Blike auf diese gerichtet, und das unbedeutendste Wort wurde so freundlich erwiedert, als ob

man ihnen damit ein Glück angekündigt hätte. Man that alles Mögliche, um mich fest zu halten durch Augen und Ohren; und der Blik wurde sichtbar finsterer, als ich mich weg erhob, eben so cavalièrement, wie ich gekommen war.

In Ernst, Edelwald; was läßt sich von so gefallsüchtigen, mannsüchtigen, so unweiblich-zuvorkommenden, so sichtbar anlokenden Mädchen erwarten, die Männerwerth und Alles, nur nach dem äußeren Schimmer beurtheilen, und hauptsächlich nur glänzenden Männern gefallen wollen? Ihr ganzes Wesen spricht ja aus: „wir wollen nur Eroberungen machen, nur Andere in Schatten sezen! Um äußeren Glanz ist es uns allein zu thun! Durch äußere Reize allein wollen wir einnehmen! Die Sinnlichkeit, Lüsternheit der Männer wollen wir aufregen; mit dem übrigen mag es werden, wie es will.“ Wer will sich für immer mit einem solchen Wesen verbinden?

Aber mit einer Amala wol! Ihrer bin ich gewis, und was noch mehr ist, ihrer Gutmütigkeit. Sie liebt mich; glaubt Alles, hofft Alles, duldet Alles, wie die Liebe. Sie hat

Vermögen. Mit 10,000 Thlr. Einkünften und einem solchen Weibe kann man Abwechselung in sein Leben bringen, und die Einheit ruhig in seinem Hause genießen, wenn man der Abwechselungen müd' ist. Amala soll nicht gekränkt werden; das darfst Du meiner Klugheit zutrauen, und das Uebrige? — Nun, Edelwald; Du wirst doch nicht verlangen, daß wir Andere, mit anderem Geist, und mit ganz anderer Reizbarkeit, uns den Regeln der gemeinen Moral unterwerfen sollen? Kann das auch Gesez für den Löwen seyn, was Gesez für das wiederkäuende Hornvieh ist? Soll der Adler leben wie die Bewohner des Hünerhofs, die auf das „Pipi!" zusammenlaufen und ihr mäßiges Futter bekommen, Einen Tag wie den Andern? das willst Du wol selbst nicht, Edelwald. Daß Du, hoher Genius, den ich nie erreichen kann, so lebst, wie Du lebst; das ist bei Dir nicht Sache der Pflicht, sondern des Geschmaks. Dir ekelt vor Allem, was man in der gemeinen Sprache, Ausschweifungen nennt. Ekelte mir auch davor; so würd' ich sie meiden, wie Du. Außerdem schwelgst Du auf andere Art, mit Deiner Phantasie und Deinem

Herzen. Daß Du ein Wesen gefunden hast, das dieser üppigen Phantasie und diesem sentimentalisch-wollüstelnden Herzen genug thut; wol Dir! Wer eine Haarlemer Orgel zu seiner Disposition hat, kann allenfalls ein Orchester entbehren: aber kann sie Jeder haben, und auch spielen, wenn er sie hätte? Daß ich nicht so geistig schwelgen kann, wie Du, das ist nicht meine Schuld; und daß ich keine Aspasia, keine Ninon fand, die mich immer fesseln konnte, — warlich! auch nicht. Also nimm mich eben, wie ich bin. Daß ich ehrlich bin, und ein treuer Freund meiner Freunde; daß mich das Große, Schöne, Edle anzieht, wo ich es finde, daß ich das Größere ehre, das Erhabene verehre, das weißt Du. Und ich denke, das ist Dir genug. Laß mich übrigens meinen Weg gehen, wie ich Dich den Deinigen. An jedem Standort des Schönen, Großen, treffen wir uns doch.

Vor meiner Heirat muß ich aber erst die jezige Hauptstadt von Europa, das Babylon, Athen, Rom der neuen Welt, Paris noch einmal sehen, und genießen mit all seinen Herrlichkeiten, von der Zunge des Gourmands an

bis zu dem feinen Sinn des Kunstkenners, den Titian und Rafael überfüllt mit Genuß. Ich werde dort bleiben, — so lang' es mir gefällt, und genießen — was mir schmekt. Dafür hab' ich meine Sinne und meinen Sinn. Dafür ist Amala mit 10,000 Thlr. Einkünften, meine Braut.

Ich höre, Du reisest nach der Schweiz, Edelwald. Das ist etwas für Dich; aber nicht für mich. Doch treffen wir uns vielleicht irgendwo; das wär' eher etwas. Solche Naturen lieb' ich. Adio.

Drei und achtzigster Brief.

Edelwald an Esplandin.

Werdau.

Ich kenne Dich nicht mehr, Esplandin, oder ich habe Dich vielleicht nie gekannt. Welch ein Brief, den Du mir schriebst! Welche Grundsäze! Zwar wußt' ich es zum Theil und ahnet' es noch mehr, daß Du das andere Geschlecht nach ganz anderen Prinzipien behandelst, als das unsrige; daß die Weiber Deiner Rechtschaffenheit bei Weitem nicht so trauen können, wie wir. Es flog mir schon mehrmals durch den Kopf, daß es wol von Dir gelte, in Hinsicht auf die Weiber, was Thucydides von den Lacedämoniern in Hinsicht auf die Ausländer sagt, was auch von den jezigen Engländern und Franzosen gilt, Du beobachtest zwar im heimischen Verkehr (gegen Männer) Rechtlichkeit; aber gegen Auswärtige (gegen Weiber) erklärst Du das Beliebige für löblich und das Nüz-

tiche für recht. Aber ich sah Dich blos unter Weibern, die Dich mit gleicher Münze bezalten, also nichts Besseres verdienten. Ich ließ es gehen, weil ich eben nicht fand, daß sich Dein Charakter dadurch verschlimmerte; weil ich wußte, daß Du zwar ohne ein Weib, aber nicht ohne Weiber, auch kaum ohne kleine Intriguen leben kannst. Doch tolerirt' ich's nur an Dir, weil ich Deinen Sinn für alles Große, Gute, Edle, besonders Deine Anhänglichkeit an Freunde, und auch an mich kannte. Ich dachte mir Deine Reizbarkeit, Deine Erziehung, Deine Umgebungen im Militär; und so hielt ich Dein Weben und Leben mit Weibern für ein gewohntes Eitelkeits- und Intriguenspiel, das Du über kurz oder lang, selbst überdrüßig werden würdest. Aber ein Mädchen, wie die gute Amala heiraten, mit einem solchen Sinn, zu solchem Zweck; ihren Glauben an Dich und ihre Liebe zu Dir, so schändlich täuschen: nein Esplandin, das darfst, das solst Du nicht, oder ich bin Dein Freund nicht mehr. Du solst sie nicht heiraten, und überhaupt nicht, weil Du kein Weib glücklich machen kannst. Sage mir nichts von Deiner Liebe zu ihr, oder vielmehr

von Deiner Verliebtheit. Du weißt selbst, daß das nicht bleiben wird; und ich weiß, daß es nur ein Lüsteln ist, das sich auf ihren schönen Teint, ihren graziösen Wuchs und auf den Blik ihres himmelblauen Auges gründet, — auf sinnliche Reize, die durch ihre treue Anhänglichkeit an Dich, durch das, überall sich aussprechende Zutrauen zu Dir, noch mehr erhöhet werden, für Deinen lekeren, nach allem Pikanten so gierigen Geschmak. Wenn dann dieser Reiz nicht mehr neu ist; wenn Du Deine gourmandise sentimentale befriedigt hast: so wirst Du Langeweile bei ihr fülen, die Langeweile auf jede Art zu vertreiben suchen, wirst verschwenden und ausschweifen, sie wird schmachten und seufzen. Du wirst sie unglüklich machen und wie ein Bösewicht an ihr handeln, wenn Du auch noch kein Bösewicht bist.

Du wirst es aber werden. Esplandin; ich wiederhole Dirs, Du wirst es sicher werden. Schon das, daß Du Alles so planmäßig betreibst, Dir den Lebensplan eines Lüstlings vorzeichnest, und recht conamore von seiner Ausführung redest; daß Du also nicht nach und nach in den Strudel kommst, sondern Dich

darin baden willst, — das ist mir ein sicheres Zeichen. Ein vorsäzlicher Lüstling wird bald ein Wüstling, und ein Wüstling wird zum Bösewicht, sobald ihn die Umstände treiben, was bei Dir nicht ausbleiben wird. — Wenn das Genialität ist; so bewahre uns Gott und jeder Genius der Menschheit vor Genialität. Solche Genies sind Vulkane, die sich herrlich ausnehmen in der Ferne, Stoff geben für Maler und Dichter; auf denen aber nichts gedeiht, die zerstörend sind in ihrer satanisch-genialischen Explosion, und ein todter Aschenhaufe, wenn sie ausgelöscht sind. Und daß Du nun gar winkst, es müsse für geniale Menschen eine eigene Moral geben, oder gar keine! Du und Deines Gleichen hatten also Löwennatur, nur mit dem Unterschied, daß Ihr das erwürgtet, was Euch liebte? Den Raubvögeln wäret Ihr gleich, nur daß Ihr das zerfleischtet, was sich in Euren Schuz begäbe? — Eine vermaledeite, höllische Genialität! Gewöhnliche Bäche solte man also in Bette leiten, ihrer verheerenden Flut Dämme entgegensezen; aber dem Niagara nicht? Der feinere, reinere Theil unseres Geschlechts, die Weiber, und noch dazu die Besten unter

ihnen — und nach ihnen lüstet ihr! — wären also geschaffen zum Fraß für Euch, wie es manche Thiere für den Löwen und Adler sind? Warlich! Aas gebührt Euch, aber nichts Lebendiges. Ist es wahr, daß Sittlichkeit zum Wol des Menschengeschlechts unentbehrlich ist; daß die Menschheit nur dadurch ihre Bestimmung erreichen kann; ist Laster nicht blos ein willkührlich-proklamirtes, sondern seiner Natur nach, ein wirkliches Uebel, — woran Du keinen Augenblik zweifeln wirst, wenn man Dich, auch nur vier Wochen, in eine Kolonie von Bösewichtern sezte — so müssen die Menschen sittlicher seyn, in dem Maaße, wie sie mehr Kräfte, Talente, Genialität erhalten haben, also mit mehr Energie auf Andere wirken können. Mag es seyn, daß ein genialischer Mensch, bei dem, mit dieser Genialität verbundenen hohen Grad von Reizbarkeit, sich leichter vergehen kann, und ärger als ein anderer; daß er auch seine Fehler leicht wieder gut machen kann, eben durch die hohen Kräfte seiner Natur: aber die Erlaubniß, sich so zu vergehen, zu einem Recht der Genialität, zu einem Privilegium für ausgezeichnete Menschen zu ma-

chen, also Unsittlichkeit zu einem Ingrediens hoher Talente zu erheben: das ist eine Satanität, ein satanischer Geniestreich, der die Sittlichkeit zum Gemeinen herabzuwürdigen sucht und gewis seinen Zweck nicht verfehlt bei jungen Brauseköpfen, die es nur zu leicht fülen, daß sie wenigstens dieses Ingrediens der Genialität in sich tragen, und es gerne nuzen mögten. Ferne von Dir sei ein solches Höllensystem! Könntest Du es treu befolgen; ich würde Dich fliehen, wie den Satan, ob ich gleich kein Weib bin.

Und daß diese unschuldige Amala Dich liebt; daß es Deiner Gestalt, Deinem Weltton, Deinem hoch-männlichen und doch sanft-anschmiegenden Wesen gelungen ist, ihre idealische Sinnlichkeit zu fesseln, und Deinem hochaufflammenden Enthusiasmus für das Gute und Schöne, ihr kindlich-fülendes, kindlich-glaubendes Herz Dir zu gewinnen; daß sie Dir dies Herz ganz hingab, mit dem zweifellosen Zutrauen, Du seyest ein edler Mann, weil Du Anwandlungen von Edelsinn hast: — eine Amala glaubt nie halb, giebt und ist nichts halb — rührt Dich das nicht, Esplandin? Könntest Du ein

solches Heiligthum von Reinheit und Kindlichkeit zerstören, und ein Herz zerfleischen, das nur in und durch den Einen lebt, dem es sich hingab, das für alle unsere Männer — Wenige ausgenommen, zu gut ist, weil ihm der Sinn für schlechte, für irgend etwas Schlechtes fehlt? Und warum? Damit Du Deine Lüsternheit, sey's auch eine Herzenslüsternheit, sätigen, in den geistigen Reizen dieser Unschuld schwelgen und Deine übrige wilde Begierden durch ihr Geld befriedigen kannst? Amala hat keinen Charakter, sagst Du. Uud ich sage Dir, sie hat den Charakter eines Weibs, das sich anschmiegt an den Mann, wie der Weinstok umschlingt den Eichbaum, an ihm emporwächst, und süße herrliche Früchte bringt. Sie hat Charakter genug um zu leiden, tief und schreklich zu leiden, wenn sie sich getäuscht sieht; wenn der, der ihr Einziges und Alles war, sich kalt von ihr wendet, und etwas Neues sieht, für sein vielseitiges, zerrissenes, von Genußdurst immer schmachtendes Wesen, und ihr Herz mitnimmt, wie man einen Arm abnimmt, an dem man nur noch Schmerz fült.

Nein; Du darfst und solst Amala nicht heiraten, und ich hoffe Du wirst auch nicht.

Denn schon Deine Reise nach Paris macht sie unglüklich, und das mit Recht. Jeder Jüngling, der freiwillig reiset, wenn er um seine Braut seyn kann, zeigt, daß er sie nicht liebt. Der Brautstand ist ein so heiliges Paradies, von Unschuld, Liebe und Seeligkeit; es ist so unaussprechlich süß, den Erguß eines reinen weiblichen Herzens, einzusaugen in sein Herz, und ihn zu erwiedern durch gleichen Erguß, daß warlich! der Mensch keinen Sinn für dies hoch-poetische Leben haben, oder dasselbe nicht fähig seyn muß, wenn er es freiwillig verläßt, und sich in der Welt herumtreibt, um Gemälde und Antiken anzustaunen, oder auf Berge zu klettern, oder gar, um Opern und Ballets zu sehen. Das Alles ersezt keine Braut, giebt dem Herzen nichts. Und fände gar der Bräutigam auf der Reise etwas für sein Herz, oder nur ein Wesen, das ihn anzöge, das in ihm die Ahnung wekte, es könn' ihm vielleicht mehr geben, als seine Verlobte; wie ist dadurch schon das ganze Paradies, vielleicht die ganze Ehe gestört! Und nun gar eine Reise

nach Paris, das für die meisten Fremden nur Frivolitäten, und für Dich Lüstling, nur verbotene Reize hat, — das heißt, ein Heiligthum der Liebe verlassen und sich in einen Strudel von Zerstreuungen stürzen; es heißt, mitten aus einem Dresdener Te-Deum in ein Possenspiel gehen, oder vom Rigi zu einem Maskenbal. Und wie das arme Mädchen zu Hause warten, schmachten, bangen muß, bis zur Zurükkunft! Nein, Esplandin, wenn Du auch die heillose, unheilstiftende Idee aufgäbest, so darfst Du doch Amala nicht heiraten, blos weil Du sie fassen, weil Du so etwas wollen konntest.

Heirate Du die stolze genialische Thorilda, die lüsterne Bertha, oder die kokette Elmire. Sie sind ja alle drei, auch reich! Aber sie werden Dich mit gleicher Münze bezahlen, damit Du auch einmal empfindest, wie Lüsternheit, Koketterie und verkehrte Genialität in der Ehe schmekt.

Vier und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Wie mirs geht? fragen Sie mich liebe Mutter; und die Frage sezt mich wirklich in Verlegenheit. Ich bin nicht unglüklich und nicht glüklich; mir ist nicht wol und nicht weh. Ich vegetire eben so hin, ohne vorwärts oder rükwärts oder auf die Seite zu sehen. Und wenn ich das nur kann; dann ist mir am wolsten. Aber wenn mirs vorschwebt, was ich genießen und werden konnte, bei einem andern Mann; wenn ich andere gebildete Männer sehe, und wie sie sich fortbilden, und ihre Weiber mit fortziehen, heraufheben, elektrisiren, magnetisiren, dann blutet mir das Herz. Manchmal mach' ich mich dann an Grambold, um ihn wenigstens fülen zu lassen, wie weit er zurük ist. Ich frag' ihn etwas, was alle Männer seines Gleichen wissen, damit er beschämt werde, wenn er

es nicht weiß. Als ich allem Umgang entsagt, und mich in mich selbst zurükgezogen hatte, las ich viel, selbst Uebersezungen von Griechen und Römern, weil mich aus ihnen ein hoher, hebender Geist ansprach. Ich rede manchmal mit ihm davon, oder vielmehr: ich versuche, mit ihm zu reden, red' aber eigentlich allein; denn Grambold sagt verlegen ein Paar Worte, giebt mir und Homer und Sofokles und Cicero recht, und macht, daß er fortkommt. Sichtbar meidet er mich dann, den ganzen Tag über, wenn ich einen solchen Versuch mit ihm gemacht habe. Neulich waren wir bei Holtiz, wohin ich ihn manchmal schleppe — ja, recht eigentlich schleppe, — damit er nur manchmal in gebildete Gesellschaft kömmt. Von Schlegels treflichen dramaturgischen Vorlesungen war gerade der zweite Theil angekommen; wir sprachen Manches über dessen Beurtheilung der französischen Tragiker, und die Unterhaltung lenkte sich auf die französische und teutsche Liebe, und auf deren verschiedenen Ausdruk bei den Schriftstellern beider Nationen. Sie wissen, liebe Mutter: wer nur irgend etwas von unserem Schiller und Göthe,

und etwas von Racine und Corneille gelesen hat, der fült diesen Unterschied. Er ist am Auffallendsten in der Art wie Teutsche und Franzosen Heloisens Liebe dargestellt haben. Grambold langweilte sich dabei zum Sterben. Endlich sagt' er, Wieland wisse doch unter den Teutschen, am besten, was Liebe sey. Er habe unmöglich einen Hippias und eine schöne Danaë so darstellen können, wenn er es nicht wisse. Von Franzosen habe er indeß auch Einiges gelesen, woraus man sehe, daß sie sich auf Liebe verstehen. Sie können denken, wie mir zu Muth war. Ich kenne seinen Hang zu Ausschweifungen, der kaum zurükzuhalten ist. Noch neulich hab' ich, ohne mein Zuthun, einige Beweise seines ehemaligen Wüstlingslebens, in die Hände bekommen, durch die ich ihn öffentlich beschimpfen konnte. Diesen Hang nun so öffentlich zu verraten, in Gegenwart von Holtiz und seinem edlen Kreise; all diesen Menschen selbst zu beurkunden, daß man keinen Sinn habe für die höhere Liebe, die allein diesen Namen verdient: das war mir unerträglich. Ich glaubt' ihn recht beschämen zu müssen. „Du hast wol übel gehört, Gram-

bold!“ sagt' ich. „Wir sprachen von Liebe; nicht von Wollust. Für diese hättest Du den feinen Wieland nicht anzuführen brauchen. Du hättest eine noch kräftigere Darstellung ganz in der Nähe gefunden; und noch dazu eine praktische.“ — Holtiz wohnt in der nemlichen Straße, in der die berüchtigsten Mädchen wohnen. — Er wurde roth, sammelte sich aber bald, und sagte mit erzwungenem Scherz zu der Gesellschaft: „Im Punkt der Liebe ist man doch den Weibern nie fein und gelehrt genug.“ Jezt stand er auf, und besah die neuen Kupferstiche, die angekommen waren. Es war bitter, liebe Mutter, was ich sagte; sehr bitter. Aber glauben Sie mir, Grambold muß jezt etwas streng gehalten werden, wenn er auf gutem Wege bleiben soll. Hielt ich ihn nicht sorgfältig von allen Gelegenheiten zurük, wo er in seine alte Ausschweifungen verfallen könnte; er wäre schon längst wieder eben so ausschweifend wie vorher. Die Hazardspiele, die Trinkgelage, und die leichten Mädchen ziehen ihn noch allzu sehr an; und ich habe erfahren, was daraus entsteht, wenn er sich ihnen wieder hingiebt. Schreiben Sie mir aber doch Ih-

re Meinung über mein Betragen, mit Ihrer gewöhnlichen Freimütigkeit und Mütterlichkeit. Immer ist mir's, als sey mein Gewissen nicht ganz ruhig, wenn Sie mir noch nicht Ihren Beifall bezeugt haben.

Fünf und achtzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalie Grambold.

Holdheim.

Dein Gewissen hat Dir einen Wink gegeben, liebe Rosalie; daß Dein Betragen Tadel verdiene, indem es Dich auf mich verwies. Es würde Dir gewis mehr gesagt haben, wenn Du es ruhig an- und ausgehört hättest. Wie ist es doch möglich, daß Du Dir ein solches Betragen gegen Deinen Gatten erlauben, daß Du ihn absichtlich beschämen, in Verlegenheit sezen, drüken, daß Du ihm solche ausgedachte Bitterkeiten sagen kannst? So gut Deine Absicht dabei seyn, oder so sehr Du Dich darüber täuschen magst; Du hast aufgehört ein Weib zu seyn, Du suchst die Despotin Deines Gatten zu werden; das unnatürlichste Verhältniß zu gründen, das es auf der Erde geben mag. Eine Frau, die an Bildung ihren Mann über-

trifft, die sich ein Uebergewicht von Verstand und Einsicht nicht verbergen kann, hat schon alle Weisheit, Klugheit und Feinheit nöthig, um ihren Mann nicht zu überglänzen, zu drüken, keine Blöße von seiner Seite zu veranlassen, wenn sie das Alles auch ehrlich nicht will; sie sezt sich gleich in Schatten, wenn es sich einmal trifft, ohne ihr Zuthun, ihre Absicht. Wie empörend muß es dann seyn, ein Weib zu sehen, die das will, die absichtlich beschämt, den, dessen Namen sie trägt, der ihr Stolz und ihre Ehre seyn solte! Wäre der Zwek noch so edel; liebe Tochter, der Zwek rechtfertigt die Mittel nie. Man darf nichts Böses thun, damit Gutes daraus entstehe. Der Mensch ist Werkzeug in der Hand des höchsten Wesens; aber diesem nicht unentbehrlich zu Erreichung seiner Zweke. Er hat also nur zu thun, was recht und gut ist, unbekümmert darum, ob ein Zwek und welcher dadurch erreicht wird. Das ist Gottes Sache; aber nicht die seinige dies willkührliche Erheben an Gottes Stelle, um gewisse gute oder für gut gehaltene Zweke auszuführen, ohne Rüksicht auf die Mittel, — es zeugt von einem Titanengeist, der

früher oder später, ein Titanenende nehmen muß, heiße nun der Zwek, Völkerfreiheit oder Mannsbesserung. Und nun gar, dieser Geist in einem Weibe! Du warst tausendmal besser, Rosalie, als Du, verkannt von Deinem Gatten, blos Deiner Pflicht lebtest, aus Pflicht entbehrtest, und es still trugst, wenn Dich Dein Gramblod verkannte. Du mußt auch glüklicher in Deinem Inneren gewesen seyn, als jezt. Und denkst Du, daß Du mit diesem Drüken, dieser Beschämung, diesen Bitterkeiten, etwas an Deinem Gatten bessern werdest; daß Du ihm Bildung, Fortbildung angenehmer machen könnest? Er muß ja alle Bildung täglich mehr hassen, wenn sie solche Früchte bringt, wie er an Dir sieht. Immer muß es sich bei dem Gebildeten in Handlungen zeigen, daß Bildung gerechter, billiger, schonender, humaner mache, daß man dadurch pflichttreuer werde in jedem Verhältniß, jeder Lage des Lebens. Fehlt es daran, so ist die sogenannte Bildung, eine aufgeklebte Wisserei, die nur eitel macht, also verbildet und herabsezt an wahrem Menschenwerth. Ein Mensch, der sich nicht in seine Verhältnisse zu schiken

weiß, oder gar sich nicht hineinschiken mag, ist weniger gebildet, als der einfache Landmann, als die Bauersfrau, die die Lasten ihres Hauswesens trägt, und ihren Gatten und ihre Kinder versorgt, so gut sie's versteht. Das wird Dein Grambold früher oder später fülen, wenn er sich's auch nicht deutlich entwikelt; oder vielmehr: er fült es jezt schon. Jezt wird er nur noch gehalten in seinen Sklavenketten, durch das Bewußtseyn, daß Du manche seiner ehemaligen groben Ausschweifungen entdekt hast; das wird aber nicht immer so bleiben und vielleicht nicht lange mehr. Die Ketten werden ihm über kurz oder lang unerträglich werden, er wird sie losreissen, solt' er sich auch bis auf die Knochen verwunden. Und dann ist er unwiederbringlich verloren, — Rosalie; ich schreib' es mit schwehrem Herzen, — durch Deine Schuld.

Wie anders benimmt sich ein Weib, das weiblich auf ihren Gatten zu wirken sucht! Sie hütet sich sorgfältig, ihn nie zu drüken; denn wer uns drükt, den lieben wir nicht. Sie sezt sich immer, wie man sagt, au niveau von ihm, ohne daß er es nur ahnet, sie läßt sich herab, zu ihm. Sie umschwebt ihn, wie ein

guter wohlthätiger Genius, um ihn zu heben; aber tief, unvermerkt, durch Aufregung seiner inneren Kraft. Sie sucht ihm Geschmak einzuflößen an Lektüre, an Musik, an geistigen Vergnügungen. Was ihn am Meisten interessiren kann, lieset sie ihm vor, oder erzält's ihm, wenn er das Vorlesen noch nicht leiden mag. Von seiner Lieblingsneigung, seinem Stekenpferd geht sie aus, und führt ihn auf etwas Besseres, Höheres. Sie nimmt Theil an seiner Art von Vergnügen, so weit es dem Weib ansteht, und rechnet darauf, daß er auch an ihren Theil nehmen werde. Sie fordert's nicht, scheint es nicht einmal zu erwarten; sie weiß, daß es sich von selbst giebt. Vor andern, etwas höher gebildeten Menschen, schont sie ihn nicht allein, sondern sie sucht ihn auf alle Art zu heben. Er hat hier oder da eine Bemerkung gemacht, die sie anbringt; er hat eine Einrichtung getroffen, von der sie erzält. Sie leitet das Gespräch auf etwas, was er weiß. Sie fragt ihn darum, damit er hereingeflochten werde in die Unterhaltung. Das Alles ist bei ihr mit sichtbarer Liebe tingirt. Je mehr Achtung man ihr in einer Gesellschaft

erweiset; destomehr Achtung zeigt sie ihrem Gatten. Sie zwingt die Menschen, ihm mit Achtung zu begegnen, weil *sie* ihm so begegnet. Auch erscheint er den Meisten wirklich gebildeter, weil eine gebildete Frau ihn achtet. Indeß vergißt sie dabei nicht, ihm fülbar zu machen, die Nothwendigkeit einer höheren Bildung, und mit der Zeit, in ihm aufzuregen, das Bedürfniß. Eigentlich *macht* sie jene Nothwendigkeit ihm nicht fülbar; sie hindert es nur nicht, wenn es ihm manchmal, durch Lage und Umstände fülbar wird und werden muß. Und das Bedürfniß wekt sie durch ihr stilles Beispiel. Sie kommt ihm so heiter, so seelig entgegen, wenn sie sich in der Einsamkeit mit einer guten Lektüre beschäftigt hat. Sie weiß ihn so gut zu unterhalten, sich ihm so intereßant zu zeigen, daß in ihm natürlich der Wunsch entstehen muß, *auch* in der Einsamkeit so heiter zu werden, so gut unterhalten zu können, so intereßant zu seyn. Sie reicht ihm so manchen duftenden Strauß von den Blumen, die sie selbst gezogen hat, daß er Lust bekömmt, *auch* Blumen zu ziehen. Kurz: sie

hebt ihn zu sich herauf, ohne daß er selbst weiß, wie und wodurch es geschehen ist.

O Rosalie! Du soltest die Gräsin B. sehen, die, wie Du weißt, einen ungebildeten, vielleicht keiner Bildung empfänglichen Mann geheiratet hat. Ob sie ihn hätte heiraten sollen, und warum sie sich mit ihm verbunden hat, das will ich nicht entscheiden. Aber jezt, da sie einmal seine Frau ist, behandelt sie ihn mit einer Zartheit und Klugheit, der allen Weibern in ähnlichen Lagen, zum Muster dienen könnte. Er liebt kaum etwas Anders, als Pferde und Hunde, und die, die sie pflegen; war auch ehemals milder, wenigstens gegen die Lezten, als gegen seine Unterthanen, so daß man ihm nachsagt', er behandle die Hunde wie Menschen und die Menschen wie Hunde. Nun macht sie sich bekannt mit allen Anekdoten von der Treue der Hunde; und wenn nun der Graf dadurch ins Gespräch gezogen ist, macht sie ein Paar Bemerkungen über die Treue überhaupt, geht über zu der Treue der Weiber, zur Treue gegen Freunde, und sentimentalisirt so eine Weile fort, bis man an dem Grafen bemerkt, daß er nicht mehr Theil nimmt, da dann gleich

wieder ein Hund seine Rolle spielen muß. Neu⸗
lich erzälte sie eine Anekdote von einem Pferde,
das keinen Despotismus dulde, die sehr merk⸗
würdig und zugleich sehr lehrreich für den Gra⸗
fen war. Ein Offizier kaufte auf Empfehlung
des Stallmeisters in W. einen Senner *) der
als Eins der unermüdlichsten Pferde bekannt
war. Er versuchte, in einem Tage zehen Mei⸗
len zu reiten, und das Pferd machte den Weg
im Winter, ohne große Beschwerde. Er ver⸗
suchte elf, zwölf Meilen, und das Pferd that
willig, was er wolte. Jezt wettet' er mit an⸗
deren Offiziers, daß er fünfzehn Meilen reiten
wolle, und auch diese wurden geritten, doch
mit harter Anstrengung des Pferds. Das war
diesem zu viel. Als sich der Offizier einige Ta⸗
ge darauf, wieder aufsezen wolte, bäumte sich
der Senner, machte die tollsten Sprünge, und
ruhte nicht, bis er seinen Reuter abgeworfen
hatte. Der Offizier machte mehrere Versuche,
aber vergebens. Er wurde jedesmal abgewor⸗
fen; wenigstens gehorcht' ihm das Pferd durch⸗

*) Pferde, die in einer Heide wild aufwachsen, und etwa im dritten Jahr eingefangen werden, heißen so.
A. d. H.

Staatl. Bibliothek
Regensburg

aus nicht. Er mußt' es verkaufen. Ein Kaufmann in einem Landstädtchen kauft' es auf den Rath des nemlichen Stallmeisters, und es folgt' ihm willig. Einige Zeit hernach sieht der Offizier den Kaufmann auf seinem Senner daher kommen, und ist ganz erstaunt darüber, daß sich das Pferd von ihm reiten läßt. Er bittet den jezigen Besizer, ihm das Pferd nur auf eine Viertelstunde zum Reiten zu geben. Er sezt sich auf, und das Pferd — wirft ihn ab. „Das war ein prächtiges Thier!" rief der Graf. „Ich hätte 200 Napoleonsd'or dafür gegeben. Und dem Pferdeschinder ist es ganz recht geschehen, daß es ihn heruntergeschmissen hat. Meinetwegen hätt' er ein Bein brechen mögen." — „Das nun eben nicht," sagte die Gräfin sehr freundlich. „Das Pferd erreichte ja doch seinen Zwek! Dieser ist aber, dünkt mich, ganz natürlich. Ich glaube, daß sich Menschen und Thiere nur bis auf einen gewissen Grad drüken lassen, dann aber sich zur Wehr sezen, wenn noch irgend etwas von Kraft und Muth in ihnen ist." — „Wenn sie's nur thäten!" fuhr der Oberforstmeister von R. darein. „Denn" — mit seinem gewöhnlichen

Fluch — „man geht oft mit ihnen um, ärger wie mit dem Senner. Sie sollen frohnden und Steuer bezalen, und immer mehr bezalen, immer mehr frohnden und Vorspann geben, und haben Einquartirung, die Wein und Braten will, da der arme Bauer kaum Brod und ein Glas elenden Fusel hat.“ — „Nun; so arg ist es doch auch nicht“ erwiederte der Graf,“ wenigstens auf meinen Gütern nicht.“ — „Das wissen Sie so nicht, Herr Graf. Man muß in die Hütten der armen Bauern hineinguken, um zu sehen, wie sie sich behelfen. Ihre Hunde leben besser, als mancher Bauer, auf Ihren Gütern; besser als der elende Stephan, der vor'm Jahr so lang an der Gicht lag.“ — „Wirklich kann ich es doch auch selbst nicht glauben, daß die Leute so sehr Mangel leiden: aber es wäre schreklich, wenn es sich so fände, wie der Herr Oberforstmeister sagt“ — versezte die Gräfin. „Weißt du was? lieber Bernhard; (mit ihrem unwiderstehlich bittenden Gesicht) — wir wollen doch morgen einmal bei dem Stephan nachsehen. Ohnehin muß er deinen Tiras verpflegen, und das arme Thier könnte auch Mangel leiden.“

— „Du hast recht! das wollen wir.“ — Am folgenden Tage wurde zu dem armen Stephan gegangen, der Hund ordentlich genährt, aber sonst ein großer Mangel gefunden; und die Folge davon war, daß man ein halb Duzend Pferde samt den Reitknecht und einen Rudel Hunde abschaffte, auch mancherlei andere Einschränkungen machte, dagegen ein Drittel der Steuer nachließ, daß man sich wegen der Einquartirung, dem drükendsten aller Uebel, verwendete, und daß der arme Stephan, so wie mehrere seines Gleichen, keinen Mangel mehr litt.

Siehe! so wirkt ein Weib.

Neulich gab der Graf ein Diner, wozu ich auch eingeladen war. Nach Tisch standen wir zusammen und sprachen von den jezigen Zeitläuften, von unserer Nation, besonders aber von den besten Mitteln unsere Nationalität zu erhalten. Heerens Aufsaz im vaterländischen Museum,*) und die, von ihm vorgeschlagenen Mittel, besonders aber das, was

*) Eine reichhaltige, lesenswürdige Zeitschrift. (Hamburg bei Perthes.) Der Aufsaz steht im 2ten Heft. A. d. H.

wir Weiber dabei thun könnten, kam in Betrachtung. Die Gräfin sprach treflich und warm über das Anschmiegen der Teutschen an jede fremde Sitte. Als sie indeß bemerkte, daß der Graf sich nähere, lenkte sie unvermerkt ein, von dem Allgemeinen auf das Einzelne, und als er nahe genug war, fragte sie ihn, wie die Frau von Wildow jezt ihr Haus eingerichtet habe; sie wiß' es nicht genau mehr. Er erzählte dann, daß man gegen zwölf Uhr ein dejeuner à la fourchette nehme, gegen sechs Uhr Abends zu Mittag esse, daß die Gräfin ihre soirees habe und gebe, kurz: daß und wie durch die französische Einquartirung, Alles im Haus, auf französischen Fuß eingerichtet sey. So war der Graf mit in das Gespräch gezogen, und Niemand, der ihn nicht sonst kannte, bemerkte, daß er bei dem Gespräch über Heerens Aufsaz, eine stumme Rolle hätte spielen müssen.

Noch Einmal, Rosalie: siehe, so wirkt ein Weib! Und dann wirkt sie sicher. Jeder, der den Grafen vorher kannte, sagt, daß er seit seiner Verheiratung, schon weit gebildeter worden sey, daß er sich in seinem rohen We-

sen nicht mehr gefalle, daß er nicht mehr stundenlang im Pferdestalle unter den Stallknechten size, ihre plumpe Späße nicht mehr anhöre, kurz: daß er wenigstens von manchen Seiten, sich der Gräfin verähnliche.

Wie Du aber wirkst, siehst Du schon deutlich genug. Dein Grambold meidet Dich. Du demütigst ihn, beschämst ihn, sezest ihn dem Spott der Gesellschaft aus. Du läßest sogar merken, daß Du Sachen von ihm wissest, die ihm die Zunge fesseln, weil man weiß, daß er sonst nicht der Mann ist, der sich so behandlen läßt. Natürlich, daß er Dich flieht, daß sich sein Inneres empört, daß er Dich hassen muß. Von allem dem, was Du thust, müßtest Du das Gegentheil thun, wenn Du Grambold bessern, und Dir eine glükliche Ehe schaffen woltest. Zwang und Furcht, Beschämung und Bitterkeit bessern nie, — am Wenigsten, wenn sich ein Weib so etwas gegen ihren Mann erlaubt.

O! wie anders handelt doch der Mensch, wenn er sich von dem Geist der Religion, oder vielmehr von dem Geist des Christenthums, der Einzigen Religion, die diesen Namen verdient,

keiten läßt! Vergeben, ganz und für immer vergeben jeden Fehler, jedes Verbrechen, jede Unthat, sobald man wahre, herzliche Reue sieht; austilgen ihre Folgen, mit eigener Aufopferung, wo und wie es nöthig ist; mit Liebe zuvorkommen, übergießen, erwärmen das Herz des Reuigen, beleben seinen Muth, ihm wieder Glauben einflößen, an sich selbst; ihm Alles zutrauen, wenn er auch vorerst nur wenig vermag; schonen, tragen, dulden seine Schwachheit und ihm forthelfen wo man kann; — so sucht der größte Menschen- und Herzenskenner Menschen zu bessern, und es gelingt ihm so oft bis auf diesen Tag. So muß auch der Mensch an seinem gefallenen Bruder zu bessern suchen, wenn es ja etwas von Innen heraus wirken soll.

Ich sage Dir Rosalie; Grambold ist jezt besser als Du, die mit wahrem Pharisäergeist, Dich brüstest, daß Du keine Sünderin seyest, wie er. Findest Du dies Wort von einer Mutter hart; so müßtest Du es auch hart finden, wenn ich Dir ein bösartiges Geschwür aufschnitte, das einen Deiner edlen Theile zerstören will.

Sechs und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

(Vor Empfang des Vorigen geschrieben.)

Ich bin in großer Verlegenheit, liebe Mutter. Grambold ist schon seit vier Tagen abwesend, wolte nur Einen Tag ausbleiben, und nun hör' ich, daß er nach Kassel zu einem gewissen Esplandin gereiset sey, der ein Bekannter von ihm und ein arger Wüstling ist. Vermuthlich hat ein Auftritt, den wir miteinander hatten, den nächsten Anlaß zu der Reise gegeben. Ich erfuhr nemlich, daß er heimlich wieder die berüchtigten Mädchen besuche, denen er einmal eine Fete geben wolte. Als er nach Haus kam, sagt' ich ihm gerade zu, daß ich das schlechterdings nicht dulden würde; daß ich nicht wieder so unglüklich werden wolle, als ich gewesen sey; daß eine Frau sich dergleichen

öffentliche Ausschweifungen ihres Manns nicht gefallen zu lassen brauche, u. s. w. Er wurd' aufgebracht, sagte mir, daß er sich nicht wie einen Knaben behandeln lasse, und nun gleich in jenes Haus gehen wolle, zum Zeichen, daß er thun könne, was ihm gefalle. „Und so darf ich auch thun, was mir gefällt!" sagt' ich. „Die Stadt wird dich kennen lernen, wenn ich die Briefe vorlege, die ich in Händen habe, um eine Scheidung von dir zu begründen." — „So weit könntest du es treiben?" rief er wütend, sprang auf und rannte zur Thür hinaus. Am Abend sagt' er mit ziemlicher Ruhe, daß er am nächsten Morgen nach Gronau in Geschäften reisen müsse. Ich weiß, daß er oft dort zu thun hat, war also froh, daß er gerade jezt weg gieng, und daß wir uns Beide ein wenig abkülen konnten. Aber jezt ist mir sehr bange. Ich werfe mirs vor, daß ich ihm mit den Briefen gedroht habe. Wie? wenn er nun nicht wieder zurük käme, nach Amerika gienge, Militärdienste nähme? Gewis wird ihm Esplandin so etwas rathen. Ach! rathen Sie mir, liebe Mutter, was ich thun soll. In mir ist eine Unruhe,

die ich gar nicht beschreiben kann. Bannte mich nicht ein Katharralfieber in mein Haus, fast in mein Bett, ich käme zu Ihnen. Doch wer weiß, ob das Fieber nicht eher ein Angstfieber ist. Ich erwarte mit umgehender Post Ihre Antwort.

Sieben und achtzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter,
Rosalie Grambold.

Holdheim.

O! meine Tochter, hättest Du doch meinen Brief früher erhalten! Er hätte Dich gewarnt, Du hättest Dich warnen lassen, und die widrige, unweibliche, gemeine Szene wäre nicht vorgefallen, die ohne Zweifel Grambold zur Verzweiflung gebracht hat. Was ist es doch, wenn man sich durch seinen Stolz und seine Heftigkeit beherrschen läßt, und der Verstand auf Vertheidigungsgründe dieser verkehrten Leidenschaften sinnen muß? Du warst tausendmal besser, da Du unglüklich warst, da Dich Grambold mißhandelte, als jezt, da Du ihn mißhandelst, obgleich mir der Stolz auf Dein untadelhaftes Betragen nie gefiel. Auch Pflichtstolz ist Stolz, und jeder Stolz ist Gift der Sittlichkeit. Doch; ich will Deine Angst

nicht noch vermehren. Einer Unglüklichen muß man keine Vorwürfe machen; und wer sich selbst vorwerfen muß, daß er Schuld an seinem Unglük sey, der ist doppelt unglüklich. Ohnehin wird Dich mein lezter, unglüklicherweise zu spät angekommener Brief, zur Selbsterkenntniß gebracht haben, und zur Reue. Und dann ist schon alles gut. Ich habe dann nicht mehr zu tadeln, sondern zu helfen, wenn ich kann. Handelt' ich anders, so würd' ich Dir gleich, und brächte Dich zur Verzweiflung, wie Du Grambold dazu gebracht hast.

Also höre, was ich thun will! Kommt Grambold in einigen Tagen nicht zurük, so melde mirs. Auch ob Du gewis bist, daß er sich in Kassel aufhalte. Ich will dann durch eine sichere Gelegenheit an ihn schreiben, — offen und gerade, wie die Sache liegt; will Dich entschuldigen, so weit ich Dich entschuldigen kann, und Dich tadlen, wo ich Dich tadlen muß. Ich werd' ihm aber ein besseres, sanfteres, weiblicheres Betragen von Deiner Seite verbürgen, und Du wirst mich nicht wortbrüchig machen. So hoff' ich Grambold wieder herbei zu loken; und sobald er mir das

versprícht, schreibst Du ihm selbst, — was Dir Dein Herz eingiebt. Kenn' ich ihn recht, so widersezt er sich nicht; denn er hat immer noch eine gewisse Anhänglichkeit an Dich, und nur Deine Heftigkeit, Deine Mißhandlungen, sein gekränkter männlicher Stolz verleitete ihn zu diesem tollen Schritt. Erkundige Dich also genau, und schreibe mir, sobald Du etwas Bestimmtes weißt. Demütige Dich vor dem, der dem Stolz widersteht, aber der damit Gnade verheißt. Bitt' Ihn um Ruhe für Dein Herz. Deine Mutter thut's auch.

Acht und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

O! Mutter, Mutter, wie hab' ich gehandelt, und wie wars möglich, daß ich so handeln konnte! So verkehrt, so unsinnig! Ja; unsinnig! Mir ist es jezt gewis, daß der Mensch, der sich seinen Leidenschaften überläßt, in einer Art von Verrükung lebt, ärger als Mancher, der in einem Irrenhause verpflegt wird. Alles, was Sie sagen, wußt' ich so gut; die Folgen meiner Handlungsart, der Widerwille Grambolds, sein innerer Ingrimm, seine Beschämung, und die Gewalt, die er sich anthat, um nicht auszubrechen, — das Alles lag so klar vor meinen Augen, und ich Verblendete, achtet' es nicht. Noch mehr: ich fült' es selbst, daß er sein Vergnügen wieder außer dem Hause suchte, weil ich ihm sein Haus unerträglich machte; daß er mir zum

Troz, jene Mädchen wieder besuchte; daß er gleichgültig wurde gegen Ehre und Schande, weil ihn sein eigenes Weib öffentlich beschimpfte. Käm ich nur Einmal zur Besinnung, so müßt' ich erschreken vor dem Gedanken, in welche innere Wut es ihn versezen mußte, — ihn den Eitlen, Ehrsüchtigen. O! Mutter, der Stolz ist die wahre Satanität in dem Menschen. Ist irgend Jemand von einem bösen Geist beseßen, so ist es der Stolze, und das stolze Weib von sich; denn sie geht auf Verderben aus, wie Satan und vergöttert sich selbst, wie Satan. Ich habe nie ein Wesen so gehaßt, verabscheut, wie mich selbst. Würden Sie nicht selbst unglüklich dadurch, wenn Sie Ihre unwürdige Tochter unglüklich sähen; Sie solten sie überlassen ihrem Schiksal, das sie verdient. Ich werde nie wieder wagen, meine Augen aufzuheben, vor Ihnen der Sanften, Reinen, Edlen, die — leider! eine solche Tochter hat.

Neun und achtzigster Brief.

Rosalie Grambold an ihre Mutter.

Brandhorst.

Ja liebe Mutter, schreiben Sie. Ich bitte Sie um Alles, was Ihnen lieb und heilig ist, schreiben Sie. Ich ertrage diese Angst nicht. Noch ist Grambold nicht zurükgekommen; er kommt auch sicher nicht zurük, wenn Sie ihn nicht zurükbringen. Denn denken Sie! Gestern Abend besuchte mich ein Bekannter von Grambold, der durch Kassel gekommen war. Er hatt' ihn dort gefunden, ihm gesagt, daß er hier durchkommen werde, und ihn gefragt, ob er ihm nicht einen Auftrag an mich geben wolle. Grambold hatt' es abgelehnt, und nur lächlend hinzugesezt, daß er mich ja wol doch in seinem Namen grüßen werde, ohne besonderen Auftrag. Man hatt' davon gesprochen, in der nächsten Woche in Gesellschaft — nach Paris zu reisen. — Nach Paris! — Liebe

Mutter, was soll aus Ihrer armen, — nicht armen, aus Ihrer, mit Blutschuld belasteten Rosalie werden, die ihren Mann ins Verderben gezwungen, gejagt, gestürzt hat? — Ich habe kein Auge zugethan; habe mir die Nägel abgebissen, daß meine Finger bluten. Mein Herz blutet noch mehr. O! wenn ich nur den Unglüklichen, zur Verzweiflung gebrachten wieder bei mir hätte, wie wolt' ich dulden, tragen, Alles was er mir auflegte, und Sie, und Gott, und alle Welt; wolte schweigen und meinen Mund nicht aufthun, was er auch beginnen, wie er auch leben mögte, nur daß ich keine Schuld hätte. Mutter; es ist etwas Schrekliches ein böses Gewissen haben.

Ach! schreiben Sie Mutter; schreiben Sie!

Neunzigster Brief.

Adelaide B. an Grambold.

Holdheim.

Mög' er Sie in einer guten Stunde treffen, dieser Erguß eines leidenden, gedrükten Mutterherzens, das sein ganzes Vertrauen nur noch auf Sie sezt. Ja auf Sie, lieber Grambold, weil ich eine gewisse Rechtschaffenheit an Ihnen kenne, und einen ruhigen Sinn, der hören kann. Meine Rosalie hat sich an Ihnen vergangen; sie hat ihren Gatten auf eine Art behandelt, wie kein Weib in keinem Fall ihren Gatten behandeln soll. Sie ist niedrig genug gewesen, Sie an gewisse Briefe zu erinnern, die von Fehltritten zeugen; sie hat Ihnen — ich schäme mich, es auszusprechen — mit ihrer Bekanntmachung gedroht; sie hat von Scheidung gesprochen. Ich weiß Alles. Sie sind dadurch in Ihrem Innersten empört worden, wie natürlich. Sie haben das nicht mehr er-

tragen können. Sie haben Ihr Haus verlassen. Auch dagegen will ich nichts sagen, weil es in der Ersten, heftigen Empfindung geschah. Blieb Rosalie so, wie sie war; so solten Sie nie zurükkehren. Ich selbst würde Sie abhalten, wenn Sie es wolten. Aber lesen Sie den beiliegenden Brief, und darin ihre Reue, die gewis wahr und unverstellt ist, weil sie ihn blos an mich schrieb, weil sie gar nicht ahnet, daß er vor Ihre Augen kommen könne. Die Absicht, die sie bei ihrem verkehrten Betragen hatte, wissen Sie. Sie wolte Ihnen Geschmak an geistigeren Vergnügungen einflößen; sie wolte ihren Grambold vor den Klippen bewahren, an denen er schon einmal dem Scheitern nahe war. Sie wolte sich eine glükliche Ehe erzwingen, und Ihnen. Freilich fieng sie das auf eine so verkehrte Art an, daß es gerade das Gegentheil wirken mußte. Ihre Heftigkeit, ihr Stolz gaben ihr die Mittel ein, und ihr sonst guter, gesunder Verstand wurde betäubt von diesen unseeligen Leidenschaften. Aber jezt ist sie zur Selbsterkenntniß gekommen; dessen bin ich gewis. Sagen Sie nicht, sie bereue jezt eben so heftig, wie sie gesündigt

habe. Solche heftige Charaktere verfallen dann aber eben so leicht in die alten Sünden, wie sie sich der Reue überlassen haben. Das ist wahr; und mir gilt eine Reue von der Art so wenig wie Ihnen. Ein Lungengeschwür, das sich ausleert und wieder anfüllt, ist darum am Ende doch tödtlich, ob es gleich oft geheilt scheint. Man kömmt am Ende zu einer solchen Fertigkeit im Bereuen, daß das Sündigen auch nicht mehr schwer wird, weil das Bereuen nicht mehr weh thut, weil man sich wol gar darin gefällt. Aber Alles müßte mich betrügen, oder mit Rosalie ist es jezt anders. Ihr Stolz ist gebrochen, weil sie sich gar zu grob gegen sie vergangen hat. Wenn ein verkehrter Sinn noch nicht recht zum Ausbruch kam, dann ist er gefährlich. Man kann sich immer noch bereden, es sey eine menschliche Schwachheit, Reizbarkeit, die in gewissen Lagen manche Entschuldigung verdiene, u. d. gl. Aber hat er sich recht in Thaten verkörpert; so erscheint er in seiner ganzen Häßlichkeit und Verächtlichkeit. Der Stolz muß sich von ihm wenden, wenn ein Mensch noch nicht zur Satanität herangereift ist. Und das trauen Sie Rosalien

doch nicht zu! Außerdem können solche reizbare Charaktere fixirt werden, wenn ihnen durch irgend etwas, eine Szene der ausgebrochenen und verkehrten Reizbarkeit vergegenwärtigt und im Andenken erhalten wird. Dafür werd' ich dann sorgen, durch Veranstaltung eines ernsten Fests zum Andenken Ihrer Zurükkunft. Außerdem sollen Rosaliens beide, an mich geschriebene Briefe in Ihren Händen bleiben, und Rosalie soll es wissen und wollen, daß sie darin seyen. Die unseeligen Briefe aber sollen vernichtet werden, damit auch die äußere Versuchung nicht mehr sey, oder vielmehr, damit Sie sich auch nicht einmal die Möglichkeit einer ähnlichen Szene denken können. Und nun lieber Gramboldt, kommen Sie gewis zurük, wenn ich Sie recht kenne. Von der Ursache der Reise wird weiter kein Wort gesprochen. Rosalien überlaß' ich ganz Ihrem Herzen; und auch Sie. Ich werde bei Ihrem Empfang gegenwärtig seyn, um Ihnen die Verlegenheit eines Tete-a-Tete zu ersparen, und Ihnen Beiden meinen Segen zu geben.

Leben Sie wol und lassen Sie mich nicht lange auf Antwort warten, nach der ich mich,

wie Sie leicht denken können, so sehr sehne. Ruhe meines Heines Herzens gilt Ihnen noch etwas; das weiß ich. Und sie ist jezt in Ihrer Hand.

Ein und neunzigster Brief.

Grambold an Adelaide B.

Kassel.

Ich war fest entschlossen, nicht wieder zurükzukommen und komme doch zurük. Zwar haben meine Freunde Alles angewaudt, um mich von meinem Vorsaz abzubringen; sie haben mir vorgestellt, wie bald meine Frau ihren alten Despotismus wieder hervorsuchen werde, — nicht hervorzusuchen brauche, sondern ihn als bewährtes Zwangsmittel, zu benuzen wissen werde. Sie haben mir ihre Behandlungs- oder vielmehr, ihre Mißhandlungsart vergegenwärtigt und mich dadurch beschämt. Esplandin hat mir versprochen, mich mit nach Paris zu nehmen, und mich in alle Herrlichkeiten dieser, jezt Einzigen Kaiserstadt einzuweihen: aber Ihre Mütterlichkeit und Ihr gegebenes Wort hat mich bestimmt. Schon diese ganze Zeit her empfand ich eine Unruhe, die

ich nur betäuben, aber nicht erstiken konnte. Alles unverdiente Mißtrauen, das ich gegen Rosalien im Herzen getragen, alle Proben, auf die ich sie gestellt, alle Bitterkeiten, die ich ihr gesagt hatte, giengen, wie in einer laterne magique vor mir vorüber. Ich sah sie einsam, mit verweinten Augen, blos auf Erfüllung ihrer Pflichten eingeschränkt, freudenlos ihre jungen Tage vertrauren; ich hörte ihre resignirte Stimme, als sie mir versprach, Alles zuzubereiten, zu einem Fest, das ich jenen Sirenen veranstalten zu wollen vorgab. Wirklich mußt' ich mir manchmal die ganze Bitterkeit ihres lezten Betragens recht vergegenwärtigen, besonders die Szene, in der sie mir merklich mit gewissen Briefen drohte, um mich in gehöriger Aufreizung zu erhalten. Dabei gefällt mir, die Wahrheit zu sagen, Esplandins und seiner Freunde Lebensart gar nicht. Das ist nicht nur ein Jagen nach Lustbarkeiten, ein ewiger, nie gesätigter Genußdurst und eine Langeweile unter allem Genuß; es ist zugleich ein bitteres Verhöhnen Alles dessen, was noch Grundsaz, Rechtschaffenheit, Recht heißt; ein Sinnen auf Verführung und eine Freude am

Verführen, wobei man sich jedes Mittel erlaubt. Ich war nie ein Tugendheld, und bin es auch jezt nicht: aber entweder mein Geschmak hat sich sehr geändert, oder Esplandin ist tief gesunken, ob er gleich immer leichtsinnig, besonders gegen Ihr Geschlecht war. Was mich aber am Meisten empört, das ist sein Benehmen gegen die gutmütige, kindliche Amala, die mit ihrem ganzen Herzen an ihm hängt, und das Nemliche von ihm glaubt. Wenn er sich selbst nur noch beredete, daß er sein Wüstlingsleben aufgeben, und sie glüklich machen wolle! Aber daran denkt er nicht. Er will ihre Schönheit und ihr Geld. Mag dann aus ihr werden, was will! Sie ist einmal bestimmt, um seine Beute zu seyn. Nein, unter solchen Menschen ist mir auch nicht wol.

Also ich komme zurük, liebe Mutter, sobald ich mich Esplandins Augen und Spöttereien entziehen kann. Aber Sie muß ich in meinem Hause treffen; man muß mich empfangen, wie einen Mann, der von einer Geschäftsreise zurükkommt; von den empörenden Auftritten muß nicht mehr geredet, die unseeligen Briefe sollen verbrannt werden. Mit

Einem Wort: Alles Geschehene soll vergeben und vergessen, wenigstens durch kein Wort mehr aufgefrischt seyn. Durch Ihre Hülfe, liebe Mutter, wollen wir ein neues Leben beginnen. Mehr aus Troz, aus empörtem Freiheitsgefül, als aus Geschmak, hätt' ich mich wieder in meine alte Lebensart gestürzt. Es soll und wird nicht geschehen, wenn sich Rosalie ordentlich beträgt, und mich mit ihren Bitterkeiten nicht rasend macht. Doch; das fürcht' ich nicht. Hat sie Ihnen gefolgt, und sich so unglaublich gehalten, als ich unleidlich mißtrauisch und bitter gegen sie war; so wird sie gewiß jezt folgen, da ich es nicht mehr bin, und da sie erfahren hat, wohin ein solcher unweiblicher Despotismus einen Mann bringen kann.

Also rechnen Sie darauf: ich komme, sobald es mir in meiner Schwachheit möglich ist.

Zwei und neunzigster Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Haben Sie niemals erfahren, verehrter Mann; wie es dem Menschen zu Muth ist, wenn er nach einer unruhvollen, ängstlichen, Tag und Nacht durchdauernden Reise auf unbekannten Wegen, nach manchem Irrefahren, und mancher Ungewisheit, ob er auch jezt auf dem rechten Wege sey, — nach manchen Entbehrungen und unzäligen Beschwerden, nach mancher Furcht, beraubt zu werden oder in einen Abgrund zu stürzen, — zur Ruhe gekommen ist? Ich denke, ihm muß es seyn wie mir, seit einiger Zeit. Zu Haus hat er auch nicht Alles, was er wünscht und es geht nicht Alles, wie er wünscht: aber er schikt sich hinein. Hat er auch wenig Genuß; so genießt er doch das Wenige mit Ruhe. Sein Wesen ist doch nicht immer auf eine ermüdende Art aufgespannt.

Er ist schon bis auf einen gewissen Punkt glüklich, weil er nicht unglüklich ist. Ja, lieber Theophan; so ist es mir jezt; und Sie werden sich darüber freuen, daß es so ist. In der Ruhe nach Ermüdung liegt eine eigene Art von Süßigkeit, die man schmeken muß und nicht beschreiben kann; in der innern, noch mehr, wie in der äußeren. Man sieht in seinem Innern, was man sonst nie sah, hört, was man sonst nie hörte; man versteht sich selbst, genießt sich selbst. Man sieht auch anders auf Andere, richtiger und unbefangener. Wie in einer ruhigen, klaren Wasserfläche spiegelt sich Alles in uns ab, wie es ist; und meist ist es dann besser, als wir dachten. An einem stillen Abend ist es uns so wol, und das Leben ist dann ein solcher Abend. Mein Külthal ist ein herzensguter, durchaus biederer Mann, und ist glüklich, weil er das ist. Ruhig verrichtet er seine Geschäfte, ruhig genießt er die kleinen häuslichen Freuden; und diese Ruhe thut auch denen wol, die um ihn sind. Sie hat auch mich angestekt — nicht angestekt, kalmirt, wie unsere Magnetisärs sagen. Manchmal regt sich noch eine heftige Sehnsucht

nach etwas Besserem, Höheren; aber ich nehme dann gleich ein häusliches Geschäft vor, lese in einem guten Buche, und mir wird wieder ruhig. Unsere Hella, sein Liebling, die sich so anmuthig entwikelt, und so innig an dem Vater hängt, ist ein neues Band geworden, zwischen Külthal und mir. Wir haben nun Ein gemeinschaftliches Interesse mehr und ein heiliges. Väterlichkeit und Mütterlichkeit macht frommer; und ich möchte sagen, christlicher. Wer als ein Vater, eine Mutter könnt' es besser verstehen: wenn auch ein Vater, eine Mutter, ihr Kind vergäße; so vergeß' ich dich doch nicht." — „So sehr hat Gott die Menschen geliebt, daß Er seinen Einzigen Sohn für sie hingab.?" Auch find' ich, daß mein Külthal öfter Theil an meinen Lesestunden nimmt, seitdem ich ihn nicht dazu treibe; daß er sich mir von der religiösen Seite mehr nähert, seit ich ihn nicht mehr herbei ziehen will. Er spricht mit mir von Manchem, wovon er sonst freiwillig nie sprach; er lieset mir selbst Manches vor, sucht Manches für mich auf, wovon er glaubt, daß es mir wolthun könne. Kurz: er zeigt mir in Allem,

daß er meinen religiösen Sinn ehrt; freilich erst, seit ich ihm nicht mehr Blätter oder höchstens Blüten, sondern reife Früchte dieses Baums darreiche. Und daran hat er recht; denn wozu soll dieser Baum, wenn er nicht Früchte trägt? Neulich las er mir selbst etwas aus Halems einfach-schönen Gedicht: „Jesus, der Stifter des Gottesreichs" vor, und es gefiel mir sehr gut. Nur, als ich es ganz durchgelesen hatte, that mirs leid, daß der religiöse Dichter, blos von den Reden und nichts von den Thaten des Einzigen dargestellt hatte, mit denen seine Reden so innig zusammenhangen, durch die sie erst ihre Bestätigung erhalten. Wenigstens würde man Ihm kaum haben glauben können, daß Er überall helfen, retten, Bedürfnisse befriedigen könne, was Er doch so oft sagt und verspricht, wenn Er nicht Manchen, die Zutrauen zu Ihm faßten, wirklich geholfen, Manche Elende gerettet, manches Bedürfniß wirklich befriedigt hätte. Doch; ich hielt mich an das, was der Dichter gab, und ich muß sagen, daß mir außer meiner Luthers Bibel, kaum je etwas so einfach Christusartig geschienen hat, wie diese schön-versifi-

zirte Geschichte. Külthal und ich lesen sie oft zusammen; und es freut mich unbeschreiblich, daß wir etwas Religiöses, Beide mit gleichem Vergnügen, genießen können. Gemeinschaftlicher geistiger Genuß, veredelt jede Verbindung, auch die eheliche, und zieht sie fester zusammen. Nicht wahr, Theophan? Sagen Sie mir doch bald ein Wort der Leitung des Beifalls oder Tadels; es wird auf alle Fälle ein freundliches seyn.

Drei und neunzigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Ich hab' es voraus gesehen, liebe Adelheid, daß das Verhältniß mit Ihrem Külthal so werden würde, wie Sie mir es beschreiben, und ich habe mich zum voraus darüber gefreut. Zwei gute Menschen können sich nie ganz ferne bleiben, wenn sie Unbefangenheit genug und Gelegenheit haben, sich zu verstehen, und — wenn sie sich nicht zu nahe seyn wollen. Ehemals wolten Sie Külthal ganz zu sich hinziehen, ganz Eins mit ihm werden, wie Sie es mit Ihrem Salem waren; er ließ sichs eine Zeitlang gefallen, aber am Ende sträubt' er sich, wie natürlich. Die Berührung wurde schmerzlich, weil Sie sich von allen Seiten berühren wolten. Jezt sind Sie weiser geworden. Sie nähern sich, so weit Sie sich ohne Zwang auf irgend einer Seite nähern können;

die andern Seiten lassen Sie unberührt. Und Ihr Christenthum empfindet er blos durch Ihre Geduld, Sanftmuth, Freundlichkeit, — durch jene gefällige, scharfsinnige Liebe, die ein Bedürfniß ahnet, eh' er es sich selbst bewußt ist, und einen Wunsch erfüllt, eh' er in ihm zur Reife gekommen war. Was in Ihnen lebt, sieht er blos durch die Art, wie es Sie belebt. Ehemals wolten Sie ihm die Reben von dem Weinstok geben, vielleicht gar das Holz; das schmekt' ihm nicht. Jezt geben Sie ihm die süße, reife Traube; diese genießt er mit Vergnügen. Das Alles ist in der Ordnung. Aber liebe Adelheid; ich habe Ihnen doch noch eine Warnung zu geben, weil Sie mein liebes Beichtkind sind. Ehemals regten sich in Ihnen hohe, geistige Bedürfnisse, nach deren Befriedigung Sie sich sehnten. Sie trugen in sich ein Urbild von Freiheit, von Kraft, von Seeligkeit, dem nichts um Sie hin entsprach. Sie dursteten nach einer Liebe, die selbst Ihr Salem nicht geben konnte, oder wenigstens nur in gewissen heiligen Momenten, die man sich nicht veranstalten kann, die gegeben werden müssen. Sie wolten schauen, was Sie

glaubten, erfahren, was Sie wußten, besizen, worauf Sie hofften. Und Alles solte bleiben, nicht vergehen, sich nicht verändern, nicht wegschwimmen mit dem Strom der Zeit. Das Unvergängliche, Ewige, Vollendete war Ihnen erschienen, und Sie strekten sich aus, es zu erfassen. Mit Ungestüm suchten Sie oft Befriedigung dieser Bedürfnisse; suchten sie in aufgespannter Erhebung, in willkührlich-aufgeregtem Gefül. Sie wolten Ihren Himmel erfliegen, und kraftlos sanken Sie zu Boden.

Freilich mußte das nicht seyn. Das Göttliche erscheint; es wird gegeben. Niemand erringt's.

Noch jezt regen sich solche Bedürfnisse in Ihnen, wie mir Ihr Brief zeigt. Aber Sie suchen sich zu zerstreuen, nehmen ein fremdartiges Geschäft vor, lesen in einem guten Buch, und dann schweigt das Bedürfniß. Liebe Adelheid; auf diesem Wege könnten Sie wohl machen, daß es sich gar nicht mehr regte, daß Ihnen das Vergängliche, die Käfichfreiheit, die laue Liebe, der Polypenzustand genügte; und das muß nicht seyn. Diese höheren Bedürfnisse

sind das heilige Pfand unseres Gottesadels, das unterscheidende Merkzeichen unserer Abstammung aus einer höhern Welt und unserer Bestimmung für sie. Nur in den besten innerlich gesunden Menschen, nur in den besten Momenten des Lebens regen sie sich. Sie sind uns Sporn zu dem Höheren, Leitstern unseres Lebens, innere Gottesstimme: „Mensch; Du bist nur Fremdling auf der Erde.“ Sie in sich erstiken, heißt morden an dem Allerheiligsten seines Wesens, sich verstümmeln zu einem fein-organisirten Thier. Wer keine Wißbegierde mehr hat, für den giebt es nichts Wissenswerthes; und wer sich nicht mehr sehnt nach einer besseren Welt, für den giebt es keine.

„Aber“ werden Sie mir sagen, „was sollen mir dann diese Bedürfnisse, die mir, doch nicht befriedigt werden können? Eben sie führten mich zu der Unruhe, die Sie selbst an mir tadelten.“ Was sie Ihnen sollen? Ihr Blik soll dadurch hinüber geleitet werden, auf die höhere Welt, wo sie vollauf befriedigt werden sollen. Sie sollen dadurch abgehalten werden sich genügen zu lassen an dem Eitlen, Vergänglichen, was sich bei allem Erdenwesen

findet; sollen dadurch fülen lernen, daß die Erde Sie nicht sättigen kann. Uebrigens soll Ihre Ruhe dadurch nicht gestört werden. Sie sollen sich nur überzeugen, daß sie Ihnen zu rechter Zeit befriedigt werden und zu der besten; Sie sollen nicht Herbstfrüchte essen wollen im Sommer, und Sommerfrüchte im Frühling: aber Sie sollen auch nicht wähnen, daß es keine erquikende Trauben gebe, weil sie im Juny noch nicht reif sind. Sie sollen ruhig warten lernen, was Alle lernen mußten und müssen, die sich erziehen lassen von Gott.

Vier und neunzigster Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Nein; Sie müssen nicht erschreken, weil ich wieder einmal schreibe, lieber Wandulf. Es ist kein Unglük vorgefallen; mein Eduard ist wol, meine Lony strozt von Gesundheit und Leben, und ich bin eben noch immer die Aeone die Sie ja kennen. Zwar ist mein Edelwald nicht bei mir, sondern auf seiner Schweizerreise; aber ich gönn' ihm die Freude herzlich, und bin so keine Thörin mehr, mich über Gefahren zu ängstigen, die — möglich wären. Edelwald hat mir so viele mögliche Gefahren gezeigt, wenn er auch in seiner Residenz bliebe, seine Amtstage hielt, seine Hausmannskost mit mir äße, und seinen Spaziergang mit mir hielt, daß ich eigentlich den ganzen Tag zittern und beben müßte, über die Dinge, die kommen könnten. Und dafür will ich mich wol hüten!

Entbehr' ich ihn auch; so hat er dafür mehr Genuß; das Wiedersehen ist gar süß, und dann kann er mir so viel erzälen, ohnerachtet er mir ein Tagebuch schikt. (Wenn Sie mir Interesse dafür verraten; so schik' ich Ihnen Manches davon.) Wie wol wird's ihm auch thun, wieder zu Haus, unter den Seinigen zu seyn, seinen Eduard wieder auf dem Knie reiten, ihn springen zu lassen, den Schmeicheleien seiner Lony sich hinzugeben, und — was das Beste ist, seiner Aeone. Alle Weiber, die sich auf ihren Vortheil verstehen, solten manchmal ihre Männer zu einer kleinen Reise bereden. — Nun, eine Schweizerreise braucht es gerade nicht zu seyn! — Ohne Entbehren, kein Genuß; ohne Hunger kein rechter Wolgeschmak. Dann würd' es den Männern wieder recht fülbar werden, was sie an ihrem Haus, an Weib und Kindern haben. — Nein lieber Wandulf, ich habe nichts auf dem Herzen, was ich Ihnen ergießen mögte.

Und doch hab' ich etwas, wenn ich's recht bedenke, und ich glaube gar, es hat mich hauptsächlich an den Schreibtisch getrieben, an dem man mich sonst nicht leicht findet, sobald

die Briefe an Edelwald gefertigt sind. Ueberhaupt steh' ich mit Ihnen in einem Verhältniß, wie manche Religiosen mit Gott, die sich Ihm nur nahen, um zu danken, oder zu bitten, oder wol gar Beides zugleich, die man auch deßwegen des Eigennuzes beschuldigt. Aber nicht wahr, lieber Wandulf; Sie lachten auch gutmütig zu diesem Eigennuz, und er ist Ihnen ganz recht, weil Sie dann erinnert werden, daß Sie etwas gegeben haben, und wieder etwas geben können? So denk' ich dann, Gott hat auch jene Eigennüzige lieber, als die Bettelstolzen, die sich das Air geben, als wolten sie nichts von Ihm haben, da sie doch nichts haben ohne Ihn! Ists ja auch so ein freundliches Verkehr, zu bitten, zu empfangen, zu danken, — zu geben und zu nehmen, wenn sich der, der giebt, so glüklich fült, wie der, der empfängt, oder noch glüklicher. Nicht wahr, Wandulf?

Nun denn, zur Sache! Etwas wolt' ich Ihnen doch klagen, was mich in meinem häuslichen Leben nekt, mich oft gar verdrießlich machen will. Es ist unser weiblicher Beruf. Daß wir uns so viel mit mechanischen, unbedeuten-

den Dingen beschäftigen müssen; daß wir meist nur für Essen und Trinken zu sorgen haben; daß wir unsere höhere Kräfte, die uns doch, — mit Ihrer gütigsten Erlaubniß — auch nicht ganz versagt sind, fast gar nicht, oder doch nur selten benuzen können. Da kommt am Morgen der Knecht und zeigt an, daß Rüben gesäet werden müßten; ich gehe mit ihm zu Rath, geb' ihm Saamen, — etwas zum Essen. Nun erscheint die Magd, und fragt, was gekocht werden soll. Die Vorräte werden durchgegangen, die Reste werden nachgesehen, es wird wieder Rath gehalten — um des Essens willen. Jezt muß ich in die Milchkammer; es wird abgerohmt, der Rohm in das Butterfaß gegeben, Buttern befolen; es ist zum Essen nöthig. Die Kinder fordern ihr Frühstük; es wird bereitet und gegessen. Wein muß aufgefüllt, abgelassen, gezapft werden; die Frau Oberamtmännin kann es keiner Magd allein überlassen, sie muß eine halbe Stunde im Keller sizen, damit etwas Gutes zu trinken da sey. Nun kommt die Zeit zum Mittagessen; es wird gegessen und getrunken. Man trinkt Kaffee. Jezt giebts

vielleicht eine Stunde zum Lesen, wenn nicht im Garten etwas angeordnet oder Bohnen oder Sauerkraut eingemacht, oder die Wasche besorgt, oder — pfui der Schmiererei! — eingeschlachtet werden muß. Aber länger als eine Stunde dauerts nicht; denn nun muß das Vesperbrod besorgt werden, für Knechte, Mägde, Arbeiter und Kinder. Das Abendessen ist nicht weit; es muß besorgt, die Kinder müssen zur Ruhe gebracht, die Taglöhner müssen bezalt werden, die für's Essen arbeiten. So geht meist, wenigstens oft der Tag herum. Ein großes Glük, wenn Zeit übrig bleibt, zu dem hoch wichtig geistigen Geschäft, — einen Strumpf zu striken, oder ein Hemd zu nähen. Da kann doch wirklich der Geist sehr gebildet werden, der für ein höheres Leben bestimmt ist! Wenigstens wird man da nicht verführt, sein Herz an die Erde zu hängen, und den Magen zu seinem Gott zu machen, da man für ihn so viel frohnden muß, und auf der Erde so viel — Schmuziges ist. Eigentlich solte der ordentliche Christenmensch leben, wie er betet im Unser-Vater; sechs Theile geistlich, und Einen Theil für das tägliche Brod.

Aber bei uns gehts umgekehrt: sechs Theile sind für's tägliche Brod, und Ein Theil ist, wenn's Zeit und Umstände erlauben, für den Geist. Wenn ich mir dagegen die Männer denke! Ordnung und Ruhe halten, wol gar Sittlichkeit und Religiosität befördern in seinem Kreise; Jedem sein Recht verschaffen und erhalten, gegen Chikane und Druk; junge Menschen zu Menschen bilden, und zu guten Staatsbürgern, einen Familienvater, eine Mutter, ein geliebtes Kind vom Tod retten; Hunderten Arbeit verschaffen, und Unterhalt — welch andere Geschäfte, als — für eine ordentliche Malzeit zu sorgen und für ganze Strümpfe! Ja; gestehen Sie es nur, Wandulf; wir sind zu Sklavenarbeiten verdammt, von Euch Herrn der Schöpfung, oder wol gar — Gott verzeih mir die Sünde! — von dem obersten Herrn der Schöpfung.

Denn sehen Sie; es geht doch nicht anders. Alles wird vernachläßigt oder verkehrt, wenn die Hausfrau nicht überall ist. Die Dienstboten verwildern selbst; die Kinder gewöhnen sich an Unordnung; das Einkommen reicht nicht hin; der Mann wird verdrießlich,

sucht sein Vergnügen außer dem Hause, und — es ist eben Alles verdorben.

Denken Sie also nicht, Wandulf, ich hätte Lust, etwas von diesen hoch-geistigen Geschäften zu unterlassen. Nein; ich verrichte sie pünktlich. Aber sie neken mich manchmal; und gerade darum, weil sie doch nothwendig gethan seyn müssen. Und da mußt' ich es Ihnen eben sagen. Es ist Einem woler, wenn man sich über solche Nekereien nur gegen Jemand ausgelassen hat. Edelwald darf ich über so etwas gar nicht mukken. Er will mir sonst gleich eine Haushälterin verschreiben; und das wäre mir gerade so, als ob mir der Doktor Rhabarbar verschriebe. Leben Sie wol.

Fünf und neunzigster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Mußt' ich nicht lächlen, und manchmal beinahe laut lachen, über die Beschreibung Ihres häuslichen Lebens, über Ihre Eß-, Trink-, Garten-, Milch- und Viehbesorgungen, als ob das ununterbrochen und alle Tage so fortgienge! Sie Arme, haben wol bei Nacht, die neuen Schriften von Madame de Genlis, von Ehrenberg und Brandes lesen, und sich am Schlaf abbrechen müssen, um Ihre Urtheile darüber niederzuschreiben! Kaum am Sonntag können Sie sich wol auf dem Flügel üben; und Ihre arme Kinder werden sich wol unter den Mägden herumtreiben müssen! Nein, Aeone; so arg wird und kann es wol nicht seyn, mit Ihren Haushaltungsgeschäften, wie Sie es in Ihrer Lebendigkeit darstellen. Vielleicht war etwa den Tag vorher, als Sie mir

schrieben, ungewöhnlich viel im Haus zu thun. Das ergriff Ihre Phantasie. In Ihnen war zugleich der Gedanke lebendig worden, der in vielen gebildeten Weiberköpfen — fast hätt' ich: spukt gesagt — doch „einen Frau Basenbesuch macht," darf ich wol sagen, — der Gedanke, daß Ihre Beschäftigungen als Hausmutter gar zu niedrig seyen, sich um Elendigkeiten drehen, daß nichts Großes, Bedeutendes dadurch gewirkt werde; sie fülten sich zu etwas Besserem fähig, also auch berufen. Daher denn der juvenalische Erguß gegen häusliche Beschäftigungen, den ich, die Wahrheit zu sagen, kaum von einer Aeone erwartet hätte. Ist denn das Ihr ganzes Geschäft? Ist Leitung Ihrer Dienstboten, Erheiterung Ihres Edelwalds, Bildung Ihrer Kinder, eigene Fortbildung, um sie bilden zu können, — auch etwas so Mechanisches, wie die Sorge für Ihre Milchkammer und Ihren Tisch? Oder glauben Sie, daß in dem männlichen Beruf nicht auch mechanische Geschäfte verrichtet werden müssen? Gewis muß Ihr Edelwald auch Protokolle diktiren, wobei nichts heraus kommt, und darüber entscheiden, wenn sich zwei Weiber ge-

schimpft haben? Jeder Arzt muß oft Rezepte verschreiben, die weniger nuzen, als die Bestellung eines Ragouts, wodurch ein Bratenrest genuzt wird; und die Pfarrer müssen an manchem Krankenbett bei innerlich-todten Menschen, mehr in den Wind reden, als Sie, wenn Sie bestellen, daß heute und wo Erbsen gepflanzt werden sollen. Wie wichtig indeß auch diese mechanische, kleinliche Beschäftigungen sind, fülen Sie selbst. Oder ist es etwa eine Kleinigkeit, wenn die Diensthoten verwildern, die Kinder sich an Unordnung gewöhnen, das Einkommen nicht zureicht, wenn am Ende der Mann verdrießlich wird und sein Vergnügen außer dem Hause sucht? Glauben Sie, liebe Aeone; solche Dinge verhindern, heißt Großes und Wichtiges thun. Es ist der größte Nuzen des edelsten Standes, der Religionslehrer, daß sie sittliche Unordnungen verhindern; des positiv-Guten, was sie befördern, weiß man wenig, und sie selbst erfahren selten etwas davon. Aber, was die Hauptsache ist: es kommt bei dem Menschen weit weniger darauf an, was er thut, sondern wie und warum er es thut; weniger auf die Handlung selbst,

als auf den Sinn, aus dem sie floß. Dem feinen Kenner jedes sittlichen Verdiensts gelten die, der Armut gegebenen Goldstüke der reichen Schriftgelehrten, wie Pfenninge, und der Pfenning einer armen Witwe mehr als ein doppeltes Goldstük. Ihr Luther, dessen Naivetät und Derbheit Sie so sehr lieben, sagt in dieser seiner Sprache: „man kann in Gottes Namen Windeln waschen und in des Teufels Namen das Abendmal austheilen.“ Sie verstehen ihn ja!

Wir sind hierher gesezt, liebe Aeone, — nicht damit das Gute und Große befördert werde, das etwa ohne uns nicht befördert werden könnte. Durch Ihn, den Urquell desselben könnt' es ja so leicht, und durch ganz andere Mittel befördert werden. Vielleicht haben die Satane auf Erden, wie ihr Stammvater und unsichtbarer Obere, mehr Gutes befördert, als alle edle Menschen aller Zeit; wenigstens hätten diese ihr Werk nicht zu Stand bringen können ohne jene, so wie manche Krankheiten nicht geheilt werden können ohne Gift. Wir sollen nur gebildet, unsere Pflichttreue soll geübt werden; wir sollen lernen unsere Kräfte brau-

chen und zurükhalten, brauchen, wie und wo Er es will, unser Erzieher; wir sollen in Beziehung auf Ihn werden, was ein gutes Kind in Beziehung auf seinen Vater ist, — das Beste, was ein Mensch hier werden kann. Und gewis führt er sicherer dahin, ein Berüf, den wir in der Welt klein nennen, als ein Anderer, der gros heißt. Nicht blos darum, weil Pflichttreue in großen, auffallenden Thaten, die nicht so oft vorkommen, leichter ist, als in kleinen, die in Menge an der Tagesordnung sind, da sich bei jenem der Mensch von Natur auffspannt, durch Enthusiasmus exaltirt wird, bei diesen aber leicht erschlafft, was sogar unserer lieben Aeone begegnen könnte, würde sie nicht mehr durch ihren Takt, als durch ihre Ansichten geleitet; sondern noch aus anderen Ursachen. Kaum kann ein Mann mit Kraftanstrengung etwas Bedeutendes thun, ohne daß davon geredet, geschrieben, daß öffentlich darüber geurtheilt, daß es gelobt, getadelt wird. Es macht auf alle Fälle Aufsehen; er erscheint als eine öffentliche Person. Erhält er allgemeinen Beifall — welche Versuchung zur Eitelkeit, zum Selbstdünkel! Wird er ver-

kannt und getadelt, welche Versuchung zu Bitterkeit, zu Muthlosigkeit, zu Hochmut, der sich wegsezt, über Anderer Urtheil, und sich selbst genügt! Wie schwer hält es, rein zu bleiben unter diesen Versuchungen! Das Weib sieht und hört täglich rings um sich her, was zu thun, zu ordnen, zu leiten, zu veranstalten ist. Sie leitet und ordnet mit jener, ihr eigenen Umsicht und Klugheit, mit Ernst und Milde, wie es die Klugheit räth. Sie beschäftigt ihre Kinder, fertigt eine Handarbeit und hat ein Auge auf das Haus, zu gleicher Zeit. Sie opfert Ruh' und Schlaf, Umgang uud den geigstigsten Genuß, selbst mit ihrem Gatten auf, wenn und so oft es nöthig ist. Und das Alles geschieht in der Stille, von keinem Auge gesehen, von keinem Ohr gehört, von keiner Zunge gepriesen. Selbst ihr Gatte sieht wenig davon; er weiß nur im Allgemeinen, daß er eine brave Hausfrau zur Gattin hat. Nicht Lob sondern Liebe wird ihr dafür; und durch Liebe wird Niemand verdorben. Steht sie also auf dem — wie ich überzeugt bin, Einzig-wahren Standpunkt, nicht in der Größe oder in den auffallenden Folgen eines

Geschäfts, sondern in der Treue, womit es verrichtet ward, seinen Werth zu suchen: so ist es ihr leichter, rein zu bleiben, als irgend einem Mann, der die Ruder des Staats führt, oder als Schriftsteller allgemein verehrt wird. Ich lege Ihnen hier die Abschrift einer Predigt bei, die ich vor einiger Zeit von unserem W. hörte, und von ihm erbat. Sie wird Ihnen mehr sagen, als ich Ihnen sagen kann. Mögen Sie dann wirken in Ihrem Kreiß, wie Naemi wirkte, ohne daß Ihnen darunter etwas würde von Naemis äußerem Schiksal. Das Reisejournal unseres Edelwalds theilen Sie mir doch ja mit. Ich kenne zwar die Gegenden die er durchreiset: aber solche Reisejournale charakterisiren den Menschen, der sie schreibt, so gut wie die Gegenden, die er sah. Und so etwas mag ich gern lesen, von Edelwald.

Ruth 1, 1 — 17.

Ein Familienauftritt, dessen innere Schönheit gewis Jeder unter uns, von selbst fült! Wer möchte nicht eine solche Mutter seyn, wie diese Schwiegermutter? Wer möchte nicht von seinen Töchtern so geliebt werden, wie sie von ihren Schwiegertöchtern geliebt ward? Wer möchte nicht eine solche Tochter haben, wie Ruth war? Und alle diese Menschen gefallen nicht durch vorzüglichen Geist, durch hohe Bildung, sondern allein durch ihre Liebe zu einander, durch ihren guten Sinn, durch das, was sie an und für einander gethan haben, und noch thun wolten. „Wer das Büchlein lieset,“ sagt ein Edler unserer Zeit, *) „läßt nicht ab, bis er es ausgelesen hat; fült sein Herz erweicht; bewundert, wie fest, sanft und schön, die dargestellten Personen handeln, und freut sich zu sehen, wie Bekümmerte, Nothleidende, oft ge-

*) Der vortrefliche Großherzog von Frankfurt, Carl von Dahlberg.

tröstet und erquikt werden, wenn sie auf dem Wege der Tugend fortwandeln." Und gewis hat er recht. Wer nicht verwöhnt ist durch unsern Prachtaufwand, und unsere unsittliche Sittenfeinheit, dem wird wol, in dieser Welt voll Einfalt, wo kein edles Blut entadelt wird durch Armuth, sondern nur durch unedlen Sinn, wo man nicht eine unnatürliche Tugendmaske vornimmt, und damit Alles für die Tugend gethan zu haben glaubt, sondern, wo sich das gute Mädchen giebt und geben darf, wie sie ist, — zart und jungfräulich zeigen darf, was sie wünscht. Ohne Zweifel ist die Geschichte zur Ehre der Familie Davids geschrieben. Das zeigt die sorgfältige Herleitung von dieser Stammmutter, die sich am Ende des Buchs findet. Und der Verfasser ahnet nicht einmal, daß Davids Familie durch die äusserste Armuth einer ihrer Stammmütter herabgewürdigt werden könne. Er erzält, daß sie Aehren gesammelt habe, die nemliche Person, durch die er Davids Familie ehren will! Welche liebenswürdige Unbekanntschaft mit dem Ahnenstolz und Geldstolz, der den Sinn unsers Zeitalters so verdreht! —

Uebrigens ist sie höchst einfach, die Erzälung; so rührend sie auch ist, und so edel auch die Personen darin erscheinen. In den Zeiten des israelitischen Faustrechts, hatte Mangel und Hungersnoth, einen Israeliten aus Bethlehem, mit Weib und Kindern, in das Land der Moabiter vertrieben. Der Hausvater starb, hinterließ Naemi als Wittwe, und seine beiden Söhne nahmen sich Moabitische Weiber. Nach zehen Jahren starben beide Söhne, und Naemi blieb mit Arpa und Ruth allein. Sie hörte, daß der Mangel in Israel nicht mehr so gros sey, entschloß sich also, in ihr Vaterland zurükzukehren, und wurde von ihren Schwiegertöchtern begleitet. An der Grenze erinnert sie Naemi, sie sollten umkehren nach ihrer Heimath: aber sie wollen sich nicht trennen von der Mutter. Naemi besteht darauf, und führt die besten Gründe an. „In Israel werdet Ihr keine Männer finden“ sagt sie. „Ein Bruder Eurer Gatten wäre verpflichtet, Euch zu heiraten.*) Aber ich habe keine Söhne mehr; ich werde nicht wieder heiraten; und heiratete

*) Nach dem Leviratsrechte. 5. B. Mos. 21, 5 — 10.

ich — wie könntet Ihr warten, bis er erwachsen wäre, mein Sohn, der noch nicht geboren ist?" Arpa und Ruth waren beide tief gerührt. Arpa nahm indeß Abschied, und gieng zurük. Ruth blieb. Naemi redete ihr noch einmal zu, ihrer Schwägerin zu folgen. Aber Ruth besteht darauf, bei ihrer Mutter zu bleiben. Sie hat den Gründen nichts entgegen zu sezen, als ihre Liebe. Was hatte Naemi, die arme, geringe Naemi gewirkt! Gewis: kein Mensch ist so gering, lebt in einem so kleinen Kreise, der nicht Gutes wirken könnte, um sich her. Das wollen wir hier lernen; und es wird uns heilsam seyn, wenn wir es lernen, damit wir erinnert werden, auch wir Alle können Gutes wirken in unserm Kreise. Wie muß ein Mensch seyn, wenn er Gutes wirken will? Oder wodurch wirkt er? Und was kann er wirken? — Diese zwei Fragen soll uns diese Erzälung beantworten.

Ich rede jezt nicht von Menschen in einem erhabenen Stande, in einem wichtigen Amte; auch nicht von Menschen mit vorzüglichem Geiste, mit ausgezeichneten Talenten. Bei ihnen versteht sich's von selbst, daß sie wirken, gros

und kräftig wirken, daß sie also auch viel Gutes wirken können. Ein Joseph, ein Moses, David, Salomo, oder ein Paulus, Petrus, Johannes — ein Luther, Franke, Spener, Lavater, Reinhard — was konnten sie wirken, was haben sie gewirkt? — Von der Art war unsere Naemi nicht. Sie zeichnet sich weder durch Stand, noch durch hohe Bildung aus. Sie sagt kein Wort, was einen vorzüglichen Geist verräth.

Aber ein guter, wirklich innerlich guter Mensch muß es seyn, wenn er Gutes wirken will. Worte wirken nur Worte; Handlungen höchstens äussere Handlungen; aber ein guter Sinn, zündet guten Sinn an. Wer Andere viel Gutes reden hört, sezt den Werth des Menschen leicht darin, daß man viel Schönes, Gutes rede; wer den Andern gut handeln sieht, daß man gut handle; wenn aber ein Mensch, der auf uns wirkt, wirklich guten Sinn hat, so fülen wir, daß guter Sinn in uns seyn müsse. Und so war Naemi. Alles, was sie sagt und thut, trägt das Gepräge der Güte, Milde, Frömmigkeit, und jener so natürlichen Züchtigkeit, die als Hauptedelstein oder Perle,

in der Krone des weiblichen Reizes, dem Kenner erscheint. Wie herzlich war ihr Wunsch an ihre Schwiegertöchter! Wie selbstlos war ihre Liebe, daß sie sie nicht mit haben wollte! Wie voll war sie von dem innigen Gefüle, daß Gott ihr ihre Kinder genommen habe! Welcher feste Blik auf Gott, auch bei Kleinigkeiten! Welche Züchtigkeit und Vorsicht in der Leitung ihrer Schwiegertochter! Sie beschloß ihr Leben, wie es jedes gute Weib zu beschließen wünscht, — als Wärterin eines Kinds. Ihr selbst, hatte Gott keine Kinder mehr gegeben; sie wälte sich also das Kind von der, die ihr Herz zur Tochter, deren Herz sie zur Mutter gewält hatte.

Natürlich brauchen wir nicht gerade zu handeln wie sie. Es ist nicht ein Mensch wie der andere, und eine Lage nicht wie die andere. Nur daß du immer gut seyn, und immer besser werden wollest! Nur daß dein Blik auf Gott gehe! Daß du jedes Gute als Gottes Wolthat, jedes Leiden als Bildungsmittel Gottes fülest; nur daß du wol zu machen, Andere zu versorgen, ihr Glük zu befördern strebest, wenn es auch nur die Nähesten deines Hauses,

deines Kreises sind; nur daß du nicht hauptsächlich sehest auf deinen eigenen Vortheil, dein eignes Vergnügen, sondern auf Anderer Vortheil, Anderer Vergnügen! Seyen übrigens deine Gaben noch so gering; sey dein Kreis noch so klein. — Auf je Wenigere du wirken kannst; desto stärker, tiefer, dauernder wirst du wirken. Je weniger sich deine Kraft zu verbreiten sucht; je unwiderstehlicher ist sie. Der Sonnenstral, der auf ein ganzes Land fällt, zündet, schmilzt nicht so, als wenn er in Einem Brennpunkt zusammengedrängt ist.

Vor Allem aber muß Liebe dein Inneres erfüllen; du mußt Vertrauen und Liebe weken können um dich her. Manchen ward diese Gottesgabe in hohem Grade. Nicht durch Körperreiz. Dieser vergeht schnell, wie die Neigung, die sich allein darauf gründet. Nicht durch hohe Geisteskraft. Sie erregt Achtung, Bewunderung, Ehrfurcht: aber noch nicht Liebe. Nein; durch sein Herz; durch Fülle, Tiefe, Innigkeit des Gefüls; durch Wärme, zu erwärmen, durch Treue, auszuhalten, durch inneres Leben, zu beleben. O! du, der du etwas von diesen Gaben empfangen hast; du

trägst einen Adel, den keine Revolution, kein Zeitgeist dir nehmen kann, der auch dort Adel bleibt. Du trägst Gottes Bild an dir; wirkst und beglükst, wie Er, bist selbst glüklich, wie Er es ist. Aber wenn du auch diese Gottesgabe nicht empfangen hättest; wenn nur Liebe in dir lebt; — nicht Selbstsucht, die nur an sich ketten, und in Fesseln halten will; nicht Eitelkeit, die nur Bewunderung erregen, aber nicht mit Liebe erwiedern will; nicht Wollust, die nur nach Befriedigung thierischer Lüste strebt, — nein; Liebe, die sich selbst vergißt, nur in Anderen sich fült, die wol machen und nichts als wol machen, erheitern, beleben, helfen, und nichts als das will, und sich selbst froh und selig fült, wenn sie das gethan hat; die sich nicht erbittern, aufbringen, unstimmen, kühler machen läßt, sondern fest bleibt; Liebe, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Sie wirkt auf Andere, wie nichts wirken kann; sie allein macht dauerhaften ewigen Eindruk. So war Naemi's Liebe. Sie hatte Ruth so gerne bei sich, und wollte sie doch von sich haben, weil sie in Israel kein Glük für sie sah. Sie, Naemi, dachte nicht an Boas, sondern

legte nur Alles darauf an, daß er der Ruth würde. Liebe war jeder Rath, jede Warnung, jede Aufmunterung, die sie ihr gab; und Liebe, daß sie das Kind der Ruth zu sich nahm, für das Kind lebte, und als Wärterin des Kinds starb. O! du still-edles Weib, das nicht wußte, was es that und was es war; — du liebtest, weil du nicht anders, als lieben konntest, und deine Liebe wirkte fort, wer weiß, wie lange Zeit, herab. Deiner wird nach mehreren tausend Jahren noch gedacht; und der Gute weidet sich noch jezt an Deiner Einfalt, Frömmigkeit und Liebe.

Und ich dächte, — dadurch, durch diese Liebe wirkt sie auch. Nicht durch ausgezeichneten Verstand; davon findet sich keine Spur. Nicht durch Lebendigkeit, Munterkeit. War sie doch durch die schwersten Leiden niedergedrükt! Sie wirkte Liebe, durch Liebe, die auch allein durch Liebe gewekt werden kann. Und welche Liebe! Welche reine, unerschütterliche Anhänglichkeit! So spricht die Liebe; so kann sie allein mit Wahrheit sprechen. Wir können wol Gegenden vorziehen; aber das ist uns die angenehmste Gegend, wo wir Liebe finden, wo un-

ser Herz lieben kann. Das Vaterland ist uns lieb und theuer; aber noch theurer ein Mensch, in den wir unser Herz ergießen können, der unsern Erguß treu aufnimmt in sein Herz. Selbst unsere Religion, wenn wir sie nicht schon als wahr an uns erfahren haben, (was ja die Heidin Ruth nicht konnte) vertauschen wir allenfalls an die, die uns durch ein liebendes Wesen lieb ward. Von der Wirkung schließen wir auf die Ursache. Von dem liebevollen Verehrer einer Gottheit, auf die Liebe der Gottheit selbst! Es ist wahrer und warmer Ausdruk der Liebe: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehen. Wo du bleibst, da bleib' ich auch. Dein Volk ist mein Volk; dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterb' ich auch; da will ich auch begraben werden." Und daß es nicht tändelnde Empfindsamkeit war, dafür bürgt uns das Zeitalter der Einfalt, und der Gang der ganzen Geschichte. — Da haben wir also schon den Einfluß eines guten, liebevollen Menschen. Er wekt Liebe bei Anderen um sich her; und durch diese Liebe ist schon sehr viel gewirkt. Wenn das Menschenherz nur einmal wahrhaftig lieben kann; dann ist

der Gottesfunke schon hinein gelegt, wodurch der ganze Mensch erwärmt und belebt werden kann, für das Gute. Liebt man Einmal, mit wahrer Liebe, Eins der Näheſten seines Herzens und seines Bluts; so kann man mehrere lieben. Unser ganzer Kreiß, jeder Mensch, der uns nahe kommt; die ganze Menschheit, wird uns heilig. Ist sie ja die Familie des Geliebten! So bildet Gott seine Kinder durch Eltern, zu Liebe. Kein Mensch handelt schlecht, hart, roh, der wahre Liebe im Busen trägt. Tausendfacher Sinn für Großes, Edles, Göttliches, wird in dem Menschen gewekt, durch Liebe. Er wird Gott näher, denn Gott ist die Liebe. Das Alles hast du in einem Menschen gewirkt, wenn du durch Liebe, Liebe wektest, in ihm.

Und er wird dir folgen, gerne folgen deinem Worte, und gut werden, wenn du ihm zum Guten räthst. Wie folgte Ruth so gern ihrer Schwiegermutter! Sieh, lieber Mensch, wenn du gut bist, und Gutes willst; wenn du durch Liebe den Andern gewonnen hast — deinen Gatten, deine Gattin, dein Kind, deinen Freund: du kannst ihn zum Guten bringen,

auf die leichteste, natürlichste Art; du kannst ihm Stellvertreter Christus, Gottes seyn, was der Mensch dem Menschen auch seyn soll. Du kannst zur Seeligkeit einen Menschen bilden, den Gott so viel achtete, daß er seinen Sohn, den Jesus so viel achtete, daß Er sein Leben für ihn gab.

Das wäre denn auch das sicherste Mittel, um Ehrfurcht vor Gott, ächte Religiosität, Frömmigkeit einzuflößen, den Menschen, in deinem nächsten Kreise. Wodurch bewirkt' es Naemi, daß Ruth ihr sagte: „Dein Gott ist mein Gott?" durch ihre Liebe, ihre gute Behandlung, ihren guten Sinn; nicht durch Disputiren über Religion. Es mag wol seyn, daß Ruth schon durch ihren Gatten bessere Begriffe von der Israeliten Religion erhalten hatte: aber sie erkannte sie doch hauptsächlich an den Früchten, die sie hervorbrachte bei Naemi. Willst du also die Deinigen frömmer, christlicher machen; laß sie nicht deine Vorwürfe, deine scharfsinnigen Gründe, deine schönen Worte hören; sondern deine Sanftmuth, deine Geduld, Gewissenhaftigkeit, Liebe sehen, und dadurch bewogen werden, zur Verehrung Gottes.

Die Treue, mit der du Alles verrichtest, was dir obliegt, deine Strenge gegen dich selbst, deine Nachsicht gegen Andere, zeige ihnen, wie treflich die Religion sey, die du verehrst. An dem, was sie aus dir gemacht hat, sehe man ihren wahren Werth.

Und denke nicht, daß es bei dem Einen bleibe, wenn du auf Einen gut gewirkt hast. Alles rein-Gute, Alles, was durch Liebe in einem Herzen aufgeregt wird, ist Saamkorn zu hundertfacher Frucht, die wieder Saame zu tausendfacher werden kann, die Summe des Guten, millionenfach vermehrt. In einem kleinen Kreise wirkte Naemi, auf die Einzige Ruth; aber sie war eine Stammmutter von Isac, von David, in denen so viel Vertrauen auf Gott, so viel Sinn für das Gute, Göttliche war. Wer weiß, ob es nicht durch Ruth zum herrschenden Familiengeiste wurde; und was hat sie dann gewirkt? —

Sechs und neunzigster Brief.

Adelaide B. an Wandulf.

Holdheim.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, ob ich gleich nie in einem schriftlichen Verhältniß mit Ihnen stand, weil ich Sie durch mehrere meiner Freundinnen kenne, und weiß, daß man sich in einer solchen Angelegenheit, nur an die Wenigen wenden kann, worunter Sie gehören. Doch zur Sache!

Der junge Soltan, hielt sich eine Zeitlang hier auf, um unseren geschikten Heberstreit an's Krankenbett zu begleiten und dessen Erfahrungen zu benuzen. Sie kennen ihn. Es ist ein geistreicher, feiner, artiger Mann, von reinen Sitten, und unbescholtenem Ruf. Er besuchte mich, als ich mehrere Bekannte bei mir hatte; er gefiel uns Allen sehr wol, und ich lud ihn auf die Dienstage ein, wo ich mehrere Personen zum Thee bei mir sehe. Es

wurde gelesen, Musik gemacht, geplaudert, und Soltan zeichnete sich als ein guter Gesellschafter, immer mehr aus. Ich war freundlich gegen ihn, scherzte mit ihm, und er kam außer den Dienstagen, auch manchmal Morgens zu mir. In einigen kleinen Unpäßlichkeiten rieth er mir, und ich warnt' ihn vor dem Umgang mit einigen jungen Leuten, die sich an ihn gedrängt hatten. Er kam öfter, las mir etwas vor, sang etwas, was mir neu war, und beredete mich am Ende einige Duetten zu singen, was ich lange nicht gethan hatte. Am Ende wurd' er eine Art von Hausfreund, den man vermißte, wenn er sich einen Tag nicht hatte sehen lassen. Ich merkte wol, daß er alle mögliche Attentionen für mich hatte, daß er meinen Umgang ämsig suchte; manchmal, wenn ich allein mit ihm war, schien er mir auch verlegen: aber Anfangs bemerkt' ich's kaum, und als ich's bemerkte, schien es mir der Anfang einer Liebe zu der liebenswürdigen Emma Klarfeld, die er sehr oft bei mir traf. Der Mann ist wenigstens zwanzig Jahre jünger als ich. Wie konnt' ich an mich denken? Verschiedemal hatt' er in großer Verlegenheit angefangen,

von seinem Herzen, vom Verlust seiner Freiheit u. d. gl. zu reden, hatt' auch einmal, wenn ich ihn recht verstand, hinzugesezt, daß sein Glük von mir abhange; aber es war immer Jemand dazu gekommen, und ich in meinem Wahn glaubte sicher, daß er mich um meine Fürsprache bei der lieben Emma bitten wolle, die ich ihm auch nicht versagt hätte. Es ist ein Mensch, der wol ein Mädchen glüklich machen kann, so wie sie einen Mann. Wie erstaunt' ich also, da ich vor etwa acht Tagen einen Brief erhielt, in dem er mir mit aller Schwärmerei der jugendlichen Liebe versicherte, daß ich allein ihn glüklich machen könne, und daß er mir seine Hand anbieten würde, sobald er völlig etablirt sey. Sie können sich meine Verlegenheit denken. Ich machte mir eine Menge Vorwürfe über meine Unvorsichtigkeit, daß ich ihn so weit hatte kommen lassen; indeß mußt' ich mir immer das Zeugniß geben, daß ich den Umgang mit einer Person von meinen Jahren durchaus für unverfänglich, und mich überhaupt in Hinsicht auf Liebe, für eine Person sans consequence gehalten habe. Ich war mir bewußt, daß ich sicher meine Maas-

regeln genommen haben würde, wenn ich — eitler gewesen wäre. Er kam am folgenden Tag zur gewöhnlichen Stunde; allein ich war zu einer Freundin gegangen, weil ich keine Szene mit ihm haben, ihn also nicht sehen wolte, bis die Sache ganz abgemacht seyn würde. Ich blieb den ganzen Tag bei meiner Freundin; er war am Nachmittag wieder da gewesen, und am Abend fand ich ein Billet von ihm, das seine Verzweiflung darüber aussprach, daß er gleich am folgenden Morgen, nach Grenzau reisen müsse, und mich vorher nicht habe sehen können. So steht diese abentheuerliche, mich sehr beunruhigende Geschichte.

Jezt bitt' ich Sie, verehrter Mann; dem braven jungen Menschen, dessen Zutrauen Sie haben, und der Sie gewis gleich besucht, den unter fliegendem Siegel beiliegenden Brief mit der Schonung zu geben, die man an Ihnen gewohnt ist. Ich überlaß' es Ihnen, ob Sie ihn von dem Innhalt etwas wollen merken lassen, oder ob Sie für besser halten, es abzuwarten, bis er Ihnen sein Herz ergießt, was er sicher thun wird. Sie sagen ihm dann noch das Nöthige, und stellen ihm vor, daß und

warum ich jezt durchaus darauf bestehen müsse, ihn nur in Gesellschaft zu sehen. Ihrer Weisheit und Delikatesse überlaß' ich Alles; und dies Zutrauen ist natürliche Folge der Achtung, die ich schon lange gegen Sie empfand.

Sieben und neunzigster Brief.

Adelaide B. an den Herrn Doktor Solton.

Holdheim.

Lieber Solton; das sind Sie mir noch, und ich denke, Sie sollen mirs auch bleiben, ob mich gleich Ihr Brief in nicht geringes Erstaunen und noch größere Verlegenheit gesezt hat. Nie hatt' ich auch nur eine Ahnung, daß Sie mich Anders, als Ihre mütterliche Freundin betrachten könnten, die ich auch war und noch bin, und bleiben zu können hoffe. Sie können sonst leicht denken, daß ich Ihnen nicht so freien Zutritt in meinem Hause verstattet hätte, daß ich nicht so oft allein mit Ihnen geblieben wäre, daß ich Sie überhaupt nicht auf den vertrauten Fuß behandelt hätte, wie ich that. Freilich bemerkt' ich zulezt manchmal Verlegenheit an Ihnen; Sie fiengen auch einigemal so an, daß es Einleitung zu einer Lie-

beserklärung hätte seyn können; allein offen gesagt, mir kam kein Sinn davon, daß es mich gälte, sondern ich glaubte fest, daß Sie mich um Fürsprache bei einem Mädchen von Ihrem Alter bitten wolten, die ich Ihnen auch gewis nicht verweigert hätte. Noch jezt — kennt' ich Sie nicht in Ihrer Biederkeit, wie ich Sie kenne, und in Ihrer Verehrung unseres Geschlechts, die sich nur bei den Reineren, Edleren des Ihrigen finden; ich wüßte nicht, was ich aus Ihrem Briefe machen, wofür ich ihn nehmen solte. Eine Liebeserklärung, ein Heiratsantrag von einem Jüngling von ein und zwanzig Jahren an eine Frau von vierzig, also an eine Frau, die recht gut seine Mutter seyn könnte — man kann sie allerdings für Scherz oder Spott nehmen, je nachdem der Jüngling ist, der sie thut. Davon bin ich indeß weit entfernt, da Sie es sind. Ich glaub' es Ihnen, daß Sie jezt wirklich wähnen, mit mir als Gatte glüklich seyn zu können, weil Sie sich mit mir als mütterlichen Freundin, und in meinem Umgang wol, vielleicht manchmal glüklich fülten. Ich begreife sogar etwas von der Entstehung dieses Wahns.

Sie sagen mir, es sey Ihre Erste Liebe und ich will es Ihnen glauben. Aber die Erste Liebe ist meist nur ein Versuch zu lieben; das Gefül eines Bedürfnisses, das sich auf den Ersten besten Gegenstand wirft, der ihm mit Wolwollen entgegenkömmt, und in diesem gefunden zu haben wähnt, was er bedarf. Es ist dann gar nichts Seltenes, daß ein Jüngling seine Erste Liebe einer reifen, wol gar überreifen Frau zuwendet. Die Koketterie mancher dergleichen Weiber abgerechnet, macht sie ihm durch ihr offenes, zwangloses, natürlich-zuvorkommendes Wesen, mehr Muth. Sogar seinem Geschmak sagt sie mehr zu, weil der unverdorbene Jüngling leichter sieht, als ahnet, Weiblichkeit in ihrer Vollendung ihn also mehr anspricht, als in ihrem Werden. Das Alles mag auch Ihr Fall seyn, und Sie mögen wirklich glauben, mich zu lieben und das Glük Ihres Lebens in mir zu finden. Eine Zeitlang finden Sie es auch vielleicht wirklich. Allein in wenig Jahren wird und muß die Ansicht anders seyn. Jezt fang' ich an, sichtbar zu welken, und Sie blühen immer mehr auf. Mai und November passen

schlecht zusammen, und immer schlechter, je weiter sie vorrükt, die Zeit. Die Ansichten des Lebens werden verschieden und immer verschiedener. Wahren Theil nehmen an Manchem, was Ihnen Freude macht, kann ich dann nicht. Es würde mir also keine Wahl bleiben, als: Theilnahme zu affektiren, oder Sie Ihren Weg gehen zu lassen und auch den meinigen allein zu gehen. Das Erste, aus welchem edlen Grund es auch geschehen mag, knikt doch, und zerstört allmälich, die Offenheit, das gänzliche Hingeben, das Wurzel und Produkt, Brod und Würze des ehelichen Lebens seyn soll. Geht jedes seinen Weg, so ist die Ehe schon innerlich geschieden. Es bleibt nichts Anders übrig, als eine gewöhnliche Fürsten-Verbindung, durch Konvenienz, Gesez und Pflicht. Wenn man nur die ehelichen Lasten miteinander trägt, und die ehelichen Geistesgenüsse nicht mit einander theilt; so giebt das Eins von den Produkten, wie die neuen Staatsehen, bei denen nichts als — das Heilige fehlt, oder wie gewisse politische Verbindungen, deren Daseyn man blos bemerkt, durch die Lasten, die sie

auflegen, und durch den Zwang, in den sie uns versezen.

Und fände sich's nun gar, daß Sie nach diesem Versuch zu lieben, den Gegenstand fänden, den Sie wirklich liebten, — welch namenloses Elend! Sie wolten mich nicht verlassen und fülten sich doch unwiderstehlich hingezogen zu einer andern. Aus Liebe wolten Sie mir Liebe heucheln, und ich sähe mit Schaudern täglich, daß Sie nur heuchelten. Ich würd' Ihnen lästig, widrig, unausstehlich; Sie verdammten sich selbst wegen dieser Empfindung, und hätten sie darum nicht weniger. Nein, Soltan; dazu sind Sie mir zu lieb, um Sie einer solchen Gefahr auszusezen, einer solchen Zwietracht in Ihrem Inneren, die nur durch Gotteskraft versöhnt werden kann.

Ich hab' ein Beispiel an einer meiner Bekannten erlebt, das noch weit schreklichere Folgen hatte, obgleich sie und ihr Gatte, gute Menschen waren. Die Frau von Zittlau, eine Witwe von fünf und vierzig Jahren, eine noch blühende, gebildete, artige Frau lebt' auf dem Land und sah viele Menschen in ihrem Haus. Der Forstmeister von Waldheim, ein

junger, unverdorbener, für alles Gute und Edle warm-enthusiastischer Mann, der eben in die Gegend versezt worden war, sucht' und erhielt natürlich Zutritt in dem Haus, und gefiel sich darin, besser als irgendwo. Die Frau des Hauses unterhielt ihren Besuch, mit jener natürlichen Höflichkeit, die nichts Konventionnelles hat, sondern lauter Herzensgüte zu seyn scheint, es oft auch wirklich ist. Niemand war eigentlich bei ihr zum Besuch; er war in der Ersten Stunde zu Haus, wenigstens war es seine Schuld, wenn er es nicht war. Der junge Forstmeister war es bald und ganz. Alle müßige Stunden, ganze Tage bracht' er bei der unterhaltenden, lebhaften Zittlau zu. Sie verreisete in ein Bad, und Waldheim fülte eine Leere in seinen Stunden, hielt es aber für eine Leere in seinem Herzen. Ihr Umgang war ihm unentbehrlich, weil er nichts Anders hatte; so glaubt' er denn, sie selbst sey es ihm. Er glaubte wirklich, sie zu lieben, erklärt' ihr dieß und bot ihr seine Hand an. Die gute Frau war freilich bedenklich, wegen Ungleichheit der Jahre: aber der feurige Forstmeister versicherte sie so ehrlich, daß die Liebe Alles

gleich mache, daß er nie eine junge Person so lieben könne, daß gerade die Reife ihres Geistes, ihn so anziehe; er war so eindringend, so voller Aufmerksamkeit, Alles, was er sprach und that, trug so offenbar das Zeichen von Redlichkeit, daß sie — ihr Herz geben ließ; denn sie liebt' ihn wirklich. Sie traute ihren Reizen zu, daß sie sich noch eine Zeitlang halten würden, und ihrem Geist, daß er Alles ersezen würde, wenn diese Reize verblüht wären. Sie gab ihm ihre Hand. Anfangs lebten sie sehr glüklich mit einander: aber bald zeigte sich's doch, daß die Frau zwanzig Jahre älter als der Mann sey. — Die Weiber altern ohnehin früher und schneller als die Männer. — Der junge, feurige Mann vermißte bald eine ähnliche Frau, die mit ihm fahren, reiten, jede Lustbarkeit in der Nachbarschaft genießen, dort Nächte durchtanzen könnte und wolte. Natürlich konnt' und wolte das aber seine Gattin nicht. Er gieng also allein, genoß allein, und dieß wirkte schon eine gewisse Entfernnng zwischen ihnen. Sie wolt' ein wenig an ihm bilden. — Glauben Sie mir, die Weiber in gewissen Jahren lassen das nicht. — Er solte so=

lider werden, und er fand in ihren Ansichten und Vorstellungen nichts Solides, sondern nur Hofmeisterei. Das entfernt' ihn von ihr, auch wenn er zu Haus war. Endlich sah er auf einem Bal, die Fräulein von Werdenberg, die längst nach einem Wesen schmachtete, das ihr Herz ausfüllen könnte. Sie traf gleich sein Herz, und er das ihrige: aber keins gestand es dem Andern. Je lebendiger sie es fülten, jemehr suchten sie es sich selbst zu verbergen. Beide scheuten sich, es in Worte zu fassen, was eigentlich in ihnen war, und ihr ganzes Wesen erfüllte. Endlich brach der Damm durch; sie gestanden sich, daß sie einander viel seyen, einander ganz verständen, über Alles, ganz miteinander sympatisirten. Das Wort: Liebe nannten sie nicht. Und was war die Folge davon? Die gute Zittlau merkt' es bald, konnt' es nicht tragen, kränkte sich, macht' ihrem Gatten Vorwürfe, dessen Liebe dadurch natürlich nicht vermehrt wurde. Die arme Fräulein hielt sich zurük, schmachtete, kränkelte. Der Forstmeister konnte das nicht ansehen, ließ sich von seiner Frau scheiden, heiratete die Fräu-

lein, die aber keine gesunde Stunde in ihrer Ehe hatte, und ein halbes Jahr hernach starb.

Nein, Solton; in einen solchen Fall will ich Sie nicht sezen. Ich schaudere schon vor der bloßen Möglichkeit. Geben Sie den flüchtigen Gedanken ganz auf. Suchen Sie wieder ruhig zu werden. Bis Sie dieß sind, meiden Sie mein Haus nicht: aber kommen Sie nur, wenn Sie wissen, daß ich Gesellschaft habe. Folgten Sie meinem Rath nicht, und kämen etwa am Morgen, wie ehemals, als ich noch blos Ihre mütterliche Freundin war: so thun Sie mir weh, denn Sie nöthigen mich, meinem Bedienten zu sagen, daß ich nicht für Sie zu Haus sey. Gewis werd' ich's aber früher oder später wieder seyn, und vielleicht bin ich so glüklich, Ihnen ein Wesen zuzuführen, das Ihnen Alles geben kann, was Ihr gutes, edles Herz bedarf, was ich Ihnen gerne geben mögte, aber jezt nicht zu geben vermag.

Leben Sie wol.

Acht und neunzigster Brief.

Adelheid an Theophan.

Lindenfeld.

Ich hab' Ihnen eine sehr traurige Nachricht zu geben, lieber Theophan; eine Nachricht, die besonders meines Külchals Ruhe gänzlich — ich kann nicht blos sagen, erschüttert, sondern zerrüttet, wie es bis jezt scheint, zerstört, und ihm alle Lust zum Leben genommen hat. Unsere Hella, sein Liebling und der meinige, das holde, anmutige, so innig sich anschließende Kind ist vor vierzehen Tagen in eine bessere Welt übergegangen. Sein Verlust hat mir schmerzlich weh gethan. Es wolte mir Anfangs das Herz zerreißen, daß ich sie so lange missen, sie auf dieser Erde nicht wieder sehen solte: aber ich faßete mich bald. Der Blik auf unsere Zeit, und auf die, die wir noch zu erwarten haben; die herrschende Eitelkeit, der Leichtsinn, Weltsinn, Kaltsinn gegen alles Höhere,

was nicht Sinnesgenuß verschafft, oder Mittel, sich ihn zu verschaffen; die Verdorbenheit unserer Jünglinge und so viele Männer, und die Schönheit, die unsere Hella — ich sage nicht: versprach, sondern ihr drohte, bei ihrer großen Reizbarkeit, machte mich oft zittern für sie. Wenn ich dann mich selbst vergessen konnte; so that mirs wol, sie dort zu wissen, wo sie keiner Verführung ausgesezt ist. Sie ist in dem besten Erziehungshaus, in dem sie seyn kann. Ich werde sie ausgebildet, veredelt wieder finden und glüklich. So kann ich manchmal mit Wahrheit sagen: Gott war's, der mir sie gab; Gott war's, der mir sie nahm. Ein Vater, mit einem Vaterherzen, der weiß, wie der Verlust dem Vater, der Mutter thut. Es muß nöthig gewesen seyn, weil Er's that. Sein Wille geschehe! Külthal aber nicht so. Er konnte keine Thräne weinen und kann's noch nicht. Ehe das Kind begraben war, saß er stundenlang bei der Leiche, und starrte sie an, ohne ein Wort zu reden. Als ich mich einmal über sie herbeugte, sie küßte und sagte: „O! du bist an einem guten Ort! dir ist woler als uns! Wie wirds' uns seyn, wenn wir uns

wieder sehen!" — ich sprach gleichsam noch mit dem Kinde —: da stand er auf mit einem tiefen Seufzer, gieng an's Fenster und verließ bald das Zimmer. Seit ich gefaßt bin, sieht er mich manchmal lange an, als begreif' er's nicht. Tag und Nacht hat er keine Ruhe; aber keine Klage kommt aus seinem Mund. Wenn ich ihm von ihr rede, so ergreifts ihn oft heftig. „Ach! rede mir doch nicht mehr von ihr," sagt' er neulich, in einem fast verzweifelnden Ton; „sie ist ja verloren, verloren!" — „doch nur für diese Erde!" erwiedert' ich." Das ist mein Trost." Er sah mich, halb zweifelnd, halb erstaunt an, und gieng weg. Mir ist aber viel Ruhe gegeben. Zwar hab' ich alle meine Erbauungsbücher bei Seite gelegt. Sie Alle geben mir nichts. Desto mehr ist mir aber mein neues Testament. Die lezten Reden Jesus an seine Schüler, bei Johannes, Sein Wort an den Missethäter, der mit Ihm hingerichtet ward' und das, bei der lezten Malzeit, mit den Seinigen: „so vertraut sizen wir hier nicht mehr zusammen: aber dort!" — es thut mir unbeschreiblich wol. Das hat kein S a i l e r, D e r e s e r, B r u n-

ner, kein Lavater, Jung, Sintenis oder Zollikofer, kein Mensch gesagt, der sich irren kann, sondern der, der Proben gab, von Allem, was Er versprach, und Beweise, daß Er in Verbindung stehe mit der höheren Welt, wohin meine Hella gieng. O! Theophan, wenn die Liebe bleibt, wenn auch Alles vergeht, wie uns ein heiliger Mann sagt, der es auch wußte; wenn wir diese Anhänglichkeit, diese Sehnsucht nach den Geliebten, mit hinübernehmen, die wir hier in uns tragen: so müssen wir sie auch wieder finden, sie glüklich sehen, und nicht wieder von ihnen getrennt werden, wenn unserer Seeligkeit nichts fehlen soll. Gott! wenn ich diese Gewisheit nicht hätte, wie unbeschreiblich elend wär' ich jezt! Wenn Külthal sie nicht hat — und ich ahne manchmal, daß sie ihm fehlt — wie natürlich, daß er trostlos ist, bei der innigen Liebe, mit der er an diesem Kinde hängt. Ach! daß ich sie ihm geben könnte! Daß ihm die Liebe das wäre, was sie mir ist! Könnten Sie, lieber Theophan, ihm dann nicht etwas schreiben, das ihm Gewisheit darüber gäbe, also

auch Trost? Wenn Sie können; so thun Sie es gewis. Das weiß ich. Beten Sie wenigstens für eine traurende Familie; besonders aber für meinen armen Külthal.

Neun und neunzigster Brief.

Die Nemliche, an den Nemlichen.

(Acht Tage hernach.)

O Theophan, wenn ich mich meiner Hofnung überlassen dürfte! Wenn das schwere Leiden, das unser Haus und Herz getroffen hat, eine solche Frucht brächte! Einmal, in meinem Külthal bereitet sich eine große Veränderung vor. Er ist in seinem Innersten ergriffen. Die Eisrinde um sein Herz ist geschmolzen. Er fült, daß er noch nicht Alles hatte, was ihm fehlt, was ihn halten kann in allen Lagen des Lebens, und vielleicht ahnet er, daß er es im Christenthum finden könne. Doch, hören Sie, und urtheilen Sie selbst.

Schon in meinem lezten Brief sag' ich Ihnen, daß er in einen stummen, starren Schmerz vergraben sey; daß er mit Erstaunen meine Ruhe sehe, aber weggehe, wenn ich davon rede, was mich beruhigt. Gestern Abend

wurd' es aber anders. Er traf mich über meiner Bibel, in der ich eben das 15te Kapitel des ersten Briefs an die Christen in Korinth gelesen hatte. Ich stand auf, gieng ihm heiter entgegen und umarmt' ihn. Er sah mich an, und eine Thräne glänzt' in seinem Auge. „Wärest du es nicht; ich könnte dich beneiden, Adelheid, über diese Ruhe bei dem schreklichen Verlust. Aber ich gönne dir sie.“

„Und warum solt' ich nicht ruhig seyn, sobald der erste Schmerz vorüber ist? Weiß ich ja unsere Hella in so guten Händen.“

„Aber wir sinds nicht; wenigstens ich nicht. Es kommt keine Freude, keine Ruhe mehr in mein Herz.“

„Und warum solte sie nicht? Gewis wird sie's. Daß wir jezt unser geliebtes Kind eine Zeitlang nicht sehen, das thut freilich weh, sehr weh. Ich glaubt' Anfangs auch, nie wieder froh werden zu können. Jezt muß ich wol noch manchmal weinen; aber ich bin ruhig.“

„Was giebt dir aber diese Ruhe?“

„Ich denke, wenn ich kränklich worden wäre; so hätt' ich Hella doch wol in eine Erziehungsanstalt bringen müssen; oder sie hätte

sich an einen fremden Ort verheiratet: sie hätte mich dann auch verlassen.“ —

„Aber doch nicht für immer!“

„Das wird sie jezt auch nicht. Sie ist in dem besten Erziehungshaus, bei dem Vater im Himmel. Dort wird sie gebildet und ist glüklich. Ihre Liebe zu Vater und Mutter wird gepflegt, sie wächst durch das tägliche Anschauen der Väterlichkeit des besten Vaters, und der Mütterlichkeit des Einzigen der uns so nah ist. Ihr ists vielleicht vergönnt, uns eine Wohnung einzurichten, wie sie dort unser Wesen bedarf. Sie wird uns entgegenkommen, verklärt durch Reinheit, Jesusähnlichkeit und Liebe; sie wird uns bekannt machen, mit den Auserwälten der Schöpfung. Sie wird bei uns bleiben und wir werden sie nie verlieren. O Külthal! welche Aussicht!“ (Ich war sehr gerührt, umarmt' ihn mit Thränen und auch er war's.)

„O! Adelheid, wenn ich das wüßte!“

„Ich weiß es, lieber Külthal. Schon mein Herz sagt mirs. Was liebt, will ewig lieben. Was liebt, will beisammen seyn. Trennung ist Höllenqual für ein liebendes Herz;

und zu Höllenqual gab uns Gott dies Herz gewiß nicht; dies Herz, aus dem alles Göttliche quillt. Man adoptirt Niemand zu seinem Sohn, um ihn elend verschmachten zu lassen.“

„Das giebt Hofnung, macht es wahrscheinlich, wenn wir diese Organisation, diese Empfindungsart behalten. Auch ich glaubte mich mit solchen Wahrscheinlichkeiten beruhigen zu können: aber ich sehe wol, der Mensch bedarf Gewißheit von der Fortdauer seines Ich und eines andern geliebten Ichs, wenn er es für diese Erde verliert.“

„Auch hab' ich diese Gewißheit, lieber Külthal. Der, der durch so viele Proben zeigte, daß Er mit der höheren, unsichtbaren Welt in Verbindung stehe, übersezt mir sie in Worte, diese Sprache meines Herzens. Er sagt mir bestimmt, daß Er, der hier schon manchen Todten das Leben wieder gab, Alle beleben werde; daß das, was man hier begrabe, nur Saat sey, aus der einst eine schönere Pflanze hervorkeimen werde; daß man sich wieder finden, sich auch dort lieben und in ungestörter Seeligkeit miteinander leben werde. Er

sagt das so zuversichtlich. Er täuscht uns nicht."

Freilich, weit tröstlicher, als die armseelige Aussicht, daß der geistige Hauch, ohne Bewußtseyn, irgendwo aufgenommen werde, und in anderer Gestalt oder ohne Gestalt bleibe. Als ich noch glüklich war, trug ich mich auch eine Zeitlang mit dieser erbärmlichen Spielerei. Jezt fül' ich wol, was daran ist. Man muß noch nichts verloren haben, wenn man wähnen kann, sich durch eine solche Spizfindigkeit trösten zu können bei einem Verlust."

"Freilich wüßt' auch ich mir darin keinen Trost. Aber meine Bibel giebt mir ihn, und ich kann mit Wahrheit zu Gott sagen: "wäre dein Wort nicht mein Trost gewesen, ich wäre vergangen in meinem Elend."

"Ja; ich muß dir gestehen; ich war und bin erstaunt über deine Fassung, deine Ruhe, deine Kraft. An meiner Philosophie glaubt' ich einen Stab zu haben, an den ich mich immer stüzen könnte. Aber — (sehr erschüttert,) es war ein Rohrstab, — der mir zerbrach, und — mich noch in die Hand stach."

"Nun; du findest vielleicht etwas Anders,

das dich beruhigen kann. O! wenn doch unsere Bibel" —

„Wenigstens wünsch' ichs von Herzen, daß sie mir etwas geben könnte; denn warlich! ich bedarfs! Gieb mir doch einmal Eine. Ich will die Geschichte Jesus lesen."

Ich gab ihm eine Bibel; er las und lieset diesen Morgen wieder mit großem Eifer. Bisher hab' ich ihn nicht unterbrochen, auch den Gegenstand nicht wieder berührt. Sagen Sie mir doch Ihre Meinung, ob ich recht thue, und überhaupt über den ganzen Vorfall. O! wenn mein guter, redlicher Külthal Interesse für das Christenthum bekäme! Wenn ich mit ihm gemeinschaftlich, den Weg zu unserer verklärten Hella wandeln könnte; wie gerne wolt' ich ihren Verlust tragen und w a r t e n! Seine so mächtig erregten Bedürfnisse machen mir Hofnung: aber sein grübelnder Kopf erhielt mich in Furcht. Ich erwarte bald eine Antwort von Ihnen.

Hunderter Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Eine kleine Reise hat mich verhindert, Ihre beiden Briefe sogleich zu beantworten, die ich nach meiner Zurükkunft fand. Sie haben an Ihrer Hella, für diese Erde viel verloren. Ich erschrak heftig, als ich die Nachricht davon las; denn obgleich ich Armer, nach dem leider! noch nicht abgeschaften Gebrauch unserer Kirche, mit keinem Vatergefül bekannt seyn darf: so weiß ich doch durch die Freude, die Ihnen und Ihrem Gatten, so oft aus den Augen blikte, durch die Sorgsamkeit für Alles, was dem Kinde schaden konnte, und durch den Anblik des liebenswürdigen Wesens selbst, daß sein Verlust schmerzlich weh thun muß. Daß Sie sich fassen und in Ihrem religiösen Gemüth Quellen zum Trost und zur Beruhigung finden würden, erwartet' ich indeß mit Gewißheit.

Was uns über eine bessere Zukunft Gewißheit giebt, macht uns jede Gegenwart erträglich; nnd wer sich gewöhnt hat, die Erde als ein Bildungsinstitut für eine höhere Welt anzusehen, der trägt, arbeitet und entbehrt auch gerne, was zu dieser Bildung nöthig ist. Aber daß der Verlust auf Ihren Külthal eine solche Wirkung thun, und eine solche Revolution in ihm aufregen werde, das hätt' ich kaum erwartet. Indeß ist er jezt auf dem rechten Weg. Von Bedürfniß, tief-gefültem Bedürfniß muß alles Religiöse ausgehen, sonst ergreift es nie unser ganzes Wesen, d. h. es wird nicht religiös. Wer noch wähnt, Alles zu haben, zu wissen, zu kennen, was ihm nöthig ist, oder es irgendwo gefunden zu haben wähnt, der sehnt sich nach nichts Anders. Und sehnt er sich nach nichts; so ist ihm Alles, blos Gegenstand seiner Spekulation, seiner Neugierde, Wißbegierde, Kritisirbegierde — es interessirt nicht sein ganzes Wesen. Dieß Bedürfniß wurde in Ihrem Külthal aufgeregt, durch den Tod des Kinds, woran sein Herz hieng. Bisher hatt' er gewähnt, über Zukunft so viel Gewißheit zu haben, als ihm nöthig sey, und er sah jezt,

daß er sich geirrt habe. Die Masse von Wahrheit, die er sich gesammelt, und für eine klare Uebersicht geordnet hatte, gab ihm das nicht, was er davon erwartete. Natürlich, daß er sich nun, in dieser nie gefülten Armut, sehnte nach etwas Besserem. Er sah Sie, kennt' Ihre Mutterliebe, Ihre Anhänglichkeit an das Kind, und er sah, daß Sie etwas in sich trugen, was Sie beruhigte, was Sie erhob, auch über diesen schmerzlichen Verlust. Mit oder ohne deutliches Bewußtseyn schloß er: was stärkt, muß eine stärkende Kraft haben; was über die Erde hebt, kann nicht von der Erde seyn. Nichts natürlicher also, als daß er wünschte, da auch Trost und Ruhe zu finden, wo Sie sie gefunden hatten; daß er nach der Bibel griff. Recht, daß Sie ihn gehen ließen, und ihm nichts aufdrangen. Thun Sie es auch jezt nicht. Man muß keine Gährung stören. Alles Große, Gute muß reif werden, und es reift nur langsam. Fragen Sie manchmal nur mit theilnehmender Liebe, nach seiner Ruhe, aber sagen Sie nichts von Ihrem Christensinn. Nur wenn er davon anfängt: dann zeugen Sie freimütig von Allem, was Ihnen gewis

und heilig ist. Lassen Sie ihn die Bibel lesen; ich weiß, er wird sie mit ganz anderem Sinn lesen, wie ehemals; Brod schmekt ganz anders dem Hungrigen, als dem Uebersatten, der sich mit Lekerbissen den Magen verdorben hat. Mit welcher Aufmerksamkeit und welchem Interesse wird eine Reisebeschreibung gelesen, von dem, der sich selbst in jenem Lande niederlassen will, und wie flüchtig von einem Andern, der blos eine leere Stunde damit ausfüllt, oder seine Wißbegierde zu befriedigen sucht! Auf höhere, geistige Bedürfnisse ist die Bibel berechnet; wer diese in sich fült, der versteht sie besser, als der gelehrteste Ausleger, wenigstens nach ihrem Sinn und Geist. Külthal wird sich also an manches Auffallende nicht stoßen; er wird es vorerst liegen lassen und sich an das halten, was seinem aufgeregten Bedürfniß etwas geben kann. Der große, in dem ganzen neuen Testament, besonders in der evangelischen Geschichte durchweg herrschende Gedanke, daß jenes Leben, nach dem Tod nur eine höhere Fortsezung dieses Erdenlebens sey; dieses, nur ein Erziehungsinstitut für jenes, und daß Alles an uns erziehe, — was uns wol

thut, und noch mehr, was uns weh thut; jene, dem liebenden Herzen so willkommene, für die ganze Organisation unseres Gefülvermögens unentbehrliche Aussichten, — nicht nur auf Fortleben, sondern auch auf Fortlieben, ohne das für den Liebenden kein Leben möglich ist; und all jene Versprechungen, die dem tiefsten Wunsch unseres Inneren entgegenkommen, sie werden und müssen ihn ansprechen in seiner jezigen Stimmung. Das ist denn jezt die Bibel, wie er sie bedarf; Gottesoffenbarung an ihn. Nicht alle Speisen in der Natur sind für Alle; und nicht alle Lehren und Aussprüche der Bibel können Allen und immer Wort Gottes an ihr Herz seyn. Mag er vorerst Alles stehen und liegen lassen, was ihm nichts geben und seyn kann. Mögen ihm vorerst jene tröstliche Aussichten blos wünschenswerth erscheinen; die tiefe Uebereinstimmung der tiefsten, heiligsten, unaustilgbarsten Menschenbedürfnisse wird ihm immer klarer werden. Und solt' ihn denn sein Herz nicht zu dem Schluß leiten: Was so ganz und innig zusammenpaßt, muß Einerlei Urheber haben? Ohne Licht wäre mein Aug' unbrauchbar; ohne Luftwellen, mein Ohr,

und ohne das, was die Bibel verspricht, was solten mir diese Bedürfnisse, die ich mir nicht befriedigen kann und Niemand? — Der Nemliche, der mein Auge schuf, schuf auch Licht für mein Auge; der Nemliche der mein Ohr schuf, ist auch Schöpfer jener Luftwellen für dies Ohr. Solte denn der Nemliche, der dies mächtige Bedürfniß nach Fortleben und Fortlieben in mich legte, nicht auch jene Verheißungen haben geben lassen, daß wir fortleben und fortlieben sollen? Anderen wird dieser Schluß wenig gelten; aber vielleicht desto mehr, ihm selbst. Wenn dann auch sein Gewissen so Manchem laut beistimmt, was Jesus sagt, und was er sich vorher nicht sagte; wenn er sich so findet, wie die Bibel den Menschen darstellt und wie er sich vorher nicht fand; wenn er sich innerlich gedrungen fült, den Weg zu gehen, der in diesem einfachen und doch so tiefen Buche vorgezeichnet ist, und auf seinem Weg die Merkmale findet, die ihm darin angegeben werden; das ist Prophezeihung, die an ihm selbst erfüllt wird. Und wenn er auf diesem Weg allmälich zu einer Ruhe, einem Muth, einem Glauben kommt, wozu er sich gar nicht

für fähig gehalten hätte: Liebe; dann bedarf er alle unsere philosophische, historische, kritische Beweise für die Wahrheit der evangelischen Geschichte nicht. Wer einmal durch China von einem bösartigen Fieber befreit wurde, der wird sich nicht bereden lassen, China sey eine Kreidenart, wenn er auch ihre Bestandtheile nicht kennt und nicht untersuchen kann. Wer durch einen Arzt von einer tödtlichen Krankheit geheilt wurde, die vielen anderen Aerzten unheilbar war, der fragt nicht nach dem Doktordiplom des Arztes. Indeß werden ihm sicher jene Weissagungen nicht mehr so unglaublich vorkommen, weil in ihm selbst so manche Weissagung erfüllt ward; und er wird die erzälten Wunder nicht mehr für unmöglich halten, weil an ihm selbst ein so großes Wunder geschah. Warten Sie also ruhig die Zeit ab, bis sich Ihr Külthal entscheidet. Ich ahne, daß die Entscheidung zu Ihrer großen Freude ausfallen wird.

Hundert und erster Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Ich wende mich an Sie, verehrter Mann, in einer eigentlichen Angelegenheit, d. h. in einer Sache, die mir sehr am Herzen liegt. Ohne Zweifel wissen Sie durch meine Adelheid, was wir verloren haben; vielleicht auch, wie sehr mich dieser Verlust niedergedrükt hat, und noch jezt niederdrükt. Auch Adelheid litt Anfangs sehr. Ach! das Kind war unser Alles; unser ganzes Herz hieng an ihm; — — hängt noch an ihm, und das meinige wird ewig an ihm hangen, so lang ich der Mensch bleibe, der ich bin. Aber sie hat Ruhe gefunden, in ihren religiösen Ansichten und Aussichten, die ich ihr — nicht beneide, die ich aber gerne auch finden möchte. Ich habe den nemlichen Weg gehen wollen, den sie gegangen ist; ich habe seither viel in der Bibel gelesen und besonders

die Geschichte Jesus zieht mich unbeschreiblich an. Seine Lehren sind mir, wie aus der Seele gesprochen; seinen Vorschriften, so schwer sie seyn mögen, giebt mein Gewissen Beifall, und Erfüllung dessen, was er versprach, bedarf der Mensch, wenn er ganz ruhig und glüklich seyn will. Auch begreif ichs ganz wol, wie man Zutrauen zu Ihm fassen, Ihn lieben konnte. War Er ja so liebenswürdig! Flößen ja schon seine Worte so viel Zutrauen ein! Aber dann stoß' ich wieder auf so viele sonderbare, unbegreifliche Geschichten, auf Engelerscheinungen bei jeder Gelegenheit, auf Thaten, die, so wie sie erzält werden, allen Naturgesezen entgegen sind, wenigstens gewis alle Menschenkräfte übersteigen, auf so Manches was mir widersinnig scheint, was einem Feenmährchen gleicht; auf Lehrsäze, die Manches umstoßen, was ich als unleugbare Wahrheit beweisen kann, was mir ganz gegen den Begriff einer Gottheit anstößt, der ihrer würdig ist, daß ich nicht weiß, was ich aus dem Ganzen machen soll. Zwar hat man mir ehemals gesagt, es sey nicht Alles so zu verstehen, wie es da stehe; die Erzälungen der Geschichtschreiber sey-

en unvollständig, man müsse sie suppliren; auch hätten sie, nach den damaligen Zeitbegriffen, Manches als Wunder angesehen, was ganz natürlich zugegangen sey. Ich ließ das dann als gut seyn, weil mich, die Wahrheit zu sagen, die ganze Sache nicht interessirte, weil ich mich an etwas Anders hielt. Aber jezt kommen mir diese Behauptungen, als Ausflüchte vor, ohne Zweifel aus der guten Absicht, um die Bibel auch denen annehmlich zu machen, die Alles begreifen wollen. Nach der Geschichte sind wirklich Engel erschienen, haben bestimmte Worte gesagt, und etwas Bestimmtes gethan. Jesus hat offenbar geglaubt, außerordentliche Thaten zu thun, und sich auf diese Thaten berufen, zum Beweis, daß Er höhere Kräfte habe, mit der Gottheit in Verbindung stehe, daß man also seinen Worten glauben könne. Wär Er ein so arger Schwärmer, daß Er sich das blos einbildete: so mocht' Er immer ein herzguter Mann seyn, der es gut mit allen Menschen meynte; auch hat Er wirklich viel Wahres und Gutes gesagt: aber auf sein Wort glaub' ich Ihm nichts. Ich prüfe, was mir wahr und gut scheint, behalte das,

und werfe das Uebrige weg. Indeß — die Wahrheit zu sagen, scheint mir doch dazu Jesus zu verständig. Auch weiß ich nicht, wie Er so hätte wirken können, wie Er doch gewirkt hat, wenn Er sich blos eingebildet hätte, außerordentliche Thaten zu thun, und wenn nichts davon geschehen wäre. Kurz: ich weiß nicht, woran ich mit der Bibel bin, auch nicht, wie ich die menschlichen Vorstellungsarten von Gott, mit seiner Erhabenheit vereinigen soll. Ich gebe Ihnen mein Inneres gerade so, wie es ist, weil ich Zutrauen zu Ihnen habe, und von Ihnen Leitung erwarte, wie ich zu der Gewißheit kommen soll, die ich so sehr wünsche. Dann gewiß wär' ich ein glüklicher Mensch, wenn ich mich so fest an die Bibel halten könnte, wie sich meine Adelheid daran hält. Sie verzeihen mir ja die Mühe, die ich Ihnen mache. Die Ruhe eines Menschen ist ja wol einer Bemühung werth! Und so empfehl' ich mich denn Ihrer bekannten Güte.

Hundert und zweiter Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Ihr Vertrauen, hochgeschäzter Mann, thut mir sehr wol, und ehrt mich, mehr als mich irgend ein Wort ehren könnte. Können wir ja, selbst Gott nicht besser ehren, als durch Vertrauen! Ich werde dies Vertrauen zu verdienen suchen, durch Offenheit, die der Ihrigen ähnlich ist. Ich bin selbst, durch alle Ihre Zweifel durchgegangen und durch noch mehrere. Sie fallen mir also auch nicht auf, und der Rath, den ich Ihnen gebe, wird wenigstens nicht der Rath eines Unerfahrenen seyn. Der Kranke weiß am besten, wie es dem Kranken, der Arme, wie es dem Armen, und der, der selbst Zweifler war, am besten, wie es dem Zweifler zu Muth ist.

Vor Allem, verehrter Mann; halten Sie sich an das Positife, Gewisse in der Bibel, an

das, was Ihr Inneres anspricht, und lassen, so viel möglich, alles Uebrige bei Seite liegen. Alles Religiöse, was als solches wirken soll, muß positif, gewiß, zuverläßig seyn. Skepsis ist Tod aller Religiosität, weil sie Tod alles festen Glaubens ist. Freilich kann auch aus diesem Tode Leben werden; aber sie ist und giebt kein Leben, so lange sie Skepsis bleibt. Mag Ihnen ein großer Theil der Bibel noch nichts seyn; das würde mich nicht irren. Halten Sie sich desto fester an das, was Ihnen wirklich etwas ist. Die Bibel ist, wie die Natur, wie ein genialischer Mensch, ein genialisches Buch. Man kann von einer schönen, lachenden Schweizergegend sehr angezogen werden, und der Mont-blanc kann uns nur fürchterlich erscheinen. Man kann entzükt seyn über Göthes Iphigenie, und seinen Faust verabscheuen. Wer sentirt gerad' Alles in Schakespeare oder Tasso? Es giebt gar viele fromme Christen, die an den Liedern der Liebe und an der Apokalypse nichts haben, und nicht Wenige, die auch den Propheten nicht lesen, denen aber das Uebrige desto mehr giebt. Freilich müssen Sie nicht stehen bleiben bei dem, was Ihnen schon

jezt etwas giebt: aber das werden Sie auch nicht, wenn Sie sich fest an dies Wenige halten und es auf sich wirken lassen, was es wirken kann. Ein bloßer Lehrer darf Ihnen Jesus nicht bleiben, denn Sie werden bald finden, daß seine Lehren, Thaten und Schiksale in einer unzertrennlichen Verbindung stehen, und daß man seine Geschichte ganz verwerfen oder ganz annehmen müsse. Aber Alles dieses findet sich nach und nach, bei jedem, den die Geschichte für sich selbst intereßirt. Man faßt und glaubt und trägt nicht Alles auf Einmal, — jezt so wenig, als zu den Zeiten da Jesus noch auf der Erde lebte. Wenn man Einmal Geschmak an den Reden und der Handlungsart des Einzigen bekommen hat, wenn man sich von Ihm nur erst auf den Standpunkt stellen ließ, von dem Gott und Göttliches, Welt und Menschheit, Menschenbildung und Menschenbestimmung, Zeit und Ewigkeit betrachtet werden müssen; wenn man seine Versprechungen vergleicht mit den Ahnungen, Wünschen, Bedürfnissen seines Inneren: dann erscheint uns allmälich, auch das Sonderbare, Wunderbare in seinem Leben anders. Man sieht mehr auf

die Hülfe und den Helfer, als auf die Art, wie Er half. Man gewöhnt sich an einen Zusammenhang der sichtbaren und unsichtbaren Welt; man sieht ein, daß es Manches geben könne, was man nicht erfahren hat, daß die Erfahrungen unseres Zeitalters kein Maasstab für die Erfahrungen aller Zeiten seyen. Die Publizität der Handlungen Jesus, unter den Augen seiner scharfsinnigen, arglistigen Feinde fällt uns auf, und die elenden Einwürfe, die sie dagegen machten. Wir sehen wenigstens, daß sich die Geschichte, so wie sie da liegt, nicht ohne genauere Untersuchung, geradezu verwerfen lasse.

Wenn sich mir Einwürfe aufdrangen, von denen ich die Augen nicht wegwenden, vor denen ich sie nicht weniger verschließen konnte: so sagt' ich mir selbst: Eine Einwendung ist doch nichts anders, als Behauptung, daß das, was gesagt oder erzält wird, in Widerspruch mit anderen anerkannten Wahrheiten stehe, wenigstens zu stehen scheine; daß man nicht einsehe, wie das Erzälte mit dieser oder jener anderen Wahrheit in Verbindung zu sezen sey. Die Einwendung kann also ganz gegründet,

d. h. der Zusammenhang einer Erzälung mit anderen Wahrheiten kann wirklich nicht einzusehen, und die Erzälung doch nicht weniger wahr seyn. Ueberhaupt ist keine Wahrheit in der Welt so alleinleuchtend, — mathematische etwa ausgenommen, — gegen die sich nicht bedeutende, schwer zu widerlegende Einwendungen machen ließen und gemacht worden wären; bei keinem ernsten Wahrheitsfreund wird aber dadurch eine bewiesene Wahrheit ungewis. Gegen eine historisch-erwiesene Wahrheit gelten gar keine Zweifel, ob es auch so habe seyn können, oder ob es wahrscheinlich sey. Wir haben einen sehr eingeschränkten Begriff von dem, was seyn kann; und es mag Manches unwahrscheinlich seyn, was aber doch wahr und geschehen ist. Alle Gründe von der Güte und Liebe Gottes, beweisen nichts gegen die Existenz der Erdbeben, Riesen- und Klapperschlangen, Domitiane, Muley-Ismaels und Robespierre. Alle Gründe von der Nothwendigkeit irgend eines Nahrungsmittels zur Erhaltung thierischer Körper beweisen nichts gegen die in Stein eingeschloßenen und doch lebenden Kröten. Der Haupteinwurf gegen die,

in der Bibel erzälten Wunder beruht auf einem allzubeschränkten Begriff von den Gesezen der Natur. Sie sollen gegen diese Naturgeseze seyn; und doch kennen wir die Naturgeseze der, uns bekannten Körper noch lange nicht vollständig genug. Es schien gegen die Naturgeseze, daß sich irgend ein Körper von selbst nach einer gewissen Weltgegend hinlenke; daß er irgend einen andern Körper, und nur diesen anziehe. Seit man den Magnet kennt, ist es nicht mehr dagegen. Es schien noch mehr gegen die Naturgeseze, daß Erschütterung und Schlag sich in die Ferne verbreiten könne, auch da, wo keine Berührung statt fand. Seit man mit der Elektrizität bekannt ist, gehört es zu den Gesezen dieser feinen Naturkraft. Welche Erscheinungen hat der thierische Magnetismus hervorgebracht, die man sonst für unmöglich gehalten hätte, und die doch unwiderleglich historisch bestätigt sind? Und diese Erscheinungen zeigen sich an unserem eigenen Körper, durch unseren eigenen Körper. So wenig können wir absprechen über die Geseze der Körper, die wir schon hier auf der Erde kennen. Von der unsichtbaren Welt, dem Geisterreich

wissen wir gar nichts, außer einigen Erscheinungen, die uns allerdings in Erstaunen sezen, in so ferne sie historisch beglaubigt sind. Sie alle, geradezu für unmöglich zu erklären, wär' eine lächerliche Vermessenheit, weil wir von diesem ganzen Reiche nichts als eine Einzige Art, nemlich unsere Seele kennen; und offenbar die niedrigste, weil sie von der Geisterwelt zur Körperwelt den Uebergang macht, wie die Polypenarten von dem Pflanzenreich zum Thierreich. Einer höheren Natur kann etwas sehr gemäs seyn, was für eine niedrige ein Wunder wäre. Wunderbar wär' es allerdings, wenn ein Kind einen Centner trüge; es ist aber sehr natürlich, wenn es ein Mann thut. Den Naturgesezen des Elephanten ist es ganz gemäs, einen Baum aus der Wurzel zu reißen; den Naturgesezen der Maus ist es zuwider. Nun werden aber die, in der Bibel erzälten Wunder nicht für Wirkung gewöhnlicher Menschennatur, sondern für Wirkung höherer Naturen ausgegeben. Sie sollen ja gerade beweisen, daß eine Gotteskraft in jenen Menschen gewesen sey. Das Alles beweiset freilich nichts für jene außerordentliche Thaten:

aber es zeigt doch, daß man nicht, von einer gewissen flachen Philosophie aus, zum voraus dagegen absprechen könne; daß die, mit ihren Grenzen bekannte Vernunft, sich nicht anmaaßen dürfe, sie ohne historische Untersuchung jeder Einzelnen Thatsache, zu verwerfen.

Wenn ein Einwurf gegen diese oder jene Bibellehre Ihnen Zweifel macht; so fragen Sie sich, ob sich nicht der nemliche Einwurf gegen die sogenannte natürliche Religion, oder gegen das machen lasse, was wir offenbar als Gottes Einrichtung in der Welt finden. Wäre dies der Fall; so bewiese der Einwurf zu viel, also gar nichts. Sie werden z. B. finden, daß sich Alles, was man von Philosophie aus, gegen die Bibellehre von einem Satan, als Stifter alles Bösen sagt, auch gegen die Neros, Caligulas, Galba's und andere menschliche Satans, sagen läßt, weil es Einerlei ist, ob man sich das Reich des Bösen als Monarchie oder Demokratie denkt. Alles was man gegen den möglichen Mißbrauch der Gebetserhörungen sagt, wovon die Bibel redet, läßt sich auch gegen die unleugbare Natureinrichtung sagen, daß von der Laune, dem wollüstigen

Reiz eines Augenbliks, das Leben eines Menschen und seiner ganzen Nachkommenschaft, von der Macht eines Despoten, das Schiksal vieler Millionen abhänge. Wir sehen daraus nur, daß wir Manches für Gift halten, was unter höherer Leitung, Arzenei werden kann und ohne Zweifel, auch werden wird.

Bedenken Sie ferner, daß eine Menge Einwürfe gegen einzelne Geschichten und Stellen der Bibel aus Mangel an Sprachkenntniß, aus Unbekanntschaft mit den Sitten, der Denk-, Empfindungs-, Handlungs-, und Darstellungsart jener früheren, fernen Welt entstanden sind und noch entstehen, über die Sie sich leicht belehren können, wenn Sie etwa die Geschichte von Heß lesen, der gewiß nichts in die Bibel hineingetragen, nichts, um einem Einwurf auszuweichen, beseitigt, sondern nur die Erzälungen aus den Umständen und Sitten jener Zeit erläutert, und auf den rechten Standpunkt gestellt hat, aus dem Alles betrachtet werden muß. —

Befolgen Sie meinen Rath, und jene Zweifel, die Ihnen aufstoßen, jene Einwendungen, die Sie ehemals lasen oder hörten,

deren Sie sich jezt wieder erinnern, werden Sie wenigstens nicht abhalten, das aus der Bibel zu genießen, was Ihnen jezt genießbar und tröstlich ist. Mit der Zeit wird Ihnen gewiß mehr Licht und Aufschluß werden, was ich Ihnen mit theilnehmenden Herzen wünsche.

Hundert und dritter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Sie haben auch diesmal wieder recht, lieber Wandulf. — Wann hatten Sie's nicht? — Ich war eine Thörin, daß ich mich über die kleinlichen, häuslichen Geschäfte beklagte, und mich mit lauter hohen Kraftthaten, mit geistigen Wirkungen, nach außen hin, beschäftigen wolte. Schon, als ich Ihren Brief las, ahnet' ich mein Unrecht; aber jezt hab' ich es selbst erfahren. Ich wurde vor einigen Wochen unpäßlich. Ein rhevmatisches Uebel nöthigte mich, das Zimmer zu hüten. Ich war ohne Schmerzen, konnt' also den ganzen Tag lesen, schreiben, meine Kinder unterrichten, neue Klaviersachen und Arien einüben — nach Herzenslust. Rasch fieng ich auch an. Meine Lony lehrt' ich zälen mit Würfeln; mit Eduard übt' ich die Pestalozzischen Zalenverhältnisse.

Ich schrieb — Lehren, für meine Kinder, wenn sie älter würden, Maximen und Weisheitsregeln für mich, Grundsäze für Hausfrauen, zu Regierung ihrer Dienstboten; d. h. ich fieng das Alles an, schrieb ein Paar Ideen nieder, sprang dann an's Klavier, versucht' etwas von Rombergs Macht des Gesangs, las eine halbe Stunde in der derben Explosion von Brandes über den Einfluß des Zeitgeists, besah die niedlichen Kupferchen in dem neuen Wilmans'schen Taschenbuch, weil ich Alles, recht nach Laune und con amore betreiben wolte. Das gieng den ersten Tag trefflich, auch den zweiten noch gut. Aber schon am dritten wolte weder das Lesen, noch das Schreiben noch das Singen recht schmeken. Es fehlte mir etwas, und ich wußte nicht, was. Die Kinder wolten immer beschäftigt seyn, und ich wußte nicht, womit ich sie beschäftigen solte, weil ich sie nicht gerne allein herumlaufen ließ. Eduard konnt' es indeß nicht länger in der Stube aushalten; er sprang eine Stunde herum und kam über und über kothig, und mit einer blutigen Nase wieder. Rief ich eine Magd; so wußte Niemand, wo sie war.

Fragt' ich nach dem Knecht; so war er in die Schenke gegangen. Ich spürte die Unordnung, bis in mein Krankenzimmer hinein. Am vierten Tage mußt' ich mirs bestimmt gestehen, daß mir meine häusliche Beschäftigungen fehlen, und daß ich jezt mit weit weniger Lust lese, schreibe, singe, spiele, weil ich es den ganzen Tag thun konnte. Als ich mein Zimmer wieder verlassen durfte, wornach ich mich herzlich gesehnt hatte, fand ich auch, wie nöthig es ist, daß die Hausfrau ihre Augen überall habe, und wie viele Unordnungen, wie manche Unsittlichkeit im Keim erstikt wird, wenn die Hausfrau gegenwärtig ist, oder wenn man weiß, daß sie jeden Augenblik erscheinen kann. Also: ich will in Zukunft nicht mehr „nach hohen Dingen trachten,“ sondern mir an dem Wirkungskreis genügen lassen, den mir die Vorsehung durch mein Geschlecht angewiesen hat.

Das will mir indeß manchmal wol weh thun, daß ich meinen Edelwald nicht begleiten konnte, besonders da er so viele trefliche Menschen wiedergesehen, und mit so vielen trefliche Bekanntschaft gemacht hat. Das Schönste der schönen, das Intereßanteste der intereßanten

Natur ist doch immer der Mensch. Aber eben darum bleib' ich auch gern bei meinen Kindern, bei meiner Lony, die auf keinen Fall mitzunehmen gewesen wäre.

Ich leg' Ihnen ein Stük von Edelwalds Reisejournal bei, und zu wol haben Sie recht, daß man den Menschen daraus kennen lernt, so gut, und fast noch besser, als die Gegenden, durch die er reisete. Schiken Sie mirs doch wieder, sobald Sie es genossen haben.

Eben beobachtet' ich Eduard, der seiner Schwester die Rechnungsübung mit den Würfeln wiederholen will. Er ermahnt sie sehr ernsthaft zur Aufmerksamkeit, und schmält, wenn sie ein wenig herum gafft. Bei seiner Heftigkeit fürcht' ich, er wird den Schulmeister zu stark, und nach der alten Art machen; ich werd' es ihm also wol für die Zukunft verbieten müssen. Gott befolen, lieber, theurer Wandulf.

Aus Edelwalds Reisejournal.

—— Bei Elze, hinter Hannover, *) fieng die schöne Gegend an, da wir bisher durch lauter Moor- und Heidegegenden gekommen waren. Ich stieg vor Elze aus dem Wagen und gieng auf eine kleine Anhöhe. Hier fängt auch eigentlich mein Tagebuch recht an.

Zwei schöne Landschaften lagen vor mir. Eine von der Sonne beleuchtet, in aller Herrlichkeit des glänzenden Kolorits; die Andere lag im Nebel. Die Beleuchtung nahm auf dem Wege nach ihr, stufenweise ab. Sie war so schön, wo nicht schöner als die Andere; aber das Auge mußte sie verkennen. Man mußte sich *sagen*, was sie seyn würde, wenn sie von der Sonne beleuchtet wäre. So ist manches Mädchen, das nicht geliebt wird. Sie wäre *viel*, vielleicht mehr als eine Andere, die jezt von Seite des Kopfs und Herzens interеßirt, wenn ihr Wesen erhöhet würde, durch

*) Nemlich von Hamburg aus.

Liebe. Aber wäre Liebe nicht zu ersezen, durch Religion? — Bei Brügge freut' ich mich der schönen Anlagen des Postmeisters, an der Anhöhe, die längst der Landstraße herläuft, hauptsächlich aber der Mannichfaltigkeit des hüglichen Thals bis Alfeld, wo die Straße in gebirgiche Gegenden führt. Bei dem Anblik der Beleuchtung einer ebenen und bergichen Gegend fiel mir ein, daß es sich eben so verhalte mit den Wirkungen der Liebe, auf tiefe, vielseitige und auf gewöhnliche, flache Menschen. Diese sind froh und glüklich, geben aber Anderen nichts, sondern langweilen nur, so wie eine flache Gegend auch heiter ist und von der Sonne erheitert wird, ohne zu gefallen oder zu interessiren. Jene sind auch glüklich und froh, aber ihre Tiefe und Vielseitigkeit kommt recht zu Tage. Sie beglüken, indem sie glüklich sind, und weil sie es sind. — Auf dem Weg hinter Salz-ter-hellen, einem Salzwerk ist auf der Anhöhe, eine gar liebliche Aussicht in ein Thal mit einem Bach durchschlängelt. Troz seiner einfachen Komposition von gewöhnlichen Bäumen, Fluren, Wiesen, Vieh und dem, freilich sehr naiv sich durchwindenden Bach, hat

es viel Mannichfaltigkeit, wie das häusliche Leben in einer guten Familie, durch gewöhnliche Beschäftigungen und immer wiederkehrende, einfache Freuden, in schöner Abwechselung. Das Thal, ohne Aufwand von Felsenmassen, Wasserfällen, von neuen Ruinen und dekorirten Einsiedeleien, wie das häusliche Leben, ohne Aufwand von Bällen, Casino's und Opern. Man sehnte sich in das Thal, wie in das Haus einer guten Familie.

In Göttingen sah ich Plank, Bouterwek und Herbach, die Treflichen. Von ihnen mündlich mehr!

Von Göttingen giengs nach Kassel, durch das trefliche Weserthal bei Münden. Ein Kaufmann hat auf der Erdzunge, die durch den Zusammenfluß der Fulde und Werre gebildet wird, einen, in seiner Art Einzigen Garten anlegen lassen. Zwei Flüsse, Schiffart auf beiden, größere Schiffart auf der Weser; — das Alles dicht vor sich, iu der Stadt! — Es herrscht guter Geschmak in der Anlage und in dem Aeußeren des Hauses. Ein Eigenthum, Sinn und Vermögen, es zu verschönern, gehört denn doch unstreitig zu den höheren Men-

schenfreuden. Auch wird uns einst diese Freude in hohem Grade werden.

Das Weserthal! Ja; was kann ich davon sagen? Wer beschreibt das Eigenthümliche von Gegenden, da man selbst bei den schönen Gemälden einer Brünn nicht lange verweilen kann? Es giebt genialische Naturen, die uns in Erstaunen sezen, an denen man in die Höhe sieht, die uns aber bald drüken. Ueppige Naturen, die alle unsere Sinne reizen und befriedigen und wieder reizen, in denen man ganz zu Sinnesgenuß aufgelöset wird. Bei ihnen darbt Geist und Herz, obgleich die Sinne schwelgen, und eben darum. Von diesen beiden Naturen hat das Weserthal bei Münden nichts. Es ist ein Lied, mit unter ein Schiller'sches Lied, aber keine Ode; ein Berghem, aber keine Rüysdael. Es giebt nemlich eine dritte Natur, die sich nicht über uns erhebt, sondern uns traulich entgegentritt, uns traulich in ihren Kreis nimmt und uns all ihre Lieblichkeiten anbietet, als freue sie sich, wenn wir sie nur annehmen und ihrer froh werden wollen. So ist dies Weserthal. Es hat mehr als jenes hinter Salz-ter-hellen; aber nicht zum

Prunk, sondern zum Genuß. Es sagt uns mehr; aber es spricht nicht minder freundlich mit uns. Auch es wekt tiefe, feine Empfindungen, aber in einem populären Styl. Leicht hätt' ein Abhang schroffer seyn, die Felsen in dem engen Thal, durch das wir kurz vorher kamen, hätten hierher gesezt seyn können, und seine Genialität hätt' uns gespannt; es hätte Jean Paulisirt. Jezt spricht es wie Tiedge. Man versteht es und kann mit ihm fülen, wenigstens immer ihm nachfülen. So gefällt es, wie dieser, Allen, die ihm nahe treten.

In Kassel hatten wir eine Wanderschaft nach Wilhelms- jezt Napoleonshöhe vor; aber der Himmel war trüb; es war keine Aussicht zu erwarten, und wir wolten die Idee aufgeben. Wie belehrend, wie sanft-erhebend zum Himmel ist es doch, daß alle hohe, obgleich Erdenfreuden von den Segnungen des Himmels abhängen! Warlich! auf die Erde nur immer zu bliken und bliken zu wollen, immer nur auf die nächsten Ursachen das Auge richten, das ist eine Aufklärung, wie die des Grafen Morcati, der den Menschen von allen seinen Uebeln befreien wolte, wenn er lernte —

auf allen Vieren gehen. Der Himmel wurd' uns indeß wieder günstig, und wir sahen von dieser Höhe herab, auf alle, sie umgebende Herrlichkeiten, unter seinem Segen, d. h. erleuchtet und verherrlicht durch der Sonne Glanz. Die Gegend mit dem Vorgrund von oben herab gesehen, ist ein großes, talentvolles Weib, eine Delphine, mit allen Reizen der Kunst ausgeschmükt, und in Lagen gesezt, wo sie alle ihre Talente und ihre Kunstbildung zeigen kann, zeigen muß und gerne zeigt.

Marburg.

Den Eindruk, den der Anblik dieser Stadt auf mich machte, kann ich heute nicht beschreiben und vielleicht nie. Immer ist es nur ein mäßiger Fluß, wenn man seine Wellen zälen kann. Bei einem hoch-tosenden Strom staunt man und — schweigt. In dieser sanft-romantischen Gegend hab' ich die drei poetischesten Jahre meiner Jugend durchlebt, in voller Unschuld und Jünglingslebendigkeit; das ist Alles was ich sagen kann, und genug gesagt.

(Acht Tage nachher.) Jezt kann ich noch etwas davon sagen. Morgends um drei Uhr, vor unserer Abreise, besucht' ich, bei herrschender, feierlicher Stille in der Stadt, alle die Pläze, wo ich gelebt, ja wol, recht eigentlich gelebt hatte. Ich sah hinauf, nach den Fenstern meiner Wohnstube, nach den Fenstern meiner Freunde, nach den Lehrzimmern, nach den Oertern öffentlicher Vergnügungen, und — wie wol that mir das jezt! — ich konnt' auf alle diese Pläze hinbliken, ohne Schaam und Reue, höchstens wandelte mich ein Lächlen an und ein Achselzuken, über einen jugendlichen Muthwillen, der an das Rohe gränzte. Und das ist ein unbeschreiblich — süßes Gefül. Wie wol muß es dem Menschen seyn, der am Ende seines Lebenswegs, so auf sein ganzes Leben hinsehen kann? Das:

Nilconscire — —

Ja so! meine Aeone versteht kein Latein,

Nichts Uebles sich bewußt zu seyn,

Vor keiner Schuld erbleichen —

ist doch der erquikendste Labewein im Alter, bei dem man beredt wird über seine Jünglingsjahre, und heiter wie ein Jüngling.

Die Aussicht von dem lutherischen Kirchhof, in das schöne Lahnthal, lädet ein, dahin zu gehen und fesselt doch an den Standpunkt, wo man steht, wie eine gewisse, von ihrem schlafenden Knaben sich wegschleichende junge Mutter, mit ihren freundlich-kosenden Bliken, weil wir sie nie und nirgends wieder so lieblich zu sehen fürchten.

Ich nahm Abschied von Marburg mit einem vollen, gerührten Herzen, wie Petrarca von Vauclüse, wie man von den vertrautesten Jugendfreunden Abschied nimmt, wie der fromme Pilger vom heiligen Grabe. Hier lernt' ich meine Existenz fülen, meine Individualität erkennen. Hier wurde der Edelsinn des Jünglings in mir gewekt, gut zu seyn, recht zu handlen, um mich nicht zu erniedrigen unter mich selbst. Hier wurd' ich von rohem, ausschweifendem Leben abgeleitet, durch das Gefül meiner Menschenwürde und durch die Schaam, die so frühe in mich gepflanzt ward. Jenes Gefül wurd' in mir aufgeregt und genährt, durch den edlen N., der es selbst in sich trug, für sich und mich. Ich wallfahrtete zu seiner Wohnung, wie der fromme Sohn, zu dem

Hause seines Vaters, und segnete sein Andenken, wie Nathanael das Andenken dessen, der ihm zuerst gesagt hatte, was er sey.

Lindau.

Am Abend, die Sonne im Hafen untergehen und alle Gletscher erleuchtet zu sehen; das war unser Wunsch, und so oft sprachen wir mit Einer Stimme und Einem Herzen: Gott geb' uns nur Sonnenschein.

Und Er hat ihn uns gegeben, auf seine Art. Anders wie wir dachten, aber herrlich. Höre!

Doch; was ist da zu hören? Ich kann nicht reden und nicht schreiben. Ich konnte nicht sehen, nicht fassen, und kanns noch jezt nicht, und werd' es nie können und bin hoch seelig dabei, daß ich nicht fassen, nicht reden und schreiben kann. Das Einzige, was ich sagen kann, was du aber nie verstehen kannst, was dir leere, todte Worte sind, ist: ich habe den Bodensee gesehen!

Ich streiche mein ganzes Tagebuch durch. Alles ist nichts, was ich vorher sah; denkenswerth, aber nicht des Beschreibens werth. Und

gerade dies Eine kann nicht beschrieben werden; wenigstens kann ich's nicht.

Aeone, wenn es dir einmal am Herzen liegt, einen recht heiligen Genuß zu haben; so blike hinauf zu dem Vater im Himmel, bitt' ihn kindlich: lieber Vater; laß mir ihn doch werden." Und nun warte! sey ruhig, bis Er ihn giebt. Und glaube mir, du wirst staunen wie ich. (O! der liebe Mensch! Ich hätt' ihn sehen mögen, in dem er das schrieb!)

Den Bodensee in seinem vollen Glanz, bei dem Untergang der Sonne zu sehen, das war eine Hauptabsicht, warum wir nach Lindau giengen; und der Regen goß sich in Strömen herab. Da blikt' ich auch kindlich hinauf, zu dem, der uns schon so viele Freuden bereitet hatte, und bat Ihn: gönn' uns auch diese noch! Und ich meyne, Er hat sie uns gegönnt. Schon gegen Abend hört' es auf zu regnen, die Sonne schien heiß und hell. Aber zwei Gewitter drohten fürchterlich. Nun kamen wir auf eine Anhöhe. Ich entdekt' einen hellgrünen Streif, der, herrlich beleuchtet, sich unter dem schauerlich-dunklen Gebirge hinzog, dessen Glanz durch das Dunkel nur noch mehr

auffiel. Ich zeigt' es meinem Freund; aber Niemand dacht' an den Bodensee, bis der Kutscher rief: „Da haben Sie ja Ihren Bodensee!“ (Er hatt' uns so oft davon sprechen hören.) Wirklich trat er nun auch kenntlicher hervor; glänzend hell-grün, wie auf Machdes Charte. Die schwarzen Gewitterwolken, die bis hinein hiengen, und die röthlichen Streifen darin, und das Ufer, das überall, wo es Gewitterwolken nicht dekten, wie ein unendlich reich-verziertes Amphitheater hervorgieng; und die röthlichen, oben am Rand des Horizonts spielenden Wolken und die, eben so erleuchteten Felsen, die zwischen den dunkelgrünen Wäldern hervorragten! Wir fuhren zwischen Weinbergen und Fruchtfeldern; sahen Schweizerbauern, Schweizer Vieh, hörten Schweizer Sprache. Wir lebten in einer neuen herrlichen Welt. — Gott! wie waren wir seelig! Nur du fehltest mir, meine Aeone, um die Wirkung der Herrlichkeit in deinem Auge zu lesen, in ihm das Miniaturgemälde davon zu sehen. (Ja; ich hätt' auch in s e i n Auge gesehen. Dort wird die schöne Landschaft noch von einer höheren Sonne verklärt, nemlich von der Liebe.) Alles

war in einer so gewitterhaften, lorränisch-gelben, glänzenden, magischen Beleuchtung, daß wir kaum die Gegenstände mehr erkannten, kaum wußten, ob die Wolken, Wolken oder Berge und Felsen wären. Wir wußten eben nichts. Was weiß der Mensch, wenn sein ganzes Wesen Wonnegefül ist?

Und doch war es noch nicht der Silberblik dieser Naturherrlichkeit!

Nach einem langweiligen, zur Ungeduld reizenden, aber die Sehnsucht nur noch höher spannenden Schlangenweg, der vom Ziel abzuführen schien, indem er (wie es immer der Fall ist) zum Ziel hinführt, kamen wir auf die Brüke, die über ein Stük des Bodensees, nach der Insel führt, auf der Lindau liegt. Denke dir diese Brüke; an beiden Seiten den hochflutenden, hell-grünen, blizenden Bodensee, gegenüber ein Amphitheater von Weinbergen, Feld, Wald, Felsen und Dörfern; und jezt gerade, indem wir langsam-feierlich über die lange Brüke hinfuhren, gieng die Sonne unter, uns zur Rechten, mild und lieblich. Dünne Wolkenstreifen, himmlisch-vergoldet, schwebten, wie Engel des Lichts,

an dem blauen, heiteren Himmel. Auf der linken Seite das furchtbare Gewitter, durch den Sonnenwiederschein, noch furchtbarer sich zeigend, und ein breites Stük Regenbogen in den Gewitterwolken, von dem grünen See an, bis in die Hälfte der Gewitterwolken hinein. Man bebte, wenn man zur Linken blikte; man dankte, wenn man zur Rechten sah. Ein Gemälde, das Gegenstük von dem andern; beide gleich herrlich, aber in einem entgegengesezten Geschmak. Eins erhöhete den Genuß des Andern. Hätten wir uns besinnen können; so wären wir auf der Brüke ausgestiegen und hätten die Herrlichkeit länger betrachtet: aber so weit dachten wir nicht. Wir fuhren an das Gasthaus, rannten gleich nach dem Hafen, und sahen noch einmal den See. Er gieng flutend über die Steine. Ich ließ ihn über meine Füße fluten; ich hätte mich darin baden mögen.

Wir haben allein gegessen; unmöglich konnten wir unter Menschen seyn.

Den 7ten July.

Heute sahen wir denn die Schneegebirge. Eine neue Idee! Und wirklich war sie mir

neu, ob ich sie gleich gestern schon gesehen hatte. Gestern Abend nemlich, als wir so entzükt waren, über die Herrlichkeiten am Himmel und auf der Erde, bemerkten wir mit frommer Weisheit, ob uns gleich das Vergnügen, die erleuchteten Schneegebirge zu sehen, versagt worden sey; so hab' uns doch der Himmel reichlich dafür schadlos gehalten, durch das herrliche, in seiner Art Einzige Gewölke, das gerad' über dem Bodensee geschwebt habe. Und das herrliche, Einzige Gewölk war nichts mehr und nichts weniger, als — das Schneegebirge, das wir uns durchaus als nichts Irdisches denden, das wir für nichts Anders, als erleuchtete Wolken erkennen konnten. Jezt erschienen mir diese Berge in ihrer ganzen, romantischschönen Größe, und ich fülte zum Erstenmal, was ein Berg ist. Gott! da erhebt sich eine schwarz-blaue Masse bis in die Wolken, und das ist nur der Fuß des Bergs. Sie tritt über die Erste Wolkenregion heraus, wird wieder sichtbar, geht dann in eine dunklere oder hellere, die sie von Neuem bedekt. Sie steigt Anfangs steilschräge herauf, wie ein gewöhnlicher Berg; und wenn man glaubt, sie habe

ihren höchsten Gipfel erreicht, so schießt sie senkrecht empor, mit Felsen- Wald- und Wiesenpartheieen, und endet, Gott weiß, wo? in den Wolken, oder in einer zakichen, wunderlichen Spize. Von den Schneebergen ist gar nichts zu sagen. Wer solche Wolken sähe; würde sie für das romantischste Morgen- oder Abendgemälde halten. Und dann die Schneepartheieen, die optischen Vulkane, die Feuerseen, die dazwischen hervorbrechen; die unbegreiflichen Feuerfleken in dem dunklen Grund, bei denen es Einem schwer wird, zu glauben, daß es von der Sonne erleuchtete Fleken seyen, und der beständige Wechsel von Gestalten und Farben, bei dem Jeder ruft: Gott! was seh' ich hier? Was erhebt sich da? — Erlaß mir's, Liebe! Ich habe den besten Willen, dir Alles zu beschreiben; aber wer es nicht sah, dem bleibt es doch todtes Wort, und wer es sah, der fült gerad' am Tiefsten, daß er es nicht kann.

(Sie sehen, Edelwald hat mir in dieser Beschreibung, noch mehr gegeben, als das Gemälde von einer großen, herrlichen Natur; er hat sich selbst dargestellt, seinen Sinn für

eine solche Natur, seine Religiosität, und sein tiefes Gefül, wie wenig durch irgend eine Beschreibung, der Eindruk dargestellt wird, den eine solche Natur macht. Glauben Sie wol, daß dies Gefül seines Unvermögens, mir das Liebste in der ganzen Beschreibung ist?)

Hundert und vierter Brief.

Esplandin an Edelwald.

Genf.

Du muthest mir ja wol jezt nicht zu, Deinen philosophisch-moralisch-sentimentalen Brief zu beantworten, Edelwald. Ich könnt' und möchte das nie, und am Wenigsten jezt, da ich in dieser Stadt wieder zu leben anfange. Warum müßtest Du auch widerlegt seyn? Du legst Deine Grundsäze dar, und ich die meinigen. Du befindest Dich wol bei denen, die Du hast; ich bei den meinigen nicht weniger. Warum solten wir sie einander aufdringen? Glük, Genuß, Leben suchen wir Beide; nur der Eine glaubts hier zu finden, der Andere dort. Gut! so such' es Jeder auf seinem Weg. Wenn Du gerne Hausmannskost issest; warum wilst Du mich auch dazu nöthigen, dem Gänseleberpasteten und Schnepfenkonsommers besser schmeken? Wenn Du am Liebsten

einerlei Wein trinkst; warum wilst Du mir verwehren, mit Burgunder, Rheinwein, Madera und Champagner abzuwechseln, wenn ich's haben kann? Und warum solt' ich mir nicht die Mittel zu diesem Genuß verschaffen, wenn sie mir fast auf einem Präsentirteller dargeboten werden, und wenn ich noch einem gutmütigen Geschöpf wol damit machen kann? — Doch; nichts mehr davon. Du bleibst bei Deinem Sinn und ich bei dem meinigen; und wir bleiben doch Freunde. Du reist durch die Alpen und ich gehe nach Paris. Chaqu'un à son gout.

Aber bin ich, dummer Mensch, nicht auch durch ein Stük Alpen gekrochen, entfernt von allen ordentlichen Menschen, wie Kain, als er seinen Bruder erschlagen hatte? Hat mich der Naturnarr Baillot, nicht, wie mit den Haaren durchgezogen? Ich bin gewis, daß sein ganzes Entzüken über die zerstörte, öde, elende Gegend, lauter Affektation war, um ein Paar empfindsamen Reisebeschreibern nachschwäzen, und den schwärmerischen Weibern davon erzälen zu können. Denn, was war da zu sehen? Wilde Berge, zwischen denen man kaum ath-

men konnte, die nur zu Fuß, triefend von Schweiß zu besteigen waren, auf denen man wieder andere Berge sah, und ein Paar Wasserpfüzen, das Seen seyn sollen, und den Himmel, den wir überall haben. Wenig Angebautes, Wald, und Fleke von Wiesen, mitunter ein kaler Fels, und ein Paar Löcher, wo noch Schnee lag, mitten im July. Ein reizendes Land! Der höchste Reiz trat hervor, wenn ein Paar Ohm Wasser einem Berg herunterliefen, und es unten einen Schaum wie in einer Wasch-Bütte gab. Da stand Baillot immer davor, als wenn er somnambule und als wenn das Wasser lauter Champagner wäre. Dabei keine menschliche Stimme. Wenn man ein Paar Kühe brüllen hörte, so dankte man Gott, daß doch noch etwas Lebendiges existirte. Kam man aber auch einmal aus der todten Herrlichkeit heraus; was sah man? Kühe, wie Ochsen, Ochsen wie Elephanten; Lümmel von Männern, und Klöze von Weibern, die in Röken, wie in einer beweglichen Gloke stekten, und bis an das Kinn eingelatzt, eingepanzert waren. Doch gab es im Bernischen, manche niedliche Mädchen, mit denen sich wol ein länd-

liches Abentheuer hätt' anspinnen lassen, wenn der unerträgliche Baillot nicht gleich wieder nach den Bergen und Wäldern getrieben hätte, als wenn wir die Stelle des wilden Jägers hätten versehen müssen. Und wie theuer muß man den Anblik dieser Herrlichkeiten erkaufen! Sich hundemüde klettern, oder in einem niedrigen Wägelchen, mit Einem Pferde sich fahren lassen, was unseren Bauren zum Mistkarren nicht gut genug wäre; im Nebel herumtappen, sich bis auf die Haut naß regnen lassen, und zur Erquikung eine Milchsuppe und ein Stük Käse genießen, vielleicht gar ein Pfannkuchen, der zwar inwendig grau, aber desto diker ist. Wein wär' allenfalls hinunter zu bringen, wenn man hinreichend Zuker dazu thäte, damit sich die Essigsäure milderte, und eine gute Portion Kirschgeist, damit er Stärke bekäme. Zwar findet man im Berner und Zürcher Gebiet, selbst auf dem Lande manche Orte, wo man sich wenigstens satt eßen kann: aber da durften wir nicht bleiben. Da blökten keine Kühe, und es floß kein Bach vom Berge.

Sieh! das sind die Herrlichkeiten, in denen ich fast vierzehen Tage geschmachtet habe.

Vielleicht siehst Du sie anders an, etwa wie Baillot, der manchmal in Entzüken zu gerathen schien, wo mir die Langeweile Krämpfe in den Kinnbaken machte, — vielleicht auch ihm. Aber ich gebe mich nun einmal, wie ich bin, und will nicht geistiger und poetischer erscheinen, als mich das Schiksal gemacht hat.

Jezt ists besser! Wir sind in Genf.

Vorerst schreib' ich Dir etwas aus Baillot's Tagebuch über die Stadt selbst und ihre Umgebungen ab. Diese sind wirklich schön: aber so eine todte Natur zu beschreiben, ist nicht meine Sache. Wenn das Original todt ist; so kann die Beschreibung nicht viel Leben haben. Also höre Baillot.

„Die Stadt ist an den wenigsten Orten schön. Sie soll eine Art von Festung seyn; — man findet Bastionen, Kasematten ꝛc. aber Alles ist Spielerei! — Die Häuser sind von Stein, fünf — sechs Etagen hoch; lauter Schilder Innschriften an den Häusern, oft sonderbar genug, z. B. etincellier soll heißen l'Etin, Sellier; Nichts als Magazin, Fabrique! — Aecht-französisch! Wir stiegen in der Balance ab. Vor unserm Fenster rauscht die grüne

Rhone mächtig vorüber, links sehen wir den See, unter uns Gewül, Fahren, Reiten, Gehen, Rufen 2c. — Am andern Morgen besahen wir die Spaziergänge in der Stadt, die Ebel nennt, unter denen Einer: ehemals place St. Antoine, jezt place Maurice (von dem Maire, der ihn hat erweitern lassen,) bei Weitem der schönste ist. Er geht auf den See; man sieht rechts die Menge schöner Landhäuser, an dem sanft anschwellenden Ufer; links eine schöne, mit Bäumen besezte, tief in den See hineingehende Erdzunge, dann den erweiterten See, und nun — Copet, Nion, und mehrere Dörfer, die unbeschreiblich-lieblich da liegen, und sich in dem See bespiegeln. Im Vorgrund die Brüke über die Rhone — ein eigener Kontrast! Wir giengen noch über den Holzmarkt, und eine Brüke, auf eine Gallerie, die in den See führt, von der man die nemlichen Gegenstände, aus einem niedrigen Standpunkt mehr a porteé vor sich ansieht! Man wird ihnen näher, mit ihnen vertrauter. Eine edle Fürstenfamilie geht mit uns um, als ob sie Alle Privatleute wären. — Rousseaus Denkmal ist seiner nicht unwürdig, steht auf

der besuchtesten Promenade, auf einem hohen Piedestal von Sandsteinen, mit der Inschrift: à J. J. Rousseau, le peuple de Genève. Die wie es schien, wohlgearbeitete Büste, mit einem Eichenkranz, und darunter die Inschriften: droits de l'homme, liberté, egalité, independance. Schade, daß dicht dabei, die Stelle ist, wo ein Theil des Magistrats füsillirt wurde."

Jezt ergreif' ich die Feder wieder, und was ich Dir beschreiben werde, ist ganz etwas Anders, als das grüne Wasser, und eine steinerne Büste. Es ist eine ganz andere, lebende, mit dem schönsten Fleisch überwachsene, in jeder Miene, jedem Blik, eine andere, immer reizende Art von Leben aussprechende Büste und ganze Figur, die

Demoiselle Goutad

von Paris, die ich spielen zu sehen und zu hören, das Glük hatte, — als Vorschmak von Paris.

Gleich Nachmittags nach unserer Ankunft bereiteten wir uns, die so berühmte Schauspielerin und Frau zu hören, die heut ihre Triumphrolle, la coquette corrigée geben wolte.

Alles war voll von ihr. Um fünf Uhr giengen wir denn in das zwar kleine, aber nicht übel, fast rund gebaute und gut erleuchtete Theater. Natürlich gut erleuchtet! Denn die Damen erschienen reizend-angezogen, obgleich nicht gepuzt. — Es war ein ungeheuerer Lärm, Plaudern, Lachen, Glace ausrufen — man hörte oft nicht, ob das Orchester spielte oder nicht. Aber todtenstille wurd' es, als das Stük anfieng. Und als gar die vergötterte Goutad auftrat, da erhob sich ein fünf Minuten dauerndes Klatschen und Toben, daß das Haus hätte zusammenfallen mögen! — Es ist wahr: sie ist eine vollendete französische Schauspielerin, ganz einheimisch auf dem Theater, fehlt nie in der Deklamation. Die höchsten Kontraste von Licht und Schatten und die sanftesten Verschmelzungen sowohl im Piano und Forte, als im Adagio und Presto hat sie völlig in ihrer Gewalt. In jede Tonart überzugehen, zu fallen, zu stürzen — und dann wieder in den Hauptton zurükzukommen; das ist ihr ein Spiel! — Die Kokette war ihr am Natürlichsten, ob sie mir gleich bei der Reue einigemal fast Thränen ausgepreßt hätte. Am glüklich-

ſten war ſie — in den ganz kurzen Antworten, in den vielſeitigen, vielſeitige Stimmung erfordernden, und in den ſtummen Scenen, wo ihr etwas Unerwartetes geſagt wird. Ihr Lächlen, Lachen, ihr Spott, ihre Naivetät, beſonders ihr Geſellſchafts- und Weltton; ihre natürliche, ausdruksvolle und doch immer graziöſe Stellungen ſind Einzig, und werden ihr wohl ſchwerlich nachgemacht werden: Dies leztere war beſonders bei dem Nachſpiele merklich, wo ſie eine Markiſe machte, und in dem der ächte fein-franzöſiſche Weltton herrſchte. Ihre Figur iſt etwas zu ſtark; aber welche Gewandheit, welches Mienenſpiel, welche reizende Stellungen, welche deliziöſe Koketterie! Ihr Clitandre war indeß unerträglich ſteif und hölzern; er deklamirte oft ſo falſch, wie man es kaum auf einem ambulirenden deutſchen Theater hört. Warlich er wird keine Kokette bekehren! Das Unnatürlichſte bei der Rolle der Goutad war, daß ſie ſich in einen ſo ſteifen, hölzernen Ritter verliebte! Er wurd' aber faſt ſo ſtark wie ſie beklatſcht; zum Zeichen, daß die Genfer nur konventionellen, nicht wahren Geſchmak haben. — Schön war die Stellung,

als sie das Theater verließ, ihre Tante um den Hals faßte, von ihr eben so gefaßt wurde und in dieser trautesten, liebevollesten Stellung, langsam weggieng. Ein anderes schönes langsames Weggehen, bemerkt' ich, als sie zum Erstenmal nachdachte über sich selbst. — Ein hoher Theatergenuß! Unser Banquier wolt' ihr am folgenden Tag eine Fete geben und lud uns dazu ein. Wie gerne hätt' ich das interessante Weib in der Nähe gesehen; vielleicht eine Bekanntschaft für Paris mit ihr machen können: aber leider! konnten wir die Einladung nicht benuzen, weil wir gar keine Kleider bei uns hatten.

Von Genf aus, fuhren wir eine Landstraße, die Baillot einen paradisischen Weg nannte, am Ufer des Genfer Sees hin, durch Copet, Nion ꝛc. wo er die Gegend aufsuchte und fand, von der ihm die alte, oder wie er sagte, die edle, sinn- und geistvolle la Roche einen Kupferstich mitgegeben hatte. Er wolte recht gut begreifen, warum sie gerade diese Gegend so sehr liebe. „Sie habe ihren Cha

rakter," sagte er. Was so ein Mensch nicht Alles sagen darf!

Von einem Besuche bei Madame Stael sag' ich kein Wort, weil ich mir vorgenommen habe, weder etwas Gutes noch etwas Böses von Menschen, in ein Reisetagebuch zu schreiben. Die Menschen nehmen uns das Böse übel, weil sie eitel sind, und das Gute, weil sie nicht eitel scheinen wollen. Außerdem lieb' ich die besten Bücher nicht, wenn sie auf schlechtes Papier gedrukt und nicht beschnitten sind.

Wir nahmen noch ein frohes Souper bei unserem Banquier ein, bei dem, zu meiner Freude, der Champagner nicht gespart war; und nun eilen wir nach Paris, wornach ich mich schon lange sehne, und wo ich mich für die langweiligen Alpenherrlichkeiten zu entschädigen denke. Von meiner Amala bekomm' ich sehr zärtliche Briefe, doch manchmal etwas nach Art der Espinassischen, vermuthlich, weil ich ihr nicht oft und lange genug schreibe. Die gute Seele muß sich daran gewöhnen; denn in Paris kann ichs noch weit weniger, wie Du selbst begreifen wirst. Man hat dort mehr zu thun. Lebe wol.

Hundert und fünfter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Wenn man gewöhnt ist, Jemand um sich zu haben, dem man Alles mittheilt, was unseren Geist oder unser Herz berührt; und man entbehrt ihn; so muß man sich durch Schreiben schadlos halten; das wissen Sie. Besonders ein Weib bedarf Rath, Leitung, Muth, wenigstens Beifall und Theilnahme. Edelwald ist, — wer weiß, wie weit von hier; kein Wesen hab' ich in der Nähe, bei dem ich so etwas finden könnte; ich wende mich also zu meinem bewährten Freund.

Vor Allem leg' ich Ihnen wieder ein Stük aus seinem Reisejournal bei, und fordere ausdrüklich, daß Sie mich bedauren, weil ich einen solchen Waghals zum Mann habe. Sich solchen abscheulichen Fuhrwerken anzuvertrauen, und damit an Klüften und Abgründen

herzukutschiren; sein Leben auf den falschen Tritt eines elenden Esels zu sezen, noch ärger, als wenn der Spieler sein Vermögen auf eine Karte sezt. Und das für einen Mann, der Frau und Kinder hat! Zwar schreibt er mir, daß ich das Tagebuch ja nach überstandener Gefahr erhalte; daß er jezt auf der ebenen, offenen Landstraße bleibe; daß die Gefahr wirklich nur scheinbar, und auch daß nur für den gewesen sey, der den sicheren Schritt der Maulthiere in Gebirgen nicht kenne, wenigstens nicht fest daran glauben könne: aber das mag er andere Waghälse bereden. Ein Maulesel ist doch immer ein Esel, und ein Esel ist das dummste unter allen dummen Thieren. Man sagt nie: ein dummer Hund! ein dummes Pferd! aber wol: ein dummer Esel. So ein dummes Thier kann eher fallen als ein anderes. Und wenn er denn auch jezt die offene Landstraße vor sich hat; wer steht mir dafür, ob er nicht en passant die Jungfrau besteigen will, bei deren bloßem Namen mich schon ein Schwindel befällt, seit ich Boggesens Porthenäis gelesen habe, oder Eins von den andern Hörnern, deren bloßer Name einen vorsichtigen Reisenden

abschreken solte. Kurz: ich bin bedauernswerth, und Sie sollen mich bedauern. Kommt er mir aber wieder nach Haus, so will ich ihn festhalten, mit allen Seidenfädchen der Liebe; und ist er nicht mehr zu halten, so geh' ich mit, samt den beiden Kindern, — und wenn er die Pyrenäen oder Appeninen besteigen wolte. O dann wird er wol von selbst, auf der ebenen Straße bleiben.

Nun noch etwas! Ich habe hier eine Bekanntschaft gemacht, die immer enger und vertraulicher zu werden — scheint oder droht, über die ich mir deßwegen Ihren Rath erbitte. Vor etwa sechs Wochen hört' ich, daß eine junge Dame, das schöne Bauern- oder Gartenhäuschen auf der Anhöhe gemietet habe, und wenigstens diesen Sommer über, da wohnen wolle. Sie macht' mir gleich einen Besuch; es war die Fräulein Thorilda von B — z, von der ich schon mehr gehört hatte. Ein sonderbares, hoch-gespanntes, poetisches, über alle Konvenienz sich hinaus sezendes, aber höchst-intereßantes Wesen. Sie kam, als ich mit meinen Kindern am Tisch saß, wie eine Pilgerin, mit einem Hut voller Blumen, einem

braunen, fliegenden Kleid, mit ziemlich offener Brust, und einem hohen, krummgebogenen Stok, als ob sie die Alpen besteigen wolte. Ich fragte, ob sie mit mir essen wolle; sie antwortete mir aber, bei ihr sey es noch nicht Mittag, sie wolle aber ihr lungeon bei mir halten. Auch aß sie wirklich ein Paar Stük Schinken und trank einige Gläser Wein. Ihr freies, natürliches Wesen gefiel mir. Sie besah meine Kinder, meine Kupferstiche, versuchte mein Klavier, und gab sich viel mit Eduard ab, der aber kein sonderliches Belieben an ihr zu finden schien, und sie oft sehr ernsthaft, von der Seite ansah. Wir sprachen von der Gegend, vom Landleben, von den vielerlei Pflanzen, die hier herum wachsen, von den Briefen der Madame l'Espinasse, die ich eben in der Uebersezung da liegen hatte, von Jean Paul, vom Steinregen, von dramatisirten Bibelgeschichten, und wer weiß, wovon noch mehr. Ihre Urtheile waren oft sehr auffallend und schneidend. Sie sagt' unter andern, es sey sehr überflüßig: Landleben zu sagen; denn es gebe ja keine andere Athmosphäre zum Leben; die hiesige Pflanzenwelt sey eine Kolo-

nie, eine table d'hote, ein Kaufmannsdiner, wo Gelehrte und Glüksritter, Aristokraten und Jakobiner, Juden und Christen, Kreter und Araber untereinander lebten; Madame l'Espinasse sey eine Thörin gewesen, die sich in einen eitlen Geken vergafft, der ihre Liebe zu ihm, wie einen andern Orden, auf der Brust getragen; übrigens aber so wenig von Liebe gewußt habe, wie sie von Männerwerth; Jean Paul sey von der italienischen Schule zu der niederländischen heruntergegangen oder gefallen; er sey eben wie Jupiter, der sich in allerlei Thiere verwandle, wenn ihn die Laune befalle. Jakob und seine Söhne mit Musik von Mehul in einer Oper zu geben, das sey eben so, als ob man Chevalier Adam mit einem Titus, Bakenbart, gestikten Pantalons, und mit dem Kreuz der Ehrenlegion, die Marquise Eva aber mit einem Spizenkleid, einem goldenen Diadem und halb nakt, malen wolte, als ob sie wenigstens noch halb im Paradiese wäre. Ihre Unterhaltung intereßirte mich indeß sehr; denn sie sprach über Alles gut. Bald hernach besucht' ich sie, und fand — eine ganze Menge Pflanzen, ein großes Buch mit getrokneten

Pflanzen, das sie ein Herbarium nannte, eine Harfe, Guitarre, ein sehr gutes Klavier, Bücher überall, teutsche, französische, englische, italienische, ich glaube gar — auch lateinische; Apparat zum Zeichnen, Portefeuillen mit Zeichnungen und Kupferstichen; aber nur wenig Stüle, ein einfaches Büreau und schlichte Meubles. Heute unterhielt sie mich weniger auffallend, aber noch weit angenehmer, wie das Erstemal. Sie näherte sich mir, mit einem unbeschreiblich-anmutigen Wesen. Wir müßten Freundinnen werden; ich habe Sinn für das Schöne, also Religion. (Ich hatte nemlich über mehrere Zeichnungen und Kupferstiche sowol als über Bücher und Musikstüke, nach meiner Empfindung geurtheilt.) Und nur Religion mache zur Freundschaft fähig. Man komme nie dazu, die Schönheit einer Seele, den Reiz eines Gemüths zu fülen, wenn man gegen die Schönheit eines Apolls, die Reize einer Madonna gleichgültig bleiben könne. Meine tiefe Natur, bei der Leichtigkeit, womit ich mich darin bewege, thue ihr sehr wol. Ich berühre sie von manchen Seiten, von denen sie nur selten berührt worden sey. So sagte

sie. Und mag' es Eitelkeit seyn, oder Sympathie, oder beides zugleich — ich fülte mich wirklich angezogen von ihr. Wir sprachen von Männern. „Ist Ihnen denn schon ein Mann vorgekommen?“ fragte sie auf Einmal. „Ja so! Sie sind verheiratet! — Er muß ein Wunder unseres Zeitalters seyn, Ihr Edelwald, denn ich fand noch lauter Unmänner, höchstens Halbmänner, die sich zu Männern reken wolten, und sich auf die Zähen stellten, oder gar wähnten, ihre Halbheit sey das höchste Ziel des Manns!“ — „Ich kenne doch vortrefliche Menschen unter den Männern.“ — „Das wol! trefliche Köpfe aller Art, trefliche Gemüther: aber nicht Kopf und Herz zugleich; keinen Mann. Nirgends fanden Sie diese schöne Mischung von Kraft und Liebe, die so hohe Kraft, durch Liebe gehalten, wo sie es seyn muß, diese innere Elastizität, die nur für einen Augenblik der rohen Gewalt weicht, aber sich gleich wieder herstellt in den vorigen Zustand; diese Festigkeit in edlen Grundsäzen, — nicht Säzen, sondern Grundempfindungen, die durch keinen Zeitgeist, durch kein Drohen der Gewalt und durch kein Flehen der

Liebe, zu erschüttern ist. Nirgends diesen Ueberblik und Durchblik, diese innere Einheit, die blos sieht um zu wollen und blos will um zu handlen. Lauter Sklaven des Zeitalters, der Mode, der Tongeber und Machthaber, des plumpsten Eigennuzes und Ehrgeizes. Wo haben wir einen Kokles, einen Regulus, einen Codrus? — Das Weib, das Weib ist, will ja einen Mann heiraten, und keinen Schöngeist, keinen Philosophen, Gelehrten, Soldaten, Hofschranzen und Politiker, was die Besseren des andern Geschlechts allein sind.“ — Ihr Auge funkelte, ihr Gesicht glühte, in dem sie so sprach. „Ich sah einen solchen Mann, oder vielmehr, ich wähnte, einen solchen gefunden zu haben; aber ich sah bald, daß ich mein Ideal nur in die äußere Form getragen hatte, wie es uns Weibern und den Dichtern so oft geht. Es war ein talentvoller, liebenswürdiger Schöngeist, Soldat und Philosoph; aber das Gepräge von Kraft und Mannheit, das er trug, war falsche Münze. Der innere Gehalt fehlte. Ich sah ihn, sich tief und ehrerbietig büken vor einem General, der hinter dem Ofen gesessen, sich aber zum General her-

aufhosirt hatte. Ich hört' ihn, zwar nur mit wenigen Worten, aber doch einstimmen in den verächtlichen Ton, in dem — Sklaven von unserer Nation sprachen; und ich hatte genug an ihm. — Ich verachte solche Amphibien." (Sie faßte sich etwas.) „Aber ich bin sehr begierig, Ihren Edelwald kennen zu lernen. Aeone könnt' ihn unmöglich lieben, wenn er auch so etwas wäre." — „Sie wissen: die Liebe ist blind. Ich kann also gar nicht über Edelwald urtheilen."

Wir kamen öfter zusammen, und sie hatte große Freude an meinen Kindern; Eduard aber immer noch nicht an ihr. Nur, wenn sie ihnen recht schauerliche Geschichten erzälte, drängt' er sich zu ihr hin, und war ganz Ohr.

Einmal, als die Kinder abwesend waren, und sie mich über einem religiösen Buch (es war etwas von Fenelon) getroffen hatte, ließ sie sich wieder äußerst auffallend aus, über Religion. Ich will sehen, ob ich es wieder zusammenbringen kann. „Vielleicht halten Sie Fenelons und Göthes Geist für sehr verschieden;" sagte sie. „Und doch treffen Beide in Einem Punkt zusammen." —

„Sie sind Beide Dichter.“

„Das meyn' ich nicht. Beide sind religiös, und gehen von Einem Punkt aus.“

„Göthe, religiös, wie Fenelon? Warum nicht auch Voltäre? Hat er ja eine religion naturelle geschrieben, die mit einem Gebet schließt.“

„Nein; ganz anders. Beide ahnen ein All, das nach Gesezen innigst-verknüpft ist.“

— „Das heißt: Beide haben Augen zu sehen, und ein Denkvermögen, um nachzudenken.“

„O! wie viele Tausend haben das, und denken kein All, kein Ganzes. Es sind ihnen lauter Fragmente, Einzelnheiten, wie die Pensées du prince de ligue, oder die so-genannten Sprüche Salomons.“

„Nun; es sey! das ist aber auch Alles. Wenigstens ist es denn die Einzige Aehnlichkeit, wenn man allgemein von frommen Menschen spricht; denn nicht alle fromme Menschen sind Dichter.“

„Freilich nehmen sie beide eine ganz verschiedene Richtung; der Eine nach den Erscheinungen hin, um ihrer eine möglichst-große

Anzal, und auf die mannichfaltigste Art, im Zusammenhang darzustellen, der Andere nach dem Wesen hin, das sich, als ein, den Erscheinungen zum Grunde Liegendes, unserem Inneren ankündigt.“

— „Da kommen sie freilich weit genug auseinander. Der Eine geht ins Weite; der Andere in die Höhe. Der Eine will viel; der Andere nur Eins.“

„Nun ja! der Eine studirt Göthes Werke; der Andere macht sich auf den Weg nach Weimar.“ —

— „Eins seiner kleinen Gedichte; höchstens eine Szene aus den Wahlverwandschaften müssen Sie sagen, wenn das Gleichniß passen soll.“

„Und auch dies Eine, ist Abdruk seines Geists.“

— „Aber Manches, ein sehr schwacher.“

„Denken Sie denn, daß man gerade nach Weimar reisen, und mit Göthe umgehen müsse, um seinen Geist zu genießen?“

— „Nichts weniger. Ich glaube vielmehr, daß man an seinen Schriften weit mehr hat, als an ihm selbst, wenn man nicht zu

seinen Auserwälten gehört. Mit Gott ists aber ganz Anders."

„Und warum?"

— „Ja, ich füle das besser, als ich es ausdrüken kann. Gott ist so groß und zugleich so gut. Ich meyne, man kennt Gott noch lange nicht, wenn man auch alle Pflanzen und Gesteine und Thiere kennt, und wie Alles auf einander wirkt; und wenn man den gestirnten Himmel ansieht. Ich meyne, da bekommt man erst recht Lust, den Schöpfer des schönen Erd- und Weltalls näher kennen zu lernen. Und man kann's ja! Er hat keine Auserwälte; sie sinds Alle, die Ihm näher kommen wollen, denen Er noch lieber ist, als Alles, war Er geschaffen hat." — (Ich brachte das, nur stammelnd heraus.)

„Das führt zu Schwärmerei, wie Alles, dem keine Anschauung zum Grund liegt. In dem All muß der Mensch das Eins finden; in der Vielheit, die Einheit. Durch den häufigen Wechsel von Freud und Leid, und das rege Gefül dabei, für sich und Andere, wird so viel in dem Menschen aufgeregt; er wird so sehr von allen Seiten berührt, daß sein Sinn

weiter und größer werden muß, also dem ähnlicher, der Alles überblikt und Alles leitet.“

— „Ich weiß nicht, mir wäre bang vor einer solchen Gottähnlichkeit. Gewis würd' ich mich auch in dem All zerstreuen, verlieren, und das Eine, den Einen darüber vergessen.“

So war etwa unser Gespräch, das ich mir, seiner Sonderbarkeit wegen, genau gemerkt habe. Ich gesteh' Ihnen gerne: Manches von dem, was mir Thorilda sagte, schien mir wahr; wenigstens wußt' ichs nicht zu widerlegen. Manches entsprach meinem Sinn für Schönheit. Aber Manches war mir auch gar nicht recht; ob ich mirs gleich nicht klar machen konnte. Und wenn ihre Meinung war, daß der Sinn für Schönheit, Religion sey, oder sie ersezen könne; daß es nur der Einzige Weg sey, der zu Religion führe; so kann ich ihr das nicht glauben, und wenn ich auch kein Wort gegen ihre Beredsamkeit und ihre hohe Worte zu sagen wußte. Sagen Sie mir doch ihre Meinung darüber, und über Thorilda überhaupt, die mich doch im Ganzen, sehr an-

zieht, die auch wirklich Anhänglichkeit an mich zu haben scheint.

Ich kann nicht mehr. Eduard präzeptort wieder an seiner Schwester. Vergessen Sie doch nicht, mich auch darüber zu belehren.

Leiden und Freuden, auf einer Reise nach Chamouny.

Aus Edelwalds Tagebuch.

Lucern.

Wir besahen hier, zuerst die berühmte Reliefs (sonderbar Basreliefs genannt) des verstorbenen General Pfyffer; ein freilich erstaunenswürdig-mühsames Werk, dessen Ueberblik sehr interessant ist, weil man sieht, wie das Rauhe, Wilde der Gegend und die Höhe der Berge zunimmt. So erstaunten wir z. E. welche Zwergenfigur der, für uns so schwer zu ersteigende Rigi machte. Aber doch hat es etwas Kleinliches, Zusammengeflicktes, Spielwerkähnliches, das mitten unter diesen großen Massen, und unter Leben und Weben darin, gar nicht vortheilhaft ist. Es umfaßt 23 Stunden in der Länge, vom Gotthard an, nach Deutschland hin, und 12 Stunden in der Breite. Wir giengen nun nach den drei berühmten Brüken, mit den (abscheulichen) Gemälden. Auf der,

wo die biblischen Geschichten stehen, ist die prächtige Aussicht nach den Gletschern, die im herrlichsten Licht erschienen. Es hatte geregnet; der Himmel war noch wolkigt; dies gab den Bergen eine höchst kontrastirende Beleuchtung, dabei der See mit seinen herrlichen Ufern, mit der schönsten Abwechselung garnirt und schattirt; das Grüne spielend in Violet, und das Violet in Grün. Man konnte sich nicht trennen von der Brüke. Der seelige General Pfyffer hat ein Brett machen lassen mit Linien, die nach den Bergen hinzeigen, an denen die Namen deutsch und französisch angeschrieben sind. Allein dies kleinliche Detailwesen war tief unter meiner Empfindung. Ich sah blos das Ganze des herrlichsten Anbliks, den die Erde gewährt. *) Auf den andern Brüken ist nichts Merkwürdiges. Die Gemälde aus der Schweizergeschichte und der Todtentanz sind abscheulich. Was man doch dem Volk Alles für Bibelgeschichten geben kann! Auf Einem Gemälde steht Gott der Vater, der einige bärtige Männer an den Haaren aus dem Feuer zieht, mit der Unterschrift:

*) So war mirs wenigstens damals.

Gott der Vater durch seine Macht
Die Altväter aus der Vorhöll' bracht!

Unter den Bildern des Todtentanzes, die nicht unkenntlich waren, fand sich Eins, in den achtziger Jahren schön renovirt. Ein Mönch betend, den der Tod anredet:

Komm hol dir deines Betens, deiner Werke Lohn!
Mit dir komm' ich gar sanft davon!

Wir giengen nun heraus nach der Promenade, die aber blos aus geraden Alleen besteht. Ueberhaupt fand ich Alle Gartenanlagen der Schweizer ohne Ausnahme steif, be- und verschnitten; ein wahrer Kontrast mit ihrer Natur! Allein es fand sich hier ein anderes merkwürdiges Schauspiel; — die Luzerner Bürger wurden exercirt. Manche Haufen machten es für Leute, die ganz andere Geschäfte treiben, wirklich noch ganz gut. Die Wolhabenden trugen eine Art von Chasseurs-Uniform; Andere hatten ihre bürgerliche Kleidung an; Pantalons, Stiefel, Kamaschen, Handwerkerschuhe 2c. Die Officiers nahmen sich viel heraus, nannten zwar Jeden: Er; fluchten aber so gut, wie ein ehemaliger H—r Fähndrich.

Exercirmeister waren auch da, die noch dem Einzelnen Unterricht im Exerciren gaben, und es ihnen vormachten. Alles ist französirt! — Die halbe Stadt war auf den Beinen, um das Schauspiel zu sehen. Wir fanden in Luzern eine Retourkutsche und fuhren mit ihr nach Bern.

Thun.

Ich seze dies Tagebuch in la Tour im Kanton Freiburg unter einem fürchterlichen Lärmen der Bauern fort, weil es mir nicht eher möglich war. Wir sind durch die Alpen gereist, und haben in zwei Tagen, diesen Abend zum Erstenmal wieder bebautes Land gesehen, obgleich das Land, durch das wir reiseten, sehr bevölkert und fruchtbar war.

Nachdem ich mein Tagebuch in Thun schon geschlossen hatte; gab es einen schönen Sonnenblik, und wir genossen den herrlichen Anblik des Thuner Sees und der Berge umher. Ebel muß den Kirchhof nicht gesehen haben, sonst könnt' er nicht sagen, daß von dem Pallaste des Landvogts, die schönste Aussicht sey. In den zwei ersten Häusgen auf dem Kirch-

hof ist sie offenbar am Besten. Man sieht gar malerisch den See; zwei kleine Inseln im Vorgrund, durch einen Steg verbünden, mit kleinen Häusern, die beide einem Patrizier gehören. Dann zwei Erdzungen, auf deren Einer eine Kirche liegt, — buschigt, mit Pappelbäumen besezt; — eine mannichfaltige Einheit! Und nun den See mit seinen waldigen Ufern.

Blik in das Saanenland.

Wir fuhren frühe von Thun weg, etwas am See her, und nun stark in die Berge! Die Gegend wurde wilder, aber höchst interessant. Hinter Wimmis ist ein fürchterlich-schöner Plaz. Die Sinne tobt mit schreklichem Rauschen daher, wütet gegen Felsen und Steine; auf beiden Seiten schnur gerade herauf gehen die Felsen. Wir stellten uns auf eine Brüke, und verloren uns in das Gewaltsame, was auf unsere Sinne wirkte und alle Sinne betäubte. Auch mußte man uns erinnern, in den Wagen (noch immer unsere gemächliche Berner englische Kutsche) zu steigen. In Weißenburg verließ uns der Kutscher, weil man mit einer Kutsche nicht weiter fahren kann.

Wir konnten dort keine Pferde, und keinen char à banc bekommen, nahmen uns also einen Träger, und giengen im vollen Regen nach Oberwyl, eine Stunde weit, immer Berg auf. Dort bekamen wir endlich einen char à banc; aber es war das tollste Fuhrwerk, das man sich denken kann. Der Fuhrmann hatte keine Peitsche, hatte die Hemmkette vergessen, ließ sich dazu einen Strik geben, der brach und bekam endlich eine Kette. Wir fanden bald, daß er das Pferd gar nicht in seiner Gewalt hatte, daß es bald rechts, bald links lief; und die Wege waren wirklich arg genug, daß man einen kleinen Fall fürchten mußte. „So ist ein Mensch, der seine Leidenschaften nicht zügeln kann," sagte mein Freund. „Esplandin in Paris!" sagt' ich. Doch gieng es uns nicht so arg, wie es ohne Zweifel ihm gehen wird. Wir achteten selbst auf das Pferd und seinen Führer, stiegen aus, als es zu ermüdet war, und kamen zu Fuß, elend, jämmerlich und müde in Saanen an. Hier schliefen wir in einer elenden Kneipe, befalen aber uns nicht vor sieben Uhr zu weken, weil wir ausruhen mußten und wolten. Das waren die Mühsee-

ligkeiten dieser Tagereise. — Und doch war es eine herrliche Tagereise. Wir fuhren zwischen den Alpen durch, oft in der Mitte der Alpen. Ueberall Alpen, unter und über Tannen, die zwischen dem Dunkelgrün der Tannen so lieblich hervorglänzen; Vieh bis an die Spizen der Berge, Sennehütten, und unten Häuser. — Oben Felsenspitzen, Schnee in den Tiefen der Felsen, und unten im Thal die rauschende, tobende Sinne. Hinter Erlenbach auf der Höhe, hat man davon den größten Ueberblik, und die schäumende Sinne tief unter seinen Füßen. Wir segneten noch den erfahrnen Escher, der uns durch dieses Thal gewiesen hatte.

Um acht Uhr fuhren wir von Saanen weg; das Fuhrwerk war noch schlechter als gestern. Unter andern war es so enge, daß immer nur drei Schenkel darin Raum hatten, und der vierte mit dem ganzen Beine heraushängen mußte. Eine gemächliche Fahrt! Wir verfolgten das Obersinnenthal, die Wege waren weniger fürchterlich; und die Alpengegenden, gleich intereßant. Ach! wir fülten Beide, daß ein Mensch, der hier geboren und erzogen ist, überall das Heimweh bekommen muß. Wie

mögt' ich so gern einmal eine Zeitlang in diesen Alpen leben! Auffallend ist es aber, daß die Weibspersonen so häßlich sind. Kröpfe sind ziemlich gewöhnlich. Wir aßen heut' einen Eierkuchen in la Pine (die Waschbütte, weil es in einem Beken zwischen Bergen liegt) zwei Stunden hinter Chateau d'Eux, auf einer Gallerie, sehr romantisch und lieblich. Ein Wiesengrund vor uns, weiter hinaus Alpen, Sennhütten und Tannen, hinten ein großer erleuchteter Fels. Ein Alpenliedchen, das mit zwei Stimmen gepfiffen wurde, war der Gesang in dieser Feengegend, und das Rauschen der Saane das Akompagnement. Wir bemerkten den Eingang in das Saanenthal, und konnten begreifen was Bonnstedten davon sagt. *) Der Wagen zerbrach; ich erbat von dem Ersten Freiburger einen andern Wagen, und — er gab mir ihn. — Welche Freude macht die kleinste Gefälligkeit, die man einem Fremden erweiset. Nun gieng es in das Pays de Vaux. Alles war anders. — Schwarze Hüte, schalkhaft und geschmakvoll gesezt! Freundliches Niken der Weiber und Mädchen! Schwarze, sprechende

*) Beschreibung des Saanenlands, in seinen Schriften.

Augen! — Schönere Gesichter! Es war, als ob wir von den Hottentoten gekommen, und im südlichen Frankreich gelandet wären. Wir kamen Abends um acht Uhr in la Tour an, wo ich eben den geschwäzigen Wirth entfernt habe.

Vevay.

Heute fuhren wir um 6 Uhr, von la Tour aus. Der ganze Weg von hier bis Chateau d'Eux war unbedeutend, in Vergleichung mit den Wegen, die wir gemacht hatten. Aber von Chateau d'Eux an, wurd' er wieder sehr intereßant. Links hatten wir immer ein enges Thal, oder vielmehr eine Schlucht, in der sich ein kleiner Strom rauschend ergoß; an der andern Seite erhoben sich noch immer Alpen mit Sennhütten und an der Seite, wo wir fuhren, senkrecht aufsteigende Felsen. Wir sahen endlich von einer Höhe, den lang ersehnten Genfer-See mit seinem lieblichen Grün in seinen schwarzen Felsenwänden, an der entgegengesezten Seite, und kamen in dem, unaussprechlich-lieblich am See liegenden Vevay an, nachdem wir noch auf der Brüke, jedoch ohne allen Schaden, außer an den Kleidern, umgeworfen worden waren. Gegen

Abend giengen wir auf die Terraße auf dem Kirchhof der Martini-Kirche, die ziemlich hoch liegt, und von der Mauer, die treflichste Aussicht auf den See, auf das entgegengesezte Ufer, und auf die Schneeberge hat. Hier sah ich la Meillerie am Felsen liegen, wo Rousseau seinen Saint-Preux schmachten ließ. Die Terraße ist mit dichten Kastanienbäumen bepflanzt, durch die kein Sonnenstral dringen kann, und ladet recht ein, die Gegend zu genießen. Wir blieben auch hier über eine Stunde, und giengen dann nach dem Spaziergang derriere l'aigle, einem, mit vierfachen Alleen besezten Plaz au niveau mit dem See, der den Hauptspaziergang von Vevay ausmacht. Auch hier ist ein treflicher Ruhepunkt für Geist und Herz, wenn man nur allein wäre. Nun besahen wir den bekannten, in gutem antiken Geschmak gearbeiteten Brunnen, auf dem die Figur eines alten Schweizers mit dem Degen in der Hand steht — auf einem runden Postament. Das Wasser springt an vier Seiten, in ein vierekigtes Gefäß. Alles ist geschmakvoll! Noch Einmal giengen wir an den See, da die Sonne untergegangen war, und fanden ihn himmlisch-schön beleuchtet. Die glänzende

Abendröthe eines italienischen Himmels spiegelte sich auf eine eigene, unendlich liebliche Art darin ab. Es war die gehaltenste Schattirung, vom Grünen ins Gelbe, bis zum dunkelbraunen, durch die feinsten Nuancen durch, und nun ein scharf-gezeichneter Abschnitt, wo der See wieder in seiner natürlichen Farbe erschien. So war's, uns zur Rechten. Vor uns warf ein Berg einen großen Schatten, mit einem eben so scharfen Abschnitt am hinteren Ende, und links war Alles immer mehr verschleiert, bis es sich in dunkelblaue Dämme auch verlor. Es war der ernste Tod, zwischen Tartarus und den elisäischen Feldern; die Aussicht des Christen aus einer dunkeln Gegenwart in eine lichtere Zukunft. Ach! es war ein köstlicher Abend. Meine Thränen floßen sanft von Rührung; und ich war so fromm, als hätt' ich einen der erhabensten Psalmen gelesen zur rechten Stunde.

Eintritt in Wallis.

Wir reiseten in einem guten englischen Wagen, von Vevay ab und fuhren eine Zeitlang am See her, der uns noch äußerst interessante Partieen zeigte. Ein Kastell ganz in

den See gebaut, fiel uns sehr auf. Wir aßen in Bex sehr gut, und fuhren weiter durch St. Maurice, ein sehr festes Schloß für die Zeiten des dreißigjährigen Kriegs, mit gewaltigen diken Mauern, zum Theil in den Fels gehauen. Durch Straßen kamen wir, deren Eine Seite Fels und die andere Mauer war. — Die Felsen an beiden Seiten wurden nun immer höher, steiler, fürchterlicher; die Schneeberge immer näher, die Gegend immer unfruchtbarer, wilder, und die Menschen immer häßlicher, kropfichter, Kretinartiger! Die Weiber sind meist fürchterlich anzusehen! Und eine Armuth! Selten findet man einen Menschen, der einen ganzen Rok an hat! Jezt kamen wir an die pisse vache, die uns, durch den Rheinfall verwöhnt, Anfangs sehr klein und unbedeutend vorkam: aber bei genauerm Sehen, fanden wir sie doch größer als wir gedacht haben. Ein ziemlicher Wasserstrom stürzt an einem etwa 150 Fuß hohen Felsen senkrecht herunter in eine Felsenschlucht. Bei dem Fallen theilt er sich in mehrere kleine Ströme; Einer aber bleibt der Hauptstrom, der, im Profil gesehen, ziemlich hervorschießt, und vor dem Her-

unterfallen einen beträchtlichen Bogen macht. Morgends, wenn die Sonne dagegen scheint, soll er sehr intereßant seyn. Indeß ist es etwas, das allenfalls ein König von Westphalen auf Napoleons-Höhe, oder Napoleon in dem Umfange seines Reichs, nachahmen könnte: aber einen Rheinfall, machen alle Potentaten der Erde nicht nach. Doch; warum vergleichen? Müssen denn alle Heerführer und Regenten aufhören, groß zu seyn, weil Keiner, ein Napoleon ist? Auch der pisse vache hat sein Eigenthümliches; Alles ist in Staub aufgelöset. Man entdekt nirgends mehr Wasser. Er macht sehr naß, wenn man sich ihm nähert. Bald nachher kamen wir zwischen ungeheure Felsenwände, wie wir sie noch nie gefunden hatten, und durch eine Spalte in dem Felsen stürzte sich ein beträchtlicher Fluß mit gewaltigem Geräusch heraus. Abends gegen sieben Uhr kamen wir hier in Martigny an, wo ich dies schreibe, und wo es höchst finster aussieht. Morgen muß nun die Reise über den Col de Balme nach Chamouny gemacht werden, über den Col de Balme, von dem man das ganze Eismeer auf dem Mont Blanc übersehen

kann. Matthison überrascht' uns noch sehr angenehm am Abend; ich verdank' ihm den Einzigen Genuß in Martigny, und keinen geringen.

Wir waren wirklich beide recht religiös-willenlos geblieben, ob wir die Reise machen solten oder nicht. Wir hatten auch bei unserm Kutscher von Vevay bestellt, er solle warten, bis man sehe, ob es morgen regnicht scheine, in welchem Fall wir wieder zurükkehren wolten. Aber am Morgen sah es sehr gut aus; wir bestiegen also unsere Maulthiere, und ritten voran; — ich nicht ganz ohne dunkle Ahnung einer beschwerlichen Reise, die uns treffen werde. An dem Abhang, der nach Trian führt, (einem elenden Wallisischen Gasthofe in einem tiefen Thal) musten wir zu Fuß gehen, weil auch die Maulesel fast nicht herunter konnten. Indeß gieng das recht gut; wir aßen Kartoffeln und Milch — das Einzige, was diese arme Menschen haben, — sezten uns getrost wieder auf unsere Thiere und ritten weiter. Nun kamen wir aber in eine Waldgegend, bei der der Muletier uns voraus gesagt hatte, daß la prudence erfordere, pied à terre zu sezen.

Und ich meyne, wir hatten den pied à terre! Eine gute Stunde kletterten wir herauf und wir wären nicht, schlechterdings nicht, auf die ungeheuer-steile Höhe gekommen, wenn wir uns nicht geholfen hätten, wie man sich hier gewöhlich hilft — durch Anfaßen der Maulthiere an den Schwänzen, die uns den Berg hinauf halb schleifen mussten. Es war der komisch-tragischeste Anblik, den man sehen konnte — drei Menschen an den Schwänzen der Maulthiere festhängend, von ihnen über Stok und Stiel fortgezogen; zwei, besonders Einer, außer Othem, mit offenem Mund, triefend von Schweis, hinten herlaufend, — oft eingeräuchert von den gewaltigen Winden, die die Thiere gehen lassen; oft mit Mühe sich währrend, daß nicht etwas Solideres sie treffe. Indeß konnt' er nur komisch seyn für den, der ohne alles Interesse für die handelnden, oder vielmehr leidenden Personen zusah; denn für sie und für jeden Theilnehmenden war es oft tragisch. Das Thier steigt gerade die steilsten, fürchterlichsten, oft an den schauerlichsten Abgründen, dicht herführenden Stellen mit einer unglaublichen Anstrengung schnell hinan. Es

sind große Tritte von Einer Baumwurzel zur andern zu machen, die denn der arme Fußgänger, in großer Schnelle machen muß, um nicht genöthigt zu seyn, den Schwanz des Maulthiers fahren zu lassen, und die er mit großer Aengstlichkeit, unter dem häufigen Zuruf des Muletier: — „gardez vos pas!“ macht. — Außer Othem, triefend von Schweis, und bis zum Umsinken ermüdet, wolten wir eben unsere Thiere wieder besteigen, und zogen die Ueberröke an, als wir deutlich sahen, daß eine dike Nebelwolke daher zog, und nicht nur eine empfindliche Kälte mit sich führte, sondern uns auch ganz benezte. So kamen wir auf die Spize des Col de Balme, von wo man den ganzen Mont blanc solte übersehen können, und sahen — schlechterdings nichts, als Nebelwolken um uns her. Als es aber Berg abgieng, und wir wenigstens zwei gute Stunden lang, herabsteigen, gleiten, fallen, purzeln mussten, im Regen und dichten Nebelwolken; als wir in den schreklich steilen Pläzen, keinen festen Fuß sezen konnten, oft die Thiere mit dem Muletier, die vorauszogen, kaum durch den Nebel, manchmal gar nicht entdeken konn-

ten: da wurd' es wirklich arg. Meine Kamaschen zerrissen; meine Schuhe blieben manchmal steken, ich patschte, bis über die Knöchel im Wasser, musste durch kleine Bäche waten, als ob ich ohne Schuh und Strümpfe watete; mir wurde körperlich weh, ich fülte ein Fieber in all meinen Gliedern. Es hörte auf eine partie de plaisir zu seyn. Mit möglichster Anstrengung und durch und durch naß, kamen wir am Fuß des Bergs an, wohin wir ohne die großen Stachelstöke nicht gekommen wären. Wir stiegen auf die Thiere; ich mußte fast hinauf gehoben werden; bald aber fanden wir ein elendes Walliser Dörfgen, wo wir abstiegen, um in dem ersten besten Haus uns auszuruhen und unsere Kleider zu troknen. Wir stiegen ab, es wurd' ein großes Feuer angezündet von lauter Wachholderreisern; wir zogen uns aus, ließen die Kleider troknen; wir tranken Milch, ich nahm Magentropfen, damit sie mir nicht übel machte, und so erquikten wir uns wieder etwas. Eine solche Armuth, eine solche Schweinerei und eine solche Gutmütigkeit sah ich nie! In keinem Hause sind Schornsteine, nirgends Fenster; die Weiber sind in Kuhfelle gehüllt,

die ihnen unzubereitet um die Schultern hängen. Die Röke sind vorne Lumpen und hinten schmieriges Leder. Der Gestank in den Häusern nimmt Einem den Othem. Nie müssen sich die Menschen waschen; denn der Schmuz bedekt in diken Schichten, ihre Haut. Aber sie pflegten uns, als ob wir ihre Kinder wären; gaben uns alle Milch im Hause, holten noch mehr aus Nachbars Häusern. Die Grosmutter troknete mir den Schweis vom Rüken ab, und am Ende wolten die Leute kaum etwas nehmen für ihre Milch. Gastfreundschaft und Menschenliebe, wohin hast du dich geflüchtet? Wir bestiegen die Thiere noch einmal, mußten noch einmal pied à terre sezen, doch nur für eine Viertelstunde, und kamen endlich, beide schreklich ermüdet, und ich ganz krank, in Chamouny gegen sieben Uhr an. Ich sagte gleich, daß ich krank sey, bestellte mir ein warmes Zimmer, Thee und ein Fußbad. Eine Menge Führer drangen herein, um zu fragen, wann wir reisen wolten; der bekannte Balma zog mir die nassen Kamaschen und Strümpfe aus; ich legte mich zu Bette, trank Thee, um zu schwizen, nahm Pillen, that Alles was ich

konnte; aber ein heftiges Fieber verhinderte Schweiß und Schlaf. Ich hatte leichte Fieberphantasien, und um es meinen Freund nicht merken zu lassen, ihn nicht in Angst zu sezen, sagt' ich, daß ich schlafen wolle, und bat ihn, unten zu soupiren.

Ich habe nichts gesagt, von der großen Gefahr des Reitens, an den Schlünden und Abgründen, und bei den fürchterlichen Felswegen, durch Steine und Baumwurzeln, daß man oft nicht sieht, wohin das Thier einen Fuß sezen soll. Mein Freund ritt ein Männgen, das Robin hieß, ich eine Mule, Namens Lisette, und der Cadet (von 18 Jahren) trug unsere Equipage. Robin fiel einmal auf beide Knie; Lisette strauchelte einigemal stark, fiel aber nicht. Aber man muß warlich! Mannsmuth haben, oder es sehr gewohnt seyn, diese Thiere zu reiten. Einmal muß man sie durchaus gehen lassen; „Ne genez pas les mulets, ils ne sont plus des mulets, si on les gene“ sagte der Muletier. Der Zügel ist auch ohnehin so, daß man sie damit nicht gut lenken, am wenigsten

aber zurükhalten kann. Nun geht das Thier immer dicht an dem Abgrund her, weil es gewohnt ist, Körbe an den Seiten zu tragen. Es sieht und riecht oft hinein, weil es sehr neugierig ist, und wissen will, was es da unten giebt. Das that denn Lisette (das Weibchen) natürlich noch öfter als die andern Thiere, und das war für ihren passifen Reuter, eben nicht angenehm. An den schlimmsten Orten ritt ich immer eine Zeitlang mit festverschloßenen Augen, bügellos, mit genauer Bemerkung der Seite, wo der Abgrund war, um mich gleich an der entgegengesezten Seite von dem Thier zu werfen, wenn es fallen solte. — Kurz, ich reise auf keinem solchen Berg mehr, und wenn ich alle Herrlichkeit der Erde sehen könnte.

Und diese Herrlichkeit! Ja; man sieht hier Naturgegenstände, wie man sie an wenigen Orten in Europa sieht. Berge und Felsenmassen, von einer Höhe, gegen die der Rigi und die niedrigen Schneeberge, nur Hügel sind. Wir ritten durch Schnee, am Col de Balme; aber das war noch lange nicht die Spize. Wir kamen an Gletschern vorüber, wo

ein gefrorener Strom sich herabzustürzen schien. — Der Charakter der Natur, den wir sahen, war groß, schauerlich, aber schreklich. Die todte Natur ist hier Alles; der Mensch ist nichts. Der Mensch hat ihr nichts abgewonnen, könnt' ihr nichts abgewinnen. Er erliegt unter ihrer Macht und Allmacht. Wie Insekten kriechen die Menschen um diese Felsenmassen, an diesen Schlünden, Gletschern und tobenden Strömen herum. Man fült sich ganz in ihrer Gewalt unter ihrem Druk; und sie scheint nicht mild zu regieren. Ich staune diese Natur an; aber ich liebe sie nicht, weil sie durchaus nichts vom Gepräge der Liebe trägt. Sie ist ein Titan, ein Albano, ein Attila, der tief auf die Menschen herabsieht, und sie sehr zu würdigen glaubt, wenn er sie zu Werkzeugen braucht! — Dabei das Unbewohnte, Oede, Todte, wo stundenlang keine Menschenstimme hörbar ist, und kein Laut eines Thiers! Eben hörte man eine Gloke, und gewis! ich staunte, daß es auch hier Gloken gebe! O! in den Alpen, wie ist es da so anders! Hier hat sich das Große mit dem Guten verbunden! Hier dient die Natur den Menschen, schrekt sie nicht zurük,

und isolirt sich nicht! Das ist ein Heinrich der Vierte, ein Bernsdorf, ein Alexander! In den Alpen mögt' ich leben, aber hier nicht. Hier würd' ich mein Ich verlieren, in der Allgemeinheit der Natur. Wie sich hier ein neuer Philosoph mit seinem absoluten Ich vorkommen müßte!

Chamouny.

Ja; es ist der Mühe werth, eine Reise hierher zu machen, wenn man nur nicht zu viel sehen will, über den Col de Balme geht, krank wird, und — beinahe nichts sieht. Das Thal Chamouny ist Einzig in seiner Art; ein grüner Flek in einer Wüste, eine Kolonie in einem unangebauten Lande! Dabei die Riesenberge rings umher, der tête noir mit seinen Vertiefungen und Schattirungen, mit kleinen Wasserfällen und rauschenden Kaskaden, der Col de Balme, der stolz sein Haupt erhebt, aber nieder zu einem gemeinen Berge herabsinkt, gegen den Mont blanc, der sich in die Wolken, über die Wolken, in eine höhere Wolkenregion erhebt, aus der sich gefrorene, breite Ströme bis an den Fuß — nicht ergießen,

aber in ewigem Eise starren. Fallen die Sonnenstralen auf diesen himmelblauen, durchsichtigen, spiegelglatten Eis-Rhein: so giebt es kaum einen prächtigeren Anblik auf Erden. Der Mont blanc trägt das köstlichste Ordensband, das irgend ein Monarch der Erde geben oder tragen kann. Am Fuße des Bergs ist ein hohes Eisgewölbe, aus dem der Aveyron — nicht entspringt, sondern schon als vollendeter Fluß sich heraus wälzt. Oft stürzen Stüke dieses Eisgewölbes ein, und das geringste Geräusch kann es veranlaßen. Die Führer warnen deßwegen auch alle Reisende, nicht zu laut zu reden, zu lachen ꝛc. Einige verwegene Genfer hatten kurz vorher, eine Pistole darin losgeschossen, und waren sehr beschädigt, herausgetragen worden.

Während dem Regen, der fällt, hab' ich auf dem Bett, wohin mich meine Schwäche nöthigte, das Buch, in das sich Fremde zeichnen, durchgeblättert, und schreibe daraus folgendes ab, weil es eine eigene Ansicht giebt:

Quoique l'homme transporté parmis ces masses enormes plantées aux bouts du monde, eprouve d'abord le sentiment

penible de l'humiliation, et l'aveu forcé de son néant, son orgeuil se ranime bientôt (das könnt' ich nicht sagen!) par l'Idée flatteuse du courage necessaire à celui qui conçoit et execute le hardi projet, d'aller surprendre la nature, dans ses retraites les plus inaccessibles. L'ame d'ailleurs s'exalte, et s'aggrandit par une religieuse admiration à la vue des tableaux importans et variés, qui representent de toutes parts; ces idees confuses de néant et grandeur, remplissent l'esprit et le plongent dans une utile meditation. Les pensées s'epurent avec l'air, qu'on respire sur ces hautes montagnes, à l'aide des quelles l'homme semble se raprocher de sa celeste origine, et le coeur se depouille de toutes ses petites passions qui le tirannissent dans les villes (wenigstens vom Hochmut) pour gouter pendant quelques instans, si non, le bonheur veritable, du moins l'oubli de ses maux. — Der Verfasser ist ein Pariser. Sein Reisegefährte nennt dies „sublimes et

incomprehensibles reflexions" und am Ende: „sottises"! Das war ein ächter Pariser!

Ein anderer schrieb: Merveilles que j'ai vû — J'ai vû une revolution, une bataille, une peste, un siége, une famine, l'ocean, un volcan, le mont blanc et Bonaparté. — Wir thaten nach Tisch noch Einen Blik von der Gallerie im Eßzimmer auf das mère glacée, und einen andern Eisstrom zur Rechten — freilich mit Staunen, dem Vergnügen beigemischt war. Ich ahne, daß man hohes Vergnügen hier empfinden kann, wenn das Wetter gut und der Reisende gesund ist.

Ende der Reisenoth.

Den 1ten August reiseten wir, ich noch krank, wieder mit Maulthieren, von Chamouny ab, der Weg war ziemlich gut beschrieben worden; aber wir fanden ihn an manchen Orten so arg, daß mein Freund sehr oft, und ich auch einmal abstieg. Weil ich aber zu schwach zum gehen war, besonders bei der warmen Kleidung in die ich mich meines Fiebers wegen gehüllt hatte; so hatt' ich mir vorgenommen, nicht abzusteigen, bis der Füh-

ver es ausdrüklich sagen würde. An zwei Orten hatte die Arve, ein fürchterlich-tobender, überschwemmender und zerstörender Strom, die Brüken weggerissen; es waren noch keine neuen gemacht; man mußt' also über Nothbrüken, die für die Kühe gemacht waren. Der Weg gieng manchmal so nah an der Arve her, daß mir schwindlich wurde; ich ergriff also mein einziges Mittel, die Augen zuzudrüken, und das Thier gehen zu lassen, welches freilich sehr sicher gieng. Wir kamen erst bei zwei Eisströmen vorbei, wovon der Eine sich ganz, bis in das Thal erstrekte, der andere aber nicht ganz heruntergieng, sondern eine Wendung nahm, und nahe bei einem ungeheuren Abgrund her, in den sich der torrent noir, fürchterlich-tobend, herabstürzte, den ich aber nicht genau zu betrachten wagte, weil der Weg gar zu steil herab und zu dicht am Abgrund hergieng. Ein paar Wasserfälle sahen wir in der Nähe, nach denen in Deutschland Alles wallfahrten müßte, nach denen man hier aber nicht fragt, wovon auch nur der Eine einen Namen hat. Bei Servos, auf dem halben Wege hierher, nach Salanges, vor der schönen Brüke über die Ar-

ve, wo wir logiren, trafen wir das Monument an, das auf einer kleinen Anhöhe dem Eutiner Escher gesezt wurde, der seinen Führer verlassen hatte, in einen Abgrund gestürzt, und hier begraben war. Es ist eine Warnung an jeden Reisenden, seine Führer nicht zu verlassen, und mit Ehrfurcht diesen heiligen Tempel der Natur zu betreten, der les traces de la grandeur de Dieu trage. Wir mußten noch eine descente von einer halben Stunde machen, die höchst peinlich war, ritten wohl eine andere halbe Stunde durch ein Feld, in dem die wütende Arve, Alles überschwemmt und zerstört hatte, und so kamen wir um zwei Uhr höchst ermüdet hier an. Ich befand mich aber doch besser als beim Ausreiten, wir hielten eine gute Mahlzeit, legten uns zu Bett, um auszuruhen, und nun hatt' ich dies geschrieben, so gesund und wohl, als ob mir nichts gefehlt hätte. — Glüklicher Weise fand ich eine Retourkutsche nach Genf, wohin uns der Kutscher morgen Abend um sechs Uhr zu bringen versprach.

Die gute Walliser Familie.

Wir fuhren des Morgens später ab, als wir gedacht hatten, in Begleitung eines Manns aus Bonneville, der uns Anfangs sehr unangenehm, dessen Gesellschaft aber, besonders mir, in der Folge sehr angenehm war, weil sie mir Gelegenheit verschaffte, in das Innere einer guten kleinstädtischen, Wallisischen Familie eingeweiht zu werden. Wir kamen bei einigen sehr üblen Stellen an der wütenden, reisenden Arve vorbei und fanden es unverzeihlich, daß man solche Straßen macht, auf denen der Reisende bei einem unerwartet-schnellen Herabsturz eines Waldstroms, der von den links liegenden Felsen, an denen man herfährt, so natürlich und so häufig ist, mit Wagen und Pferden in die Arve stürzen kann. Schon gestern hatt' uns der Führer eine Masse von ungeheuer-großen Steinblöken gezeigt, die von dem Felsen herabgestürzt waren, und die Straße, die ehemals dicht an dem Felsen hergieng, gänzlich verschüttet hatten. Wie viel leichter könnte das in Einer Nacht, ein Waldstrom thun? Wir sahen einen treflichen Wasserfall, die Kaßkade von Arpenaj genannt, die, wie unser Reise-

gefährte versicherte, über 150 Toisen hoch, vom Felsen herabstürzt, sich durchaus, in lauter Staubnebel verwandelt, bis sich das Wasser unten wieder sammelt, in eine Felshöhle fällt, wieder da herausssprudelt, und sich dann als ordentliches Wasser herabgießt ins Thal, und als starker Bach, unter unsern Füßen durchfließt. Ein anderer kleinerer Wasserfall fand sich bei Magland; beide sind zwischen Salenche und Cluse. So wie wir Bonneville näher kamen, wurde das Thal offener, die Gegend lachender, fruchtbarer, reicher. Man sah wieder Weinberge. Unser Reisegefährte litt an Hämmarrhoiden; wir bezeugten und zeigten ihm unsere Theilnahme, und er fülte das so sehr, daß er darauf bestand, wir solten in Bonneville bei ihm den Kaffee trinken, und seinen moussirenden Wein kosten. Wir mußten es versprechen. In Bonneville nahmen wir eine sehr schmuzige, üble Mahlzeit ein, und ich machte mich gleich auf den Weg, zu Mr. St. Amour, so hieß der Mann, und war premier Secretaire de l'arrondissement du Departement de Leman.) Ich fand die Familie noch am Tisch; d. h. den Mann, die

Frau, zwei Töchter und einen Vetter. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen; die zwei Töchter waren schön, die älteste aber wirklich englisch schön, auch unschuldig-freundlich, wie ein Engel. Ich trank Wein mit ihnen, aß von ihren Birnen, ließ mir sie von der schönen Luise St. Amour schälen, Bißkuit in den Wein tauchen; es kamen noch mehrere Herrn vom Departement, um Mr. St. Amour zu bewillkommen; Luise sang kleine Lieder mit unbeschreiblicher Grazie; wir machten Chorus, die Herren vom Departement auch, — den Friedensrichter mit eingeschlossen. Verschiedene Herren sprachen Deutsch — zum Todtlachen, und der Friedensrichter sang gar ein zärtliches Lied von Hölty, zum — Wiedererwachen. Kurz: es war eine so traute, jovialische Gesellschaft, wie man eine finden konnte, und mir war in der Wallisischen Welt zum Erstenmal durch Menschen wol. Ich hatte gesagt, daß ich auch verheiratet sey, was Luise auch bald werden solte. Wenn ich nun aufbrechen wollte; so kamen die beiden Mädchen, besonders die Verlobte, an meinen Stul, hielten mich bei den Schultern fest, und sagten: „O cher marié,

donnez nous encore cinq minutes, encore un moment!“ mit einem so unschuldig-heiteren Wesen, daß man ein Glacier oder ein torrent noir hätte seyn müssen, um zu widerstehen. Endlich kam mein Freund mit dem Wagen, um mich abzuholen; Alle begleiteten mich hinunter, und wir fuhren ab.

Abends um halb neun Uhr kamen wir in Genf an, nachdem wir eine Zeitlang vorher, den lieblichen Genfer See wieder erblikt hatten.

Hundert und sechster Brief.

Wandulf an Aeone.

Grenzau.

Ich habe Sie lang' auf Antwort warten lassen, liebe Aeone; zwei Briefe von Ihnen liegen unbeantwortet vor mir, zwei für mich interessante Briefe. Aber was soll ich zu meiner Entschuldigung sagen? Wenn man durch Geschäfte abgestumpft wird, so harret man auf eine recht ruhige, heitere Stunde, und findet man diese nicht gleich, so verschiebt man seine Antwort von einem Tag zum andern, weil man abgestumpft und ohne Stimmung nicht antworten mag. Darüber gehen Wochen hin; und die gute Stunde kömmt immer nicht. Am Ende muß man sich doch entschließen, eine Stunde zu nehmen und — sich selbst zu stimmen, was man freilich früher hätte thun können und sollen. Aber immer gut, daß Sie einmal, wenigstens für kurze Zeit erfuhren, wie

es thut, wenn unsere Freunde für uns gestorben sind; wenn kein Laut von ihnen hörbar ist, so wenig, wie aus jener Welt. Mögen Sie es immer wissen, daß ich Ihr ehemaliges, so unverzeihlich-langes Stillschweigen nicht vergessen, und daß ich mir es in meinen tolerantesten Stunden, nur durch eine Art von Seelenschlaf erklären kann.

Die Auszüge aus unseres Edelwalds Tagebüchern haben mich sehr intereßirt. Wie sich darin der gute Mensch, überall abspiegelt! Mit welchem Blik er auf die Natur und die Menschen sieht! Wie er überall das Gute findet! Wie ihm überall die Gottheit erscheint! Wirklich, wenn man ihn nicht kennte; man würd' ihn aus dem Tagebuch kennen lernen. Daß Sie über die Reise nach Chamouny ängstlich wurden, begreif' ich recht gut. Indeß war im Grund nichts zu ängstigen, da man ihm keine Verwegenheit zutrauen konnte. Die Maulthiere gehen auf solchen Bergen so sicher, daß man sich ihnen ganz anvertrauen kann. Freilich schaudert man vor den Wegen, so lange man diese Thiere nicht kennt: aber wer sie öfters gebraucht hat, der überläßt sich ihrer Vorsicht

und ihren festen Tritt mit Ruhe. Vielleicht möchte mancher Unerfahrene denken, Edelwald hätt' Ihnen die ängstliche Reise nicht beschreiben, von seinem Fieberanfall in Chamouny aber gar nichts sagen sollen. Vielleicht haben Sie es selbst gedacht. Aber Sie hatten unrecht. Edelwald kennt das Herz eines liebenden Weibes besser. Kömmt ja Alles darauf an, daß sie vollen Glauben an das Wort ihres Gatten behalte, daß sie wisse, er verschweig' ihr auch aus Schonung, schlechterdings nichts. Hätte sie einmal diesen Glauben verloren: so wäre sie immer während jeder Abwesenheit, in tödtlicher Angst, fürchtete alle mögliche Gefahren, weil sie nicht wüßte, welche sie zu fürchten hätte. Die Phantasie, einmal mit Schrekbildern erfüllt, ist und wirkt schreklich, wenn sie ganz freien Spielraum hat, und durch keine positife Wirklichkeit beschränkt wird. Edelwald that und thut also sehr wol, daß er Ihnen auch das schreibt, was Sie für den Augenblik ängstigen könnte, besonders, wenn es vorüber ist. Jezt wissen Sie, daß es vorüber ist, und daß er Ihnen Alles erzählt, was ihm begegnet. Ihre Phantasie kann nicht um-

herschweifen, in dem Bezirk dessen, was ihm begegnen könnte.

Daß Ihr Eduard seine jüngere Schwester unterrichten will, find' ich sehr gut, so wol für das Geschwister-Verhältniß, als für seine eigene Geistesbildung. Nie lernt man etwas gründlicher, als wenn man es Andere lehren muß. Nie wird uns selbst, eine Sache klarer, als wenn wir sie Anderen klar machen wollen. Nie fülen wir die Lüken und Unvollkommenheiten unseres Wissens besser, als wenn wir diese Lüken bei Anderen ausfüllen sollen. Dabei haben Kinder manchmal so ein eigenes Talent, zu und mit Kindern zu reden, daß diese sie besser als irgend ein Erwachsenes verstehen. Rousseau hatte darum nicht unrecht, wenn er fordert, der Erzieher solle nicht viel älter seyn, als der Zögling, wenn wir nur viele fünfzehen, sechszehen-jährige Knaben-Jünglinge hätten, die selbst erzogen wären. Außerdem knüpft es so ein eigenes, neues Band zwischen Geschwistern, wenn das Eine giebt und das Andere empfängt; und das Band wird geistiger, wenn etwas Geistiges gegeben und empfangen wird. Ist es ja auch das schönste Ver-

hältniß, in das sich Menschen mit Menschen sezen sollen, in das sich Gott mit Menschen gesezt hat! Ich sah ältere Töchter, die ihre jüngere Geschwister pflegten, beschäftigten, erzogen, und in der Folge wie Mütter, von diesen geehrt und geliebt wurden. Denken Sie an das schöne Gemälde von Göthes Lotte im Werther. Lassen Sie also immer ihren Eduard an seiner Schwester unterrichten; nur leiten Sie ihn, daß er ordentlich, mit Nachsicht und Liebe unterrichte. Machen Sie sein Ehrgefül rege, durch die wiederholte Bemerkung, daß nur der ein guter Lehrer sey, der die Aufmerksamkeit zu erhalten wisse, bei dem die Kinder gern lernen. Der Knabe, der unterrichten will, fült sich schon etwas, und will nicht halb thun, was er thut. Besonders seyen sie ihm Vorbild, wie man deutlich machen, wiederholen, Aufmerksamkeit erhalten, Geduld und Nachsicht üben müsse. Das: „behandle einen Andern, wie du behandelt zu seyn wünschest," liegt tief in dem menschlichen Gemüth, selbst in dem kindlichen.

Ihre Thorilda ist ohne Zweifel ein interessantes, genialisches Wesen, kann aber eben

darum, für Sie gefährlich werden, wenn Ihr Zutrauen und Ihre Liebe zu ihr, zur Reife kommt, wie es allen Anschein hat. Solche weibliche Genies, oder „Krachmandeln, akademische Kraftfrauen,“ wie sie Richter nennt, müssen einen sehr ausgebildeten Verstand, viel gesunde Vernunft, reife Urtheilskraft, und was die Hauptsache ist, religiösen Sinn haben, sich durch ihn leiten lassen, sonst sind sie ein Verderben des Manns, und aller ihrer Umgebungen. Ob Thorilda das Alles hat, kann ich zwar nicht bestimmen: aber ihre Religiosität fließt mit dem Schönheitssinn so zusammen, oder vielmehr: sie nimmt diesen Sinn so ganz für Religiosität, daß sie kaum nach etwas Höherem streben wird. Und das ist doch durchaus nöthig, wenn von Religiosität die Rede seyn soll. Was nicht vom Geschöpf zum Schöpfer, von der Erde zum Himmel, von dem durch Kunstwerk dargestellten, und dem, das Kunstwerk darstellenden Geist, zu dem Schöpfer dieser Geister heraufsteigt, oder herauffährt, ist nicht Religion, wenn man nicht mit Worten spielen will. Wer sich nicht aus der Vielheit sinnlicher Berührungen sammelt und erhebt zu dem Unsinnlichen,

Uebersinnlichen, der wird zerstreut, zerstükt, zerfasert in der Sinnlichkeit, er bleibt ein, mehr als alle andere, freies, aber doch sinnliches Thier, das sich nicht zur wahren Humanität erhebt. Selbst Jesus wäre nicht der, der Er uns ist, wäre nur ein, — freilich über alle andere, hoch erhabener, — aber doch ein Göze, hätt' Er nicht Alles auf das Urwesen bezogen, Alles von dem Urwesen her, und zu dem Urwesen hingeleitet, das Er mit dem populärsten, menschlichsten und für das Gemüth intereßantesten Namen: Vater bezeichnet. Alle Irreligiosität von jeher, war Leben, Weben und Sattseyn in der Creatur. Alle Religiosität von jeher: nicht gesättigt von der Creatur, Leben und Weben in Gott, oder wenigstens, Sehnsucht nach einem solchen Leben, mit mehr oder weniger Bewußtseyn. Sinn für Schönheit, Dichtersinn, schließt Religiosität nicht aus. Fenelon, Klopstok, Lavater waren auch Dichter, und Stolberg ists. Aber Kunstwerke können dem Religiösen das nicht seyn, was sie dem bloßen Aesthetiker sind. Auch das vollendetste Kunstwerk, das, als ein bis in die kleinsten Theile wol verbundenes Ganze — wie man jezt

wol sagt, — dem Leztern das würdigste Symbol des, vom Göttlichen Geiste durchdrungenen Alls, — welch ein todtes beschränktes Sinnbild ist es dem Christen, gegen das hohe, geistige, Alles ersezende Symbol einer persönlichen Gottheit, Christus? Das geheimnißvolle Helldunkel der Religion mag nicht ohne Reiz bleiben für den Dichtergeist, für den Schönheitssinn, da es der Einbildungskraft allerdings ein unermeßliches Feld öffnet: aber es ist ihm auch nur Stoff für diese Einbildungskraft, wie jede andere Mythologie; es dringt nicht in sein Gemüth ein, wird nicht Prinzip seines Lebens, also nicht Religion. Der Fromme, der allein seinen Weg verfolgt, wird darum nicht leicht ein Dichter; der Dichter wird, allein auf dem seinigen, nicht fromm. Tausend Menschen sind ohne Schönheitssinn, ohne Dichtersinn, religiös geworden; gewis die Meisten. Tausend Menschen mit ausgebildetem Schönheits- und Kunstsinn, und gar Manche mit hohem Dichtergeist, waren nicht religiös; vielleicht die Wenigsten, ob ich gleich gerne zugebe, daß ihre Religiosität, wenn sie einmal lebte, auch durch diesen Geist und Sinn, noch genährt wurde, und ihn

verklärte. Es ist etwas Tieferes, Allgemeineres, es sind angeborene, nur oft nicht aufgeregte und entwikelte Bedürfnisse, die den Menschen zu Religion hinleiten, ihm Erkenntniß des Höheren, Unendlichen, und seines Verhältnisses zu dem Unendlichen, zur dringendsten Angelegenheit seines Herzens machen. Doch; das wissen Sie, so gut wie ich. War es ja schon manchmal der Gegenstand unserer Unterredungen!

Mein Rath wär' also: wenn Ihnen der Umgang mit Thorilda intereßant bleibt, woran ich zweifle, weil sie viele schöne Anlagen zu haben, auch vielseitig gebildet zu seyn scheint, und weil ich Ihren weiten Sinn für alles Schöne und Gute kenne: so vermeiden Sie wenigstens alle Unterredungen über Religion. Halten Sie fest, was Sie haben, was Ihnen bisher Sporn zum Guten war, und Ruhe Ihrem Gemüth einflößte, es kann Ihnen durch eine scharfsinnige, beredte Freundin leicht etwas davon genommen, aber nicht leicht etwas Besseres gegeben werden. Möge sie Ihren Schönheitssinn nähren, läutern, erhöhen; Ihr Heiliges behalten Sie für sich. Man muß sich nicht

von allen Seiten berühren, weil man sich von einigen berührt. Oft stößt man sich zurük, wenn man sich zu vielseitig berühren will. Doch; ich sehe aus den Antworten, die Sie ihr gaben, daß Ihr gesunder Menschenverstand, Sie ziemlich auf dem rechten Weg erhielt. Bleiben Sie dabei und bei dem, was Sie als belebend und beßernd erfuhren. Sicherer können Sie ja nicht gehen!

Von Ihres Edelwalds Reisetagebuch werd' ich wol nichts mehr erhalten. Da er das äußerste Ziel seiner Reise erreicht hat; so eilt er gewis auf Flügeln der Sehnsucht und Liebe zurük, und nach einigen Wochen seiner Zurükkunft besuch' ich Sie. Leben Sie indeß so gut, wie Sie können.

Hundert und siebenter Brief.

Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Freuen Sie sich, theuerster Mann; eines Menschen, der mit seinem Schifflein, auf den Wogen einer stürmenden See herumgeworfen, fast alle Hofnung sich zu retten, aufgegeben hatte, und der nun Land sieht — wenigstens sieht! Wie ist es doch so anders, wenn das Herz glauben möchte, nach beruhigendem Glauben sich sehnt, weil es diesen Glauben und diese Ruhe bedarf! Die Bibel ist mir sehr lieb geworden; ich wünsche herzlich, daß Alles darin wahr seyn möchte; daß ich sie ganz so nehmen könnte, wie sie sich giebt! Und Manches kann ich auch schon so nehmen. Der Charakter und die Handlungsart Jesus zieht mich unbeschreiblich an; besonders, wenn ich mich in jenes Zeitalter, und unter die Menschen denke, auf die Er wirken solte und wirkte. Dazu hat

mir besonders Heß geholfen, dessen sämtliche Schriften mir ein Buchhändler sogleich schaffen mußte. Ihm hab' ich schon viel zu danken und werd' ihm noch mehr verdanken. Besonders seh' ich jezt selbst einen schönen Zusammenhang in den Erzälungen der Bibel, — eine Erziehungsgeschichte, die mir unbeschreiblich intereßant ist. Gar Manches, in der Gesezgebung der Juden in ihrer Geschichte, was mir sonst Thorheit, oder wol gar Unsinn schien; in Manchem seh' ich sogar eine tiefe Weisheit und ein so kräftiges Bildungsmittel, wie wir nach so manchen tausend Jahren, in unseren Gesezgebungen keins haben. Welche Belebungsmittel der Humanität, in jener frühen Zeit, bei jenem rohen Volk, daß Tagelöhner, Sklaven, und auch die Armen, gewisse Rechte hatten, auf denen sie bestehen, bei deren Verlezung sie klagen konnten, daß die Polizei darüber wachen mußte, wenn die Rechte eines Thiers gekränkt wurden! Die Erziehungsgeschichte Abrahams, Jakobs, Josephs, wie intereßant! wie menschlich und wie göttlich! möcht' ich sagen. Kurz: Alles, was nicht ins Wunderbare fällt, trägt mir so ganz das Gepräge der Wahrheit und der

Weisheit, daß ich es tief verehren muß, blos als Geschichte von den Führungen der Providenz. Und auch das Wunderbare — kann ich wenigstens, als ein mir unbegreifliches Dunkel, respektiren; es empört mich nicht mehr. Ich begreife sogar, daß etwas der Art nöthig war, wenn man den hohen Versprechungen Jesus glauben solte. Wer wolte sich darauf verlassen, daß Jemand sagte, er könne in allen Fällen helfen, wenn er nirgends half; er könne alle Bedürfnisse befriedigen, wenn er Alle in seinen Umgebungen unbefriedigt ließ? Wer wolte einem Menschen glauben, daß er in enger Verbindung mit der Gottheit und einer höheren Welt stehe, wenn er nichts thäte, was von dieser Verbindung zeugt, was kein Mensch, ohne diese Verbindung thun kann? Gewis war es also nicht überflüßig, nicht zweklos, wenn Jesus solche Thaten that. Außerdem seh' ich allerdings nicht, wie diese Wunder erdichtet seyn konnten, da sie so öffentlich, manchmal vor den Augen seiner Feinde geschahen, da einige sogar von diesen, ordentlich untersucht wurden, und da dieß die, gewis ehrlichen Geschichtschreiber, bald nach dieser Zeit und in je-

ner Gegend schrieben, also ihren Erzälungen leicht widersprochen werden konnte und ihnen gewis widersprochen worden wäre, wenn man es gekönnt hätte. Das Alles weiß ich nicht zu widerlegen: nur das Fremde, allen unseren Erfahrungen Widersprechende, ist mir noch auffallend. Ich kann mich nicht hinein finden. So weit bin ich indeß, daß ich Jesus weder für einen Schwärmer, noch für einen Betrüger halten kann; und eben so wenig für einen Menschen, der sich des Leichtglaubens und Aberglaubens bediente, zu Erreichung eines guten Zwecks. Sein moralischer Charakter, wie er sich in der ganzen Erzälung ausspricht, zeigt so viel Geradheit und Offenheit, daß man wol sieht, bei Ihm habe der Zwek nie die Mittel geheiligt. Was Er von seinem Tod und dessen Zwek sagt, war mir der ärgste Anstos, und ist es zum Theil noch. Mir ist und bleibt es empörend, daß ein Unschuldiger einen solchen Martertod sterben solle, damit die Schuldigen nicht als Schuldige angesehen würden, was sie doch waren und blieben. Auch muß ich offenherzig gestehen, daß es mir so schien, als ob es für viele Menschen, solcher bedeutenden Anstalten

nicht bedürfe, weil sie gethan haben, was sie konnten, und Gott, der sie zu so schwachen, reizbaren Wesen schuf, ihnen gewis verzeihen wird, wenn sie gegen ihren Willen manchmal fehlten. Ich will Ihnen sogar nicht leugnen, daß ich mich selbst unter diese Menschen rechnete, und keinen Vermittler bei Gott nöthig zu haben glaubte. Freilich, seit ich die Rede las, die der scharfe Sittenlehrer auf einem Berge hielt, und mir's so seyn ließ, als ob Er sie zu mir gehalten hätte, hab' ich diesen Wahn aufgeben müssen; denn ich konnte mir nicht verbergen, daß mein Gewissen, dem Allem Beifall gab. Aber das Mittel, wodurch der Mensch wieder Gottes Gunst erhalten soll, scheint mir noch immer, höchst sonderbar, und der Glaube daran, sogar einschläfernd, also sittenverderblich. Doch; es hat mir auch Manches widersinnig geschienen, was mir jezt ganz weise und zwekmäßig erscheint. Ich lasse also auch diese Lehre an ihren Ort gestellt, bis mir mehr Licht darüber wird.

Wie heilig sind mir dagegen alle Winke, Aussichten und Darstellungen von jenem Leben, als einer Fortsezung des jezigen, von der Aus-

sicht, daß dort die guten Menschen ungestört von anders Gesinnten, zusammen leben, wirken und genießen sollen, daß man die wiederfinden werde, an denen hier unser Herz hieng; daß man in Verbindung kommen werde, mit den Edleren, Auserwälten der Menschheit! Als ob man dem, von Hunger und Durst Verschmachtenden, einen köstlichen Labewein gereicht hätte, so war mirs, als ich las, daß jener reiche Lüstling, und jener arme Dulder sich dort noch gekannt haben; daß Jesus seinen Freunden, bei jenem lezten, rührenden Liebesmal darauf winkt, sie würden dort so traulich zusammen seyn, wie sie damals zusammen waren: daß Er jenes Himmelswort zu dem hochherzigen, hochglaubigen Missethäter sprach: du findest mich dort wieder, in jenem glüklichen Land! So darf ich ja auch erwarten, meine Hella wieder zu finden, die mein Herz mitgenommen hat und es ewig behalten wird. So werd' ich ja auch noch so ruhig werden, wie meine Adelheid durch ihren festen Glauben ist, ob sie gleich ihren Verlust tief fült. Zwar dacht' ich mir schon vorher Manches, warum wir dort unser Ich, und unsere Erinnerungskraft behalten, unsere Gelieb-

ten wieder finden, und sie auch dort lieben müßten. Ohne Fortdauer unseres Ich, unserer Individualität, ohne Erinnerung an unser jeziges Leben, wäre keine Vergeltung möglich; wir würden sie nicht als Vergeltung, als Folge unserer ehemaligen Sinnes- und Handlungsart empfinden, sie würd' also ganz ohne Zweck seyn. Und ohne Vergeltung, — was wäre der Mensch, was wäre Gott? Aber erinnern wir uns unserer Handlungsart; wie nicht auch unserer Geliebten, unter und mit denen und für die wir lebten? Könnten alle Bilder unseres ehemaligen Seyns in uns aufbewahrt bleiben, wieder hervortreten können, und die lebendigsten, mit allen Andern zusammenhängenden, alle Andere Verklärenden, wären verlöscht auf immer? Und wenn wir sie noch in uns tragen, werden wir uns nicht nach den Geliebten sehnen, sie aufsuchen in dem weiten Raum der Schöpfung? und sie uns nicht? Und wenn wir einander suchen, werden wir uns nicht finden? Der, der uns ja dort seelig machen will, wird Er uns nicht auch die höchste Seeligkeit gewähren, — Liebesgenuß mit unseren Geliebten? Das schien mir oft höchst wahrscheinlich

und mein Herz erhob sich diese Wahrscheinlichkeit zu Gewißheit. Aber gerade dieser Einfluß meines Herzens machte mir die ganze Schlußfolge wieder verdächtig. „Was man wünscht, glaubt man so gern' und so leicht!“ sagt' ich mir. „Wir haben hier gar keinen Begriff von unseren Ansichten und unserer Empfindungsart in einer höheren Welt, so wenig sich das ungeborne Kind, einen Begriff von seinen Ansichten und seiner Empfindungsart machen könnte nach der Geburt, wenn es auch Bewußtseyn hätte. Wer weiß, ob wir dort noch wünschen, was wir hier wünschen; ob uns dort das noch beglüken kann, was uns hier beglükt; ob uns die Gottheit und die Menschheit, das verfloßene und das bevorstehende Leben, nicht ganz anders erscheint, wie hier, wo wir von sinnlichen Eindrücken abhangen, wo unsere geistigste Sensationen nicht ganz rein von sinnlichen sind.“ — Eine Menge solcher Zweifel kamen mir, und umwölkten mir die schöne Aussicht. Ach! es ist ein großer Unterschied zwischen dem Grad der Gewißheit, bei dem man sich beruhigt, wenn man ohnehin noch ruhig ist, und zwischen dem, der uns genügt, wenn wir Gewis-

heit bedürfen, wie Luft, — um fortleben zu können. Schon jezt hab' ich mehr Zutrauen zu einem Ausspruch des Jesus, der mir so tief in das Gemüth redet, und mein Inneres auf eine so eigene, Einzige Art bewegt, als zu all meinen Vermuthungen und Schlüssen, die mir vorher so viel galten. Von dem weiteren Forschen in der Bibel, von Heß, oder anderen Schriften, die Sie mir vorschlagen, und von Ihnen, verehrter Mann, erwart' ich nun noch mehr Aufschluß und Gewisheit, nach der sich mein Wesen unbeschreiblich sehnt. Sobald es Ihnen Ihr Amt und Ihre Zeit erlaubt, sagen Sie mir wieder ein gutes, belehrendes, stärkendes Wort. Es soll nicht vergebens geredet seyn.

Hundert und achter Brief.

Theophan an Külthal.

Brukholm.

Nein; nicht von mir, oder irgend einem andern Menschen erwarten Sie Aufschluß und Gewisheit, lieber, theurer Mann; sondern von sich selbst, von ihrem eigenen Nachdenken und von der Bibel. Sie wissen genug, um aus sich selbst, noch mehr zu lernen. Sie sind zu weit gegangen, um stehen zu bleiben. Wer einmal auf dem rechten Standpunkt steht, aus dem die Bibel angesehen werden muß, der sieht ihre Wahrheit, ihren Werth, ihre Göttlichkeit bald ein, oder er fült sie an sich selbst. Der wahre Standpunkt sind die tiefen, unleugbar in uns liegenden, und dnrch nichts befriedigten geistigen Bedürfnisse. Kennt man sie nur durch Andere, durch Geschichte, Biographieen, oder durch Menschen um sich her; so sieht der Verstand ein, was man an ihr hat. Regt sich

aber ein solches Bedürfniß in uns selbst; hat man um sich her gesucht, wie und wo es befriedigt werden könnte, und hat nichts gefunden, und findet die vollste Befriedigung in der Bibel, so bald man ihr glaubt: dann bedarf es oft keiner weiteren Gründe. So wie manche Menschen durch den Verstand empfinden wollen, was nichts taugt; so denkt man, möcht' ich sagen, durch sein Herz. Man glaubt der Bibel um seines Herzens willen, um der Ruhe, der Zuversicht, des Muths willen, den sie ihm eingeflöset hat. Freilich darf es bei Ihnen nicht dabei bleiben, und Niemand solte sich damit begnügen. Man muß sich deutlich bewußt seyn, warum man ihr glaubt, wenn der Glaube fest und unwandelbar seyn soll. Aber man geht mit ganz anderem Ernst und Interesse an die Untersuchung; man läßt sich durch Unbegreiflichkeiten, Scheinwidersprüche, selbst durch Scheinwidersinnigkeiten nicht leicht irren; man hält sich mehr an die lichte, faßliche, auf unser Gemüth vortheilhaftwirkende Seite, die man gefunden hat. Man sieht auf die Bibel, wie auf einen Freund, dem wir schon viel verdankten, an dem wir viele

edle, herrliche Seiten kennen, der aber noch manchmal, auf eine uns unbegreifliche Art handelt. Man denkt: es wird sich wol aufklären! Ich kann wol warten! In diesem Fall sind Sie jezt; und gewis denken Sie auch so, und sprechen nicht zu voreilig ab, über das, was Ihnen noch dunkel oder gar widersinnig scheint.

Nur über die Eine Lehre, wovon die Reden Jesus und die Briefe seiner Gesandten voll sind, über den Zwek und die Wirkungen des Tods Jesus, mög't ich Sie auf den rechten Standpunkt führen, auf dem Sie mir noch nicht zu stehen scheinen. Denken Sie vorerst nicht daran, daß Jesus oder die Apostel uns durch ihre Vorstellungsarten, auch nur einen Wink haben geben wollen, wie eigentlich der Tod Jesus zu unserer Entsündigung habe wirken können, und gewirkt habe. In diesen Vorstellungsarten kann so etwas nicht liegen, — gerade darum, weil sie so mannichfaltig sind. Was eigentliches Lösegeld ist, kann nicht zugleich eigentliches Opfer seyn; was eigentliches Opfer ist, kann nicht zugleich Leben geben. Offenbar sind es Bilder, um jeden zu beruhigen, der die Folgen seiner Vergehungen auf dies-

oder jene Art empfindet. Es sind Vorstellungsarten für das Herz, und nicht für den grübelnden Verstand, oder die auf ein System losarbeitende Vernunft, wie es überhaupt die ganze Lehre ist. Dem, der sich entfernt von Gott fült, wegen seiner Vergehungen, ist gesagt: du bist versöhnt! Es ist weggenommen, was dich von Gott trennte! Dem, der sich Sklave der Sünde fült und es ist, gilt das Wort: für dich ist ein Lösegeld bezalt! Du bist erlöset! Dies Evangelium ist wahr; aber es wird uns verkündigt, um psychologisch auf uns zu wirken, um neuen Muth und Dankbarkeit und Liebe in uns zu wirken, gegen den, der uns zuerst geliebt, und das Kostbarste, Einzige, was Er hatte für uns hingegeben, und gegen den, der sein Leben, auf eine so schmerzliche, schmäliche Art, aus Liebe zu uns, hingegeben hat. Für deu, der es glaubt, sind diese Folgen unausbleiblich, wenn er nur noch ein Mensch ist; daher auch die ganz unleugbare Wirkung, die durch Verkündigung dieser hohen Gottesliebe, auf Tausende der rohesten Menschen erzeugt worden ist. Liebe durch Liebe erzeugt, durch Liebesthat und Liebesopfer, in dem

rettungslosesten Elend, Liebe und Sehnsucht, ganz für den zu leben, der so liebte, das ist der Geist dieser Lehre und eigentlich der Geist des ganzen Christenthums. Könnte das wol träge machen? Hat Liebe das je gethan? Und was ists, wenn ein Unschuldiger sich für Schuldige, wenn Einer sich für Alle freiwillig aufopfert? Ist das nicht mehr geschehen? Geschieht es nicht noch jezt? Warum rühmt man Cokles, Codrus, Regulus und findet ihre Handlung edel; warum denn bei Jesus nicht? Oder soll es uns gleichgültiger gegen sittliche Vergehungen machen, wenn ihre Folgen nur getilgt werden konnten, durch den Tod eines so erhabenen Wesens, wie uns Jesus erscheint? Würden wir etwa ihre Pestartigkeit tiefer fülen, wenn sie uns Gott geradezu, ohne eine weitere Anstalt vergeben häte? Fragen Sie sich das Alles; halten Sie sich an die Vorstellungsart der Bibel, daß Gott aus Liebe, den Geliebtesten hingegeben habe für die Menschen; daß Jesus freiwillig gestorben sey, ein Opfer zu werden für Menschen; daß Er sich in innigster Verbindung gefült habe, mit unserem Geschlecht, so daß Er mit ihnen fallen mußte,

oder sie gehoben wurden mit Ihm und durch Ihn; und dann überlasse ich es Ihrem eigenen ruhigen Nachdenken, ob diese, so unaussprechlich wolthätige, so allmächtig auf den ganzen Menschen wirkenden, so allmächtig sein Inneres für den Willen des Jesus, also für die reinste Sittlichkeit belebende Lehre, bei allen ihren ganz begreiflichen Dunkelheiten, noch etwas Widersinniges habe. Und glaubten Sie auch jezt noch, sie nicht zu bedürfen für sich; gewis haben Sie zu viel Liebe für arme Verführte, durch Leidenschaft, Temperament und Umstände hingerissene Menschen, als daß Sie ihnen nicht ein Evangelium gönnen solten, das ihrem Gewissen Ruhe geben und den göttlichen Lebensfunken in ihnen, wieder mehr anfachen kann. Leben Sie wol, und Gott geb' Ihnen bald Gewisheit und Ruhe.

Hundert und neunter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Wandulf; ich habe meinen Edelwald wieder! Hören Sie's? mein Edelwald ist wieder zurük gekommen. Von dem steilen Rigi, aus den gefährlichen Alpenwegen, von dem schreklichen Col de balme, erlöset von den Schwänzen der Maulesel und dem Fieber in Chamouny und aus allen Gefahren, die ich nicht weiß, frisch und gesund in meinen Armen, an meinem Herzen, in meinem Herzen. — Doch; da war er ja vorher auch schon. Es ist ein Jubel im Haus, als ob wir aus einem großen Elend erlöset worden wären. Und war dann auch seine Entfernung kein Elend? — doch; ich weiß heute weiter nichts, als das Eine; ich habe keinen andern Gedanken, keine andere Empfindung, als die: mein Edelwald ist wieder da! Damit mögen Sie auch vorlieb nehmen. Man kann es auch. Nicht wahr? Nächstens mehr.

Hundert und zehenter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

(Sechs Tage hernach.)

Jezt hab' ich Ruhe genug in mir, um Ihnen mehr von Edelwalds Zurükkunft zu sagen. O! es kann viel davon gesagt werden; denn es ist eine ganze Geschichte.

Und doch ist das am Unbedeutendsten, was man sagen kann. O, Wandulf! Das Wiedersehen! Wo giebts ein Wort für dessen Seeligkeit! Blos in dem Gesicht der Liebenden, sich Wiedersehenden, in ihren verklärten, vergeistigten, durch Wonne der Liebe ver — verherzigten Augen, mögt' ich gerne sagen, wenn es deutsch wäre; — nur da kann sich etwas ausdrüken, von der Empfindung. Blandau, der zweite hiesige Beamte, der mit mir und den Kindern nach Brügge gefahren war, und in der Ferne zusah, hat, wie er sagt, eine

Skizze von unserer Zusammenkunft gezeichnet. Sie mag recht brav seyn; denn er ist ein gemüthlicher Zeichner. Aber was ich in Edelwalds Auge sah, das drükt kein Kraïon und kein Pinsel aus. Bei dem Wiedersehen sieht man mit anderen Augen, hört mit anderen Ohren, fült mit einem andern Herzen, oder vielmehr: das nemliche Herz fült mächtiger, als es je vorher gefült hatte. Wir kennen den Geliebten, seinen Werth, seine Herrlichkeit, wie wir sie nie kannten, und wir kennen uns selbst nicht. Uns ist eine neue Offenbarung geworden über ihn, und ein neues Leben in uns. Wenn es den Auferstandenen, die sich wiederfinden, dort noch besser ist; so sind es freilich „Freuden, die noch nie in eines Menschen Herz gekommen sind", wie irgend Jemand in der Bibel sagt; denn schon diese fasset das Herz kaum.

Doch; was sollen Ihnen alle diese elenden Worte, und Wendungen, die man nur häuft, weil man die rechten nicht finden kann, weil es keine rechte giebt. Lassen Sie mich hübsch prosaisch erzälen.

Edelwald hatte mir von Baden aus, geschrieben, daß er an einem bestimmten Tage

dort abreisen und mir jeden Ort bestimmt, wo er über Nacht bleiben werde. Darauf gründete ich einen Plan des Entgegenkommens, der Ueberraschung, einen Wonne- und Jubelplan, der mir schon einen Vorschmak der Wiedersehens-herrlichkeit gab. Ich theilt' ihn den Kindern mit, und sie jubelten jeden Tag und den ganzen Tag darüber. Eduard legte schon am Morgen des vorhergehenden Tags, alle seine Kleider zurecht; es war ihm, als würde die Zeit schneller kommen, wenn er sich früher fertig machte. Mir selbst wars nicht viel anders; denn bei allen recht menschlichen Freuden werden wir wieder Kinder. Auch dieses Himmelreich gehört ihnen. Wandulf, das Entgegengehen ist eine langsame Himmelfahrt, so wie das Begleiten von Geliebten eine langsame Höllenfahrt. Endlich erschien der Tag. Wir fuhren sehr früh von hier aus. Unser Kutscher (gewöhnlich Großknecht genannt) hatte sich zu einem Postillon, und unsere vier beste Akerpferde, zu einem Postzug best-möglichst ausstaffirt. Blandau hatte mich schon den Tag vorher gefragt, ob er nicht die Freude haben könne, den Herrn Oberamtmann auch zu empfan-

gen; und als er meine Verlegenheit bemerkte, — Sie können denken, daß ich nicht gern' einen Dritten zwischen uns haben wolte — hatt' er gleich hinzugesezt, daß er von Brügge aus, nach Göttingen reisen wolle, um einige Freunde zu besuchen. Der Amtsdiener hatte mich um die Erlaubniß gebeten mitzufahren, weil uns doch unterwegs — etwas zustoßen könnte. Das Kindermädchen fand ihre Gegenwart auch sehr nöthig, weil ich mich doch mit Lony nicht abgeben könne, wenn der Herr Oberamtmann angekommen seyen. Ich verstand sie Alle, und nahm sie Alle mit. Wer glücklich ist, beglückt auch gern. Vor Brügge, in den schönen Anlagen des Postmeister, auf der Anhöhe, die sich an der Landstraße herzieht, wolten wir ihn empfangen. Eine solche Szene gehört ins Freie, unter Gottes Himmel. Dort stiegen wir aus. Wir warteten und warteten; die Kinder konnten es kaum erwarten, und ich war auch ein Kind. Endlich, nach manchen Reisewagen, in denen er nicht war, kam Einer, in dem er war, — wirklich war. Mein scharfes Aug entdekt' ihn bald, und Eduards lauter Ruf: „der Vater! der Vater!“ und der Domestiken

Geschrei zeigte mir bald, daß ihn auch die Uebrigen erkannt hatten. Er war allein; sein Freund war in Frankfurt geblieben. Wir ließen den Wagen nahe heran fahren, und nun riefen wir: „Edelwald, Vater, Herr Oberamtmann" und stürzten Alle hervor. Das war ein Empfang! — Edelwald war entzükt, aber sprachlos. Ich hörte sein Herz laut pochen, und fült' es, als ich an seinem Hals hieng. Eduard hatte sich an ihm hinaufgeklettert, und lag wirklich an seiner Wange, das Kindermädchen hatte die Kleine auf den Arm genommen, weil sie unaufhörlich rief: „heb' mich herauf." Sie hatte die andere Wange in Besiz. Blandau stand bescheiden, in einiger Entfernung, der Amtsdiener rieb den Hut zwischen den Händen, in einer Stellung, als wenn er in der Kirche betete, und der Kutscher war vom Pferd gestiegen, hatte den Hut unter dem Arm, und instinktmäßig, die Leitriemen in der Hand behalten. So näherte er sich der Gruppe, und die Pferde lenkten um, ihm nach, als wolten sie ihren Herrn auch bewillkommen. Ach Gott! wie war mir! Wie wars uns Allen! — So wird es uns einst seyn!

Wiederfinden, Wiederschauen,
Derer, die des Todes Grauen,
Die des Vaters Wille schied;
Wiederfinden, Wiedergrüßen,
Innig's Herz in Herz zerfließen,
Deine Wonne singt kein Lied.

Wie tief fült' und fül' ich die Wahrheit dieses Worts! Wir frühstükten in dem schönen Boskett, sezten uns in die Wagen und fuhren zurük. In Werdau mußten wir aussteigen, damit die Leute Edelwalds Hand drüken, schütteln, küssen, oder wenigstens, zu küssen versuchen konnten. Was ist es doch, wenn ein Mensch geliebt wird und Zutrauen einzuflößen weiß! Er ist der Einzige Regent; denn er regiert nicht über Sklaven durch Furcht, sondern über freie Menschen, wie man allein über sie regieren kann. Ich leg' Ihnen noch ein Stück aus Edelwalds Tagebuch, und einige allgemeine Bemerkungen bei, die er, besonders in der Schweiz, gemacht hat. Leben Sie so wol, wie wir. Das ist viel gewünscht!

Morgenfahrt, von Konstanz nach Stein am See.

Ja, diese Fahrt muß einen eignen Abschnitt haben, wie sie auch Einzig in ihrer Art war. Der Weg führt fast immer an dem Zellersee, und am Rheinufer durch den schönsten, fruchtbarsten Theil des Thurgau. Man fährt durch lauter volle Obstbäume, die zum Theil über die Landstraße hinaus, zum Theil in dem See gestützt sind, mit ihren Zweigen in den See oder Rhein hängen. Zur Rechten ist der Zellersee, die Insel Reichenau; (2 Stunden lang und 1600 Einwohner) das unaufhörlich in das Hellgrüne, Azurblaue und Violet spielende Wasser, die schönen und besonders diesen Morgen so treflich beleuchteten Ufer mit den vielen Dörfern, reichen Feldern, Weinbergen; zur Linken romantische Felsenpartieen mit Weinreben angebaut, darüber Tannenwälder, die durch ihren

dichten Schatten einladen; die alten Schlösser, Mamre, Salenstein und Sandek, die auf der Höhe, äußerst kühn liegende Hohentwiel, und Steinerklinge, die man vor sich sieht, und im Hintergrund die blauen Gebirge des Schwarzwalds — das Alles gesehen, gefült, genossen, in einem offnen Wagen, umfächelt von kühler, herrlicher Morgenluft; — es hob und spannte und elektrisirte nicht, es verſezt in eine so ruhige milde Stimmung; ich schmiegte mich so sanft, und doch so warm an den Busen der Natur; war so vertraut mit ihr, und sie mit mir, daß es schwerlich auf hohen Bergen, und bei großen Naturszenen, einen reineren, stilleren Genuß geben kann. An den großen Aussichten könnt' ich mich übersätigen, und nicht, was der Mensch genießt, sondern, was er verdaut, das nährt ihn. Dieser Genuß ermüdet nicht, er stärkt. Ich besinne mich kaum, daß die bloße Natur mir so wol gemacht hätte, als diesen Morgen. Ach! sie ließ sich auch in der pomphaften Schweiz zu einem schwachen Erdensohn herab, wie sich ein Gott herabläßt; und sprach mit ihm, traulich und menschlich, wie Gott mit den Menschen sprach. Und ich ver-

stand sie, kosete mit ihr, und mir war's, wie dem Elias, der in dem sanften Wehen, Gottes Stimme gehört hatte.

Ich sah die treflichen Folgen von zwekmäßiger Jugendbildung, und auf welchem natürlichen Wege sie geht, und wie sie von den einfachsten Menschen ausgeführt ward. Ich sah, wie sich Kopf und Herz im schönsten Verhältniß entwikelten; wie die jungen Menschen richtig denken lernten, weil man sie im richtigen Anschauen übte, daß sie richtiger dachten, weil sie inniger fülten, und inniger fülten, weil sie richtiger dachten. Und wie manchmal hätt' ich alle Väter und Mütter herbeiführen, und ihnen sagen mögen: O! bildet doch von der frühesten Jugend an, an Euren Kindern. Benuzet doch ihre Wißbegierde, ihre Sinne, ihren Nachahmungstrieb, um sie richtig sehen, genau beobachten und bestimmt bemerken zu lehren. Mütter; gebet ihnen Anschauung von Liebe, damit sie lieben; übet sie im Vertrauen, damit sie vertrauen lernen. Und so leitet sie zur Religion, die ja nichts anders als Vertrauen und Liebe zu dem Vater im Himmel;

leitet sie zu Christenthum, das ja nichts anders, als Vertrauen und Liebe zu Christus, dem sichtbaren Stellvertreter dieses Vaters ist.

Ich sah die schönste, lieblichste, und die größte, erhabenste, schauerlichste Natur, in den mannichfaltigsten Abwechselungen und Abstufungen, und meine Seele wurde hinauf gehoben zu ihrem Schöpfer. Ich dankt' Ihm für alle diese Herrlichkeit, und für die Gelegenheit sie zu sehen, und besonders für diesen Sinn, für dies Herz, das sie verstehen und empfinden kann. Und ich dacht' an Dich, meine Aeone! Aber wie manchmal, auch wenn ich gerad' in der erhabensten, größten Natur, die rohesten Menschen fand, hätt' ich Manchen hinführen, und ihn aufmerksam darauf machen mögen, wie wenig die bloße Natur den Menschen zur Religion leiten, wie wenig sie ihm Offenbarung, Unterricht von Gott ersezen kann. Doch wie manchmal, wenn Naturherrlichkeit mich durchbebte, wenn ich mich so seelig fülte, und doch zugleich so fromm; da empfand ich auch, wie die Natur noch so ganz anders auf den Menschen wirkt, als die Kunst, wie sie den Men-

schen, der Gott schon kennt, zu Gott erhebt; wie sie ihm Gott vergegenwärtigt, und wie er dann wandelt im Angesicht Gottes. Ich hätt' alle meine Bekannte hinführen mögen zu jenen Bergen und Seen, und zu jenen lieblichen Thälern, damit ihr Herz eingestimmt hätte in des heiligen Dichters Ausruf: „Herr, wie sind Deine Werke so groß und viel! Alles ist mit Weißheit geordnet! die Erde ist voll Deiner Güte.“ O! wenn ich sah, wie die ungeheuren Naturkräfte gelenkt und im Zaume gehalten werden von dem Allmächtigen, daß sie nicht zerstören, da sie jeden Augenblik zerstören könnten, wie diese Eismaßen und Felsen an Orte hinfallen, wo sie wenig oder gar nicht schaden können: dann blikt' ich hinauf zu dem Allmächtigen, und traut' es Ihm kindlich zu, daß er auch zu der alleszerstörenden Gewalt sagen werde: „bis hieher und nicht weiter!“ Und ich hätte so gerne Jeden hingeleitet, zu eben diesem Glauben. Oft sah ich, wie grüne, trefliche Bäume aus trokenen Felsenrizen herausgewachsen waren, in der Erde keine Nahrung fanden, sondern allein durch die Blätter, aus der Luft, gleichsam vom Himmel genährt wurden. Und

wie wurde mir's da so lebendig, daß der Mensch nicht allein vom Brode lebt, sondern von jedem Worte Gottes; daß, wenn auch dem Tiefgedrükten alle Erdenstüzen entzogen werden, daß er doch Stüze, Nahrung, Belebung findet, von oben herab, und bessere als ein Anderer bei Menschen finden kann. Und ich hätt' alle Tiefgedrükte, Verlassene hinführen mögen zu diesen Bäumen.

Ich hörte in mehreren Kirchen jenes, mit Wundern der Natur gesegneten Landes, einen einfachen, vierstimmigen, und so wolklingenden, harmonischen Gesang, daß mein Geist dadurch mächtig erhöhet, und mein Herz geöffnet und belebt, daß mein ganzes Wesen auf die wolthätigste Art gestimmt wurde, zum Anhören dessen, was der Prediger sagte. Und offenbar wirkte der Gesang ähnlich auf die ganze Versammlung. Eine feierliche Stille herrschte durchweg, während des Vortrags. Fast alle Augen waren auf den Prediger gerichtet; und schon unter dem Gesang floß manche Thräne, die von Rührung des Herzens zeugte. Du denkst Dir leicht, daß ich auch an diese Kirche,

auch an unsere Gottesverehrung dachte. Wenn wir doch auch einen ähnlichen Gesang, wie diese unsere Brüder hätten! Was sie so wohlthätig zum Anhören der Predigten stimmt, würde ja auch uns stimmen! Was ihr Herz in Bewegung sezt, würde ja auch uns nicht kalt lassen. Wir haben ja ein Herz, so gut wie jene! Was ihnen möglich war, muß ja auch wol uns möglich seyn, wenn wir es recht und anhaltend wollen. Ich nahm mirs vor, als Beamter dazu mitzuwirken, so viel ich kann.

In manchen Kirchengebeten jenes Landes, hört' ich am Schluß ein Wort, das meinem religiösen Sinn wol that. „Betet für mich," sprach der Prediger; „ich will auch für Euch beten!" Dies erinnerte mich an die Fürbitten der Christen für einander, an ihre natürliche Entstehung, an ihren Geist und ihre Folgen. Mich dünkt, nichts ist natürlicher, als daß wir bitten für die, die uns nahe und lieb sind. Wenn wir sehen, daß sie etwas bedürfen; wenn wir es ihnen gerne geben mögten und es ihnen nicht geben können; — wenn uns der Gedanke kommt, sie könnten wol verlieren was sie ha-

ben, und wir doch nicht im Stande sind, es ihnen zu sichern; so müßten wir ja gar keinen Glauben an das Gebet, oder keinen Glauben an Gottes Macht und Liebe haben, wenn wir nicht für sie beteten. Aus der Liebe zu Andern, aus dem Gefül ihrer Bedürfnisse, und eigner Ohnmacht, aus dem Glauben an Gott, als erhörenden Vater, fließet natürlich Fürbitte. Wenn ich für einen Geliebten nichts mehr thun kann, und einen Gott kenne, der Alles kann; so erhebt sich mein liebendes Herz ganz von selbst zu dem Gebet: gieb Du ihm doch, was ich ihm nicht zu geben vermag! Und eben so natürlich ist es, daß man Andere um ihre Fürbitte bittet. Wenn man so Manches bedarf, was nur Gott geben kann; wenn man weiß, daß Er es dem glaubigen Gebete geben werde; und seine Schwäche, seinen Kleinglauben fült, wie drängt es uns da, jemand um seine Fürbitte zu bitten, den wir für stärker und glaubiger halten, als wir selbst sind! — Diese innere Gemeinschaft vor Gott, dieser Geschwistersinn hat denn auch die gesegnetsten Folgen für den Christensinn. Er fließt aus Vertrauen, uud nährt Vertrauen; fließt aus Bruderliebe, und nährt

Bruderliebe. Fürbitte knüpft es fester, das wolthätige, geistige Band, das zwischen Christen und Christen, zwischen Christen und Christus seyn soll. Aber m. L. wir müßten auch von Herzen für Andere beten, wenn wir zur Fürbitte aufgefordert werden. Dies geschieht bei jeder öffentlichen Gottesverehrung. Wir sollten nicht unsere Aufmerksamkeit darauf richten, für wie Viele und für Wen wol gebetet werde, sondern selbst für sie beten, mit christlicher Bruderliebe und christlichem Sinn. Wir sollten es nicht dabei bewenden lassen, Andere zur Fürbitte für uns aufzufordern; sondern selbst für uns, und unaufgefordert, aus freiem Triebe der Liebe, auch für Andere beten! Sonst entfernen wir uns von Gott; sonst gewöhnen wir uns an den Wahn, daß Andere etwas für uns thun könnten, was wir selbst doch thun sollen. Die Gemeinde solte nicht blos ihre Prediger auffordern, für sie zu beten; sie solt' auch für die Prediger beten; denn warlich! sie bedürfen Weisheit, Kraft, Muth und Leben, um es recht zu führen ihr Amt. Aber wir solten auch nicht blos Fürbitte für Andere thun, sondern auch Andere

um ihre Fürbitte ersuchen. Es scheint einen gewissen Vorzug voraus zu setzen, wenn man für den Andern bittet. Es ist, als erwarte man eher Erhörung, wenn man selbst betet, als wenn der Andere bete. Bittet man also Andere nie um ihre Fürbitte; so wird man leicht zum Stolz verleitet, der allen Christensinn tödtet. Nein, beides muß zusammen seyn. Im Gefül unserer Gleichheit vor dem Erhabenen, muß der Christ sagen: „bitte du für mich; ich will auch für dich bitten."

Ich sah Menschen, die kein Familienband und kein anderes Band zusammenhielt, und die doch so innig fest mit einander verbunden waren, die sich so herzlich liebten, sich ihres Zusammenseyns so innig freuten, Freud' und Leid so treu miteinander trugen, wie es die nächsten Verwandten, die wärmsten Freunde sonst nur thun. Und dies Band war nichts anders, als Liebe zu Jesus und zu seinem Evangelium. Auch mich schlossen sie gleich in ihren Kreis, ob ich gleich keinen unter ihnen kannte; sie nahmen mich mit einer Liebe auf, die auch meine Liebe belebte, und ich fülte meinen Christen-

sinn durch sie gestärkt und belebt, wie er selten durch etwas Aeusseres belebt worden ist. O! dacht' ich, wenn doch die warmen Christusverehrer an allen Orten, sich so zusammenhielten, sich so verbänden in Liebe, und sich gemeinschaftlich stärkten in ihrem Christensinn! Wenn sie doch auch, wie jene Leute zusammen kämen, die Bibel besser zu verstehen, und ihr eignes Herz, und den Weg zu ihrer Besserung, und die mancherlei Irrwege, die davon abführen! Es wäre ja da von Sektenwesen nicht die Rede! Die Christen könnten verschieden denken über manche einzelne Wahrheit des Christenthums. Nichts Aeusseres dürfte sie bezeichnen und auszeichnen. Nur Vertrauen und Liebe zu dem Herrn; nur brüderliche Liebe müßte sie verbinden! Weit davon entfernt, einen gewissen Dünkel in sich zu nähren, als ob sie etwa besser als Andere seyen, müßte der ächte Geist der Demuth sie täglich mehr belehren: Weit davon entfernt, ihr Christenthum in eine gewisse Empfindelei zu setzen, und darüber unthätig zu werden, müßten sie sich stärken in dem Triebe, zu wirken, dieweil ihr Tag ist, so wie ihr Herr, treu zu brauchen ihre Zeit,

ihre Kräfte und jede Gelegenheit, so wie Er. Gewis würde dadurch ihr Christensinn, und ihre Liebe zu dem Großen, Einzigen gewinnen, die der Grund aller Sittlichkeit des Christen seyn soll!

Hundert und elfter Brief.

Maydorf an Edelwald.

Frankfurt.

Du wirst jezt schon längst wieder bei Deiner Aeone seyn, und Dich von den Ermüdungen der Reise, in ihren Armen und an ihrem Herzen erholt haben. Ich treibe mich noch unter fremden Menschen herum, sehne mich aber herzlich nach Wesen, die mir näher sind. Und doch reut es mich nicht, bis jezt hier geblieben zu seyn. Nicht nur des Theaters willen, wiewol es ziemlich gut ist. Auch nicht wegen der Gesellschaften, ob ich sie gleich weit gebildeter und geistreicher finde, wie ehemals. Aber ich habe Einer Feierlichkeit beigewohnt, die mich mehr intereßirte, als alle Lust-, Sing- und Trauerspiele, die man auf einem Theater geben mag. Es war die Todtenfeier eines reichen Kaufmanns, Namens Bernard, in Offenbach, einem schönen Fleken, eine halbe Stunde

von hier, über dessen Wolthätigkeit, Dienstfertigkeit und thätige Menschenliebe nur Eine Stimme war. Sie wurde nicht acht Tage, sondern ein Jahr nach seinem Tode gefeiert, und mit einer Rührung gefeiert, als ob er erst gestern gestorben wäre. Dabei war die Feier äußerst anständig und zwekmäßig. Das kleine, meist durch seinen Betrieb erbaute Theater, das durch die Todtenfeier zugleich eingeweiht werden solte, war schwarz dekorirt. Eine weiße Aschenurne stand in der Mitte, auf einem Postament; in dem Hause herrschte eine Todtenstille. Es wurde von Freunden und Freundinnen des Seeligen, eine, von dem bekannten Tonkünstler Andre rührend komponirte Kantate gesungen, die auf Alle, die den Edlen gekannt hatten, mächtig wirkte, und sogar auf mich, dem er unbekannt war. Jezt trat ein schwarzgekleideter, ältlicher Mann, (ich hörte, es sey ein angesehener, ausländischer Geistlicher) langsam und feierlich auf, und redete. Ich habe durch die dritte, vierte Hand, eine Abschrift der Rede erhalten, und lege sie Dir bei. Wie er sprach, weiß ich warlich! nicht. Ich hörte nur, daß er mit der tiefsten Rührung sprach,

und allgemeine Rührung erregte, wozu freilich schon Alles durch den Anlaß selbst, und durch die Kantate gestimmt war. Auch mich stekte die allgemeine Rührung an. Meine Thränen floßen häufig; aber ich sage Dir, mir ist bei allen Freudenfesten nicht so wol gewesen, als bei diesem — Thränenfest. Zum Schluß wurde noch das bekannte:

„Aufersteh'n, ja aufersteh'n wirst du mein Staub" —

vierstimmig und mit sanfter Rührung gesungen. Ich vergaß, zu sagen, daß fast die ganze Gesellschaft schwarz gekleidet, gewißermaßen in Trauer war. Die Wittwe war, wie natürlich, nicht gegenwärtig; sie soll aber eine ansehnliche Summe für die Armen, an die Unternehmer geschikt haben, was ganz im Geist ihres verklärten Gatten war.

Es ist wirklich ein, in seiner Art Einziger Genuß, wieder einmal von einem Manne zu hören, der wirklich in unserer Zeit gelebt und so gehandelt hat. Daß er den Armen jährlich eine beträchtliche Summe widmete, will ich ihm nicht zum Verdienst anrechnen; denn er war sehr reich. Aber wenn er Kinder er-

ziehen ließ, so sah er selbst nach, ob sie gut verpflegt und erzogen wurden; wenn er für Kranke, Arzt, Arzenei und gesunde Kost bezalte; so war er manchmal selbst in der Krankenstube, und fragte nach der Verpflegung; wenn er junge Handwerker unterstüzte, so untersucht' er auch, ob sie ordentlich arbeiteten, haushielten und die Unterstüzung gut anwendeten. Das ist eigentlich die wahre Wolthätigkeit! Dabei war es ihm nicht genug, Leiden zu lindern, Mangel zu stillen, fortzuhelfen denen, die nicht fortkommen konnten. Es lag ihm eben so sehr an, Freude zu machen, seinem nahen und ferneren Kreis und dem ganzen Publikum. Da scheut' er keine Mühe; da konnt' er selbst mit arbeiten, daß ihm der Schweiß ausbrach. Und da hatt' er eine Gewandheit, eine Anstelligkeit, wie wenig Andere. Man hat mir davon eine Menge Anekdoten erzält, die Alle von dem Einen Sinn zeugen, wol zu machen, rings um sich her. Auch wurd' er so allgemein geliebt, daß fast Alles aus dem Fleken, Juden und Christen, seiner Leiche folgte, und kaum von dem Grabe wegzubringen war, als die Sturmgloke Feuer

verkündigte. Im Innern des Menschen ist doch immer etwas, das Edelsinn und Menschenliebe schäzt; selbst der Unedle, der Egoist schäzt sie, und das ist allverständlicher Wink, wozu wir organisirt sind.

Baillot, Esplandins Reisegefährte, ist von Paris zurük gekommen, und hat mir mit sichtbarem Schmerz erzält, wie tief sich Esplandin, in Ausschweifungen stürze, welche Summen er verschwende, und wie er immer mehr, den Sinn für das Große und Schöne verliere, der ihn sonst so zierte, ihn vor jeder groben Ausschweifung bewahrte, und wirklich sein guter Genius war. Auch dieser Genius wendet sich von ihm. Schon auf unserem Durchflug durch die Schweiz bemerkt' ich, daß ihn kein Naturreiz mehr anzog. Wenn die paradisischsten, erhabensten Gegenden vor uns lagen; so sagt' er wol: „pittoresk! gut gruppirt!" oder so etwas; aber bald gähnt' er Alles an, und schimpfte über die üblen Wege und das ungemächliche Fuhrwerk. Der schönste Wasserfall erinnert' ihn an eine Flasche guten Champagner, und jede Exkursion von der großen Straße, so viel Genuß sie auch gab, welche himmlische Aussichten

sie auch darbot, machte ihn übler Laune, weil er kein ordentliches dejeuner à la fourchette bekommen konnte. Ich war seiner Gesellschaft herzlich müde, so unterhaltend er sonst ist. In Genf lebt' er wieder auf. Da gabs Theater, Theaternymphen und andere, Consommés, feine Liquörs und Champagner. In Paris bestimmt' er den Vormittag zum Besuchen der Kunstwerke, und wir besuchten sie gemeinschaftlich. „Am Morgen nähren wir den Geist, der Rest des Tags ist für den Körper," sagt' er. „So will es die Natur!" Aber seine Natur wolt' es bald anders. Die feinen Soupers, denen er beiwohnte, die er zum Theil selbst gab, verzogen sich so tief in die Nacht, daß er spät aufstand, langsam frühstükte, also noch später ausgieng. Ermattet, mußt' er sich bald in einem Kaffeehaus restauriren, und so wurde wenig und immer weniger gesehen. Ich mußte mich von ihm trennen und meinen Kurs allein machen. Nur von Zeit zu Zeit traf ich ihn noch im Musée Napoleon oder im Theater. Doch beklagt' er sich jedesmal, daß wir uns so wenig sähen, und gab mir einige Rendes-vous, in einem Kaffeehaus. Ich hörte, daß

er meist ein Theater besuche, das man nicht um des Schauspiels willen besucht; einige Landsleute sagten mir am Ende gar, daß er eine Schauspielerin unterhalte; sein Aussehen zeigt wenigstens den bon-vivant, oder vielmehr den mal-vivant kenntlich genug. Auf der Reise sagt' er mir, daß er einen Kreditbrief auf 20,000 Livres habe: aber diese müssen längst durchgebracht seyn, und ich begreife nicht, woher er das Geld zu Befriedigung seiner Lüsternheit und Eitelkeit nehmen mag. Wirklich solte man die gute Amala vor dem Lüstling warnen, der geweis nicht auf halbem Wege stehen bleibt, sondern ein völliger Wüstling wird. Sinnlichkeit und Eitelkeit, denen man sich überläßt, verderben den Menschen von zwei entgegengesezten Seiten. Eine frißt immer das an, was die andere gesund läßt, und wenn sie ihr Werk vollendet haben, so steht ein ausgemachter Taugenichts da. Wirklich sollte man die gute, unschuldige Amala vor diesem Menschen warnen, der kaum vor fünf sechs Jahren ihrer werth war, da ihn seine Sinnlichkeit nur manchmal überwältigte, und es jezt durchaus nicht mehr ist. Man müßt' ihr bestimmt voraus sagen,

daß er sie unglüklich machen werde; und ich würd' es gewis thun, wenn ich sie persönlich kennte. Ob Du es thun wilst, muß ich Dir überlassen. Wenigstens weißt Du, daß Dein Wort gewis etwas bei der guten Seele gilt.

Rede

zur Erinnerung an das Leben des Menschenfreunds Peter Bernard, in Offenbach, gesprochen am Jahrsabend seines Tods.

Es war auch ein Abend — ach! eine so finstere, nur durch das Licht der Religion zur Nothdurft erhellete Nacht, da den Schwachen eine Stüze, den Rathlosen ein Rathgeber, den Betrübten ein Tröster, den Freudedurstigen ein Freudenschöpfer, da den Freunden ein Freund, den Feinden — nein! Er hatte keinen Feind,

— da den Menschen seines ganzen Kreises, ein Freund, da uns unser Bernard entrükt ward. Ja; entrükt mußt' Er uns werden. Wir hätten Ihn nicht hingegeben. Ach! wär' Er uns zu erhalten gewesen; hätt' Er nicht einen höhern Plan mit Ihm und mit uns gehabt, der allweise Menschenerzieher: Das öffentliche und leise Flehen, das Gebet, das sich in Worte ergießt, und das oft innigere, das sich in einem Blik zum Himmel, in einem Händeringen, in einem herausgepreßten Seufzer, in einer sanften aus dem Auge zitternden Thräne ausspricht; — das allgemeine Flehen von Menschen aller Klassen, und Denkungsarten, und Stände, von Juden und Christen, und Nicht-Christen — es hätt' Ihn uns erhalten. Entrükt wurd Er uns. Wir begreiffen's nicht, wie wenn Jemand plözlich verschwänd' aus unserer Mitte. Wir konnten so wenig glauben, daß Er todt sey, der so ganz Lebendige, als hätten wir nie etwas von einem Tode gehört. Aber Er wurd' entrükt, emporgerükt zu höherm Wirkungskreiß, höherm Genuß, höherm Leben. Diese nach einem Jahr noch gleich starke, diese nie verlöschende Liebe

in unseren Herzen, ist uns heiliges Pfand, daß er lebt, daß Er lebt. Eine aufgelösete Körpermasse liebt man nicht; und das Herz weiß wol, was es will, wenn es liebt, oft besser als der Kopf, wenn er denkt. Ja, edler Verklärter, du hörst uns, du siehst und verstehst die Thränen, die wir dir nachweinen; daß wir nicht dich beweinen, sondern uns. Du verstehst das Andenken gerührter Liebe, das heut' in so vielen lebt, die dein Blik erheitert, deine gebende Hand gesegnet hat. Dir entgeht sie nicht, die wehmüthig-dankbare Erinnerung eines Manns, dem du auch so manchen Beweis deiner thätigen Liebe gabst.

Aber dabei muß es nicht bleiben; durch bloße Worte, Rührung, Thränen, muß Bernards Andenken am wenigsten gefeiert werden. Von seinem schönen Leben rührend reden und singen, sich das Herz in Bewegung sezen oder sezen lassen, so eine Denkfeier wäre seiner nicht werth. Bei ihm war nichts, blos Wort, Empfindung, Thräne. Alles wurde zur That. So muß es auch bei uns seyn. An ihm haben wir gesehen, was Dienstfertigkeit, Gefälligkeit, Wolthätigkeit, mit Einem Wort, Hu-

manität, Menschenliebe vermag, und was sie wirkt; wie freiwillig, allgemein und dauernd sie ist; die liebevolle Verehrung, die man dieser Tugend darbringt. Noch lebt das Andenken dieser Tugend in uns, wenn auch der Mensch, der sie übte, uns nicht mehr sichtbar ist. Im Gegentheil! Er lebt ein schöneres Leben. Die Perle der Tugend, auf den schwarzen Sammtgrund des Grabs gestikt, zeigt sich in ihrer ganzen Reinheit, in ihrem ganzen Werth, Nachahmung seiner Humanität sey also der wahre Zwek dieser Gedächtnißfeier, der ächte Beweis unserer Dankbarkeit und Liebe zu Ihm. Wir können nicht Alles, was Er konnte; aber wir können viel, wenn wir nur und ganz so wollen, wie Er, und unsere Kräfte so brauchen wie Er. Jede Ihm nachgeweinte Thräne sey denn befruchtender Thau für den schönen Baum der Humanität, dessen Wipfel sich über die Wolken hebt. Wie wir uns vereinigten zur Feier seines Todes; so wollen wir uns vereinigen zur thätigen Feier seines Lebens! Sein Gedächtnißfest sey ein Bundesfest zu thätiger Menschenliebe, im weitesten Sinn des Worts.

Sicher macht Ihm das große Freude. Sicher dankt Er uns einst dafür, als für die schönste Frucht seines Lebens. Denn — Bernard lebt ja! Und, wir sehen Ihn wieder! Wie aus einer unsichtbaren Welt tönt es uns herüber, gerad' an diesem Tage: *)

Auferstehn wirst du, mein Staub: ja, aufersteh'n. Und unser Herz sagt: Amen.

*) Es war der Ostertag.

Hundert und zwölfter Brief.

Edelwald an die Fräulein Amala Lindow.

Werdau.

Ich bin nicht so glüklich, Ihnen, meine gnädige Fräulein, genau bekannt zu seyn. Vielleicht haben Sie Mühe, sich aus Hannover her, des Manns zu erinnern, der sich gewöhnlich in dem Br— und W—ischen Zirkel fand, und Ihnen einmal, entzükt von Ihrem ausdruksvollen Spiel, eine neue Beethoven'sche Sonate gab, die Ihren Beifall in so hohem Grad erhielt. Indeß weiß ich genug von Ihnen, von Ihrem zarten Sinn, und von der heiligen Tiefe Ihres Gemüths, um mich für Sie zu intereßiren, für die Glükseeligkeit Ihres Lebens.

Ja; glauben Sie mir: es ist von nichts Geringerem die Rede; nichts Geringeres zu verlieren, sind Sie in Gefahr.

Sie sind, wie ich höre, im Begriff, sich

mit dem Major Esplandin zu verbinden, der jezt in Paris ist. Man sagt sogar, daß der Ehekontrakt schon gemacht worden sey, eh' er die Reise nach Paris angetreten habe. Ich kenne diesen Esplandin seit vielen Jahren. Er hat viele liebenswürdige und manche achtungswerthe Eigenschaften; die lezteren, wenigstens gehabt; denn ich muß Ihnen sagen, Gnädige, daß er sich sehr zu seinem Nachtheil verschlimmert hat. Das Gellert'sche:

Freund; wer ein Laster liebt, der liebt
die Laster Alle

ist bei ihm — zwar noch nicht ganz in Erfüllung gegangen, aber es ist sicher auf dem Weg, erfüllt zu werden. Sie, mit Ihrem Herzen verstehen zwar gewis nichts von dem heillosen Zusammenhang der Laster, kaum etwas, von dem, sich immer fester knüpfenden Zusammenhang der Tugenden. Der Prinz Lique sagt mit Recht: s'il en coute, pour etre vertueux, on est bien mal né; und das ist wirklich Ihr Fall nicht. Aber eben deßwegen wird es Ihnen schwer halten, etwas Uebles von Anderen zu glauben, und am wenigsten, von dem, den Sie lieben. Einem Wesen, dem das

Gute, so natürlich, wie das Athmen ist, muß dieß nothwendig auch von Anderen erwarten. Und doch ist es wahr, was ich von Esplandin sagte. Er hat sich seiner Sinnlichkeit und Eitelkeit ganz hingegeben; er wird Sie sicher unglüklich machen, — Sie, mit Ihrem zarten Sinn, mit Ihrem weichen, sanften Gemüth, mit der Liebe im Herzen, die „Alles glaubt, Alles hofft, Alles duldet.“ Eine andere, männlich-festere, im Nothfall sich widersezende, imponirende, wol gar drükende, vielleicht nicht, oder weniger. Ich kann dieß voraus sagen, mit einer Wahrscheinlichkeit, die an Gewißheit gränzt; denn ich kenne Esplandin genau. Wir haben miteinander in Göttingen studiert; er war mein Freund, ohnerachtet seines Leichtsinnes, der oft auf eine unleidliche Art ausbrach. Er war offen, redlich und hätte viel für seine Freunde gethan, thats auch wirklich manchmal. Alles gieng indeß leidlich gut, so lang' er seinen Leichtsinn, seinen Hang zu Ausschweifungen und seine Eitelkeit noch nicht vertheidigen wolte: aber üble Lektüre und der Umgang mit ein Paar angenehmen Wüstlingen brachten ihn dahin, daß er seine Lieblingsnei-

gungen zu Maximen einer sogenannten Lebensphilosophie erhob, und seinen Hang zu Ausschweifungen als wesentlich in der menschlichen Natur begründet, sich selbst vorzuspiegeln suchte. Er war eigentlich ein abgesagter Feind vom Heiraten, so wie von jeder ernsten, dauernden Verbindung, die ihm in der Folge Zwang anlegen könnte. Aber seine Hülfsquellen waren erschöpft, reichten wenigstens nicht mehr hin; die schöne Amala zog ihn, den Kenner des Schönen, an; die sanfte, übergute Amala ließ ihn keinen Zwang fürchten, und die reiche Amala verschafft' ihm Mittel, nach seiner Weise zu leben, d. h. seine Eitelkeit und Sinnlichkeit zu befriedigen. Daß dieß sein Plan war und ist, davon hab' ich die unumstößlichsten Beweise in Händen, von denen ich aber nur im äußersten Nothfall Gebrauch machen kann und werde. So etwas verdienen Sie aber nicht, meine Gnädige. Es würde Sie höchst unglüklich machen, wenn Sie sich einst, und zu spät, davon überzeugten, daß es Esplandins Plan gewesen sey. Wie wenig reine Gegenliebe Sie außerdem, von einem solchen Manne zu erwarten haben, das bedenken Sie

selbst. Indeß kann ich Ihnen nicht zumuthen, daß Sie mir dieß Alles auf mein bloßes Wort glauben, da Sie mich so wenig kennen. Ich schlag' Ihnen also einen Versuch vor, bei dem Sie nicht verlieren und viel gewinnen können. Schreiben Sie Esplandin, man verkenne ihn so sehr, weil er schon vor seiner Reise nach Paris, auf einen Ehekontrakt bestanden, und Sie dazu vermogt habe, ihm Ihr ganzes Vermögen zu verschreiben. Ihre Verwandten, besonders Ihr Onkel, der geneigt sey, etwas streng zu urtheilen, halten dieß für Eigennuz. (Er hat sich wirklich darüber sehr bitter geäußert.) Sie seyen zwar weit davon entfernt, so etwas von ihm zu glauben. — Sie können und werden hier Ihr Herz reden lassen. — Allein es schmerze Sie doch gar sehr, daß man so von ihm denke; daß er nur den geringsten Schein von etwas haben solle, was ihm so fremd sey. Sie bäten ihn also, Ihnen eine schriftliche, vorzeigbare Erklärung zu schicken, daß er diese Stelle des Ehekontrakts, als nicht geschrieben ansehe, und es Ihnen überlasse, etwa nach Einem oder ein Paar Jahren, über Ihr Vermö-

gen zu disponiren. Ist er das, wofür Sie ihn halten; so wird er den Antrag gleich und gern' annehmen. Er ist es seiner Ehre schuldig. Es muß ihm höchst wichtig seyn, bei Ihrer angesehenen Familie und besonders bei Ihrem redlichen, allgemein geachteten Onkel aus einem so erniedrigenden Verdacht zu kommen. Nimmt er indeß den Vorschlag doch nicht an, und macht Einwendungen dagegen; so wissen Sie, Gnädige, woran Sie sind. Wenigstens können Sie es wissen. Denn gewis würde jeder Mann von Ehre, und der Sie liebt, ihn mit Freude annehmen, und nicht auf einer, auch so ganz ungewöhnlichen vorläufigen Bedingung bestehen.

Ohne Zweifel haben Sie oft Nachricht von Esplandin, aus Paris. Ich habe deren auch, durch seinen Reisegefährten erhalten, die mir aber sehr mißfallen und mich in meiner Ueberzeugung befestigt haben, daß er Sie nicht glüklich machen werde. Doch; ich will heute weiter nichts sagen. Wenn Sie den vorgeschlagenen Versuch machen; so wird sich Manches finden, und ich werd' entweder noch Manches sagen müssen, oder nichts mehr sagen

wollen, sondern Ihnen blos Glük wünschen zu einer Verbindung, von der die ganze Glükseeligkeit Ihres Lebens abhängt. Ich empfehle mich Ihrer Nachsicht, und bitte Sie nur, meine gute Absicht nicht zu verkennen.

Hundert und dreizehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kassel.

Sie haben mich durch Ihren Brief recht erschreckt, und recht böse gemacht, und am Ende doch in Verlegenheit gesezt. Ich dachte Anfangs, Esplandin sey wieder krank geworden. — Er war wirklich eine Zeitlang krank in Paris. — Als ich aber las, was Sie mir Uebles von ihm schreiben, da ärgerte ich mich über die Bosheit der Menschen, die einen Mann, wie Sie, so etwas bereden konnten. Doch als Sie mir gar von unleugbaren Beweisen redeten; da wußt' ich wirklich nicht, was ich denken solte. Gut und edel ist mein Esplandin; das weiß ich so gewiß, daß mich nichts in der Welt bewegen könnte, das Gegentheil zu glauben. Ach! wenn Sie seine Briefe läsen; so würden Sie allen Ihren Beweisen nicht mehr

glauben. Er wolte die Kunstschäze in Paris noch kennen lernen, wolt' einige Kunstwerke zu Verschönerung unserer künftigen Wohnung kaufen, was ihm auch gelungen ist, und wozu ich ihm einige Wechsel habe übersenden lassen, wolte zugleich die persönliche Bekanntschaft einiger großen Generals machen und dann, zurükkommen, in meine Arme und an mein Herz. Auch wär' er sicher schon zurük, wenn ihn nicht ein Fieber und der Handel um einige Kunstwerke, die er noch zu erlangen hofft, zurükgehalten hätte. Als ich es in Ihrem Brief las, daß er mich um meines wenigen Vermögens willen heiraten wolle, wurd' ich ganz roth vor Schaam und innerer Empörung. Nie hat er darnach gefragt, wie viel ich habe; und nachdem wir schon verlobt waren, wunderte er sich höchlich, daß ich noch ein Gut in der Wetterau besäße. Er hatte gar nichts davon gewußt. Den Ehekontrakt hab' ich durch einen Advokaten aufsezen lassen, den er mir auf mein Bitten empfal, und der Artikel von den wechselseitigen Vermächtnissen hab' ich eigentlich veranlaßt. Wir hatten oft davon gesprochen, daß ein liebendes Ehepaar Alles gemeinschaftlich ha-

ben und besizen solle, und daß ein getheiltes Interesse mit der Einheit der Herzen nicht bestehen könne, über die Esplandin so treflich sprach. An einem Morgen kam er zu mir und brachte mir ein förmliches Testament oder wie man es nennt, daß ich sein kleines Gut in Westphalen, wenn er früher als ich stürbe und wir kinderlos blieben, ganz von ihm erben solle. Ich fand es natürlich, das Nemliche zu thun, und ihm nicht nachzustehen; ich fragte den Advokaten um Rath und er entwarf mir den Artikel, ganz nach meinem Sinn. Sehen Sie, das ist die ganze Geschichte. Wie man darin nun einen so groben Eigennuz finden kann, das mögen Sie selbst entscheiden; denn man sagt ja allgemein, sie seyen ein ehrlicher und gerechter Mann.

Was Sie aber bewogen haben mag, mich so ernstlich vor Esplandin zu warnen, oder mich wol gar dahin zu bringen, daß ich mein Versprechen zurükziehen solle. Das begreif' ich nicht. Hat Sie Esplandin beleidigt, oder haben Sie einen andern Freund. — Nein; ich schäme mich, das auszudenken. Gewis sind Sie durch irgend Jemand getäuscht worden;

und die unumstößlichen Beweise — Nein; ich mag Sie nicht auffordern, mir sie vorzulegen, weil ich ihnen doch nicht glauben würde. Lieber will ich den Vorschlag eingehen, den Sie mir machen; blos um Sie zu überzeugen, daß Esplandin weit edler denkt, als Sie Alle glauben. Ich will ihm schreiben, man verkenne ihn; man halt' ihn für eigennüzig; man schreib' es seinem Eigennuz zu, daß er mich zum Vermächtniß meines ganzen Vermögens an ihn, bewogen habe, und das sey mir unerträglich. Ich bitte ihn also, mir eine Erklärung zu schiken, daß er durchaus davon keinen Gebrauch machen, sondern das Alles für nicht geschrieben angesehen wissen wolle, sobald ich es Anders wünsche. Seine Antwort sollen Sie selbst lesen, und dann sehen, welch einen Schaz ich in diesem edlen Herzen besize. Wirklich mußt' es aber ein Mann von dem allgemein-guten Ruf, wie Sie seyn, um mich zu einen solchen Schritt zu bewegen, den mir mein Esplandin vielleicht gar übel nehmen kann. Allerdings könnt' er es, wenn er nicht eine so herzensgute Seele wäre. Wie man sein Freund gewesen, und jezt nicht

mehr seyn kann, das begreif' ich nicht. Leben Sie wol, und empfehlen Sie mich unbekannt Ihrer Aeone, die so gut seyn soll, die also gewis nicht so streng über meinen Esplandin urtheilt, wie Sie.

Hundert und vierzehenter Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Wie mächtig doch Muth auf den Menschen wirkt! Was doch der Mensch kann, wenn er nur fest glaubt, er wird' es können! Hätt' uns.re evangelische Besserungsmethode auch nur das Eine Belebungsmittel, daß dem, nach Besserung sich Sehnenden, volle Vergebung und volle Hülfe, und die volle Liebe des Allvaters versinnlicht, also voller Muth in ihm gewekt wird; so überträfe sie schon darum alle Andere, die man je vorgeschlagen und versucht hat. Sie solten jezt meine Selane sehen. Sie hatte gefehlt, sich vernachläßigt, fülte ihren Fehler, wurde darüber muthlos, und vernachläßigte sich immer mehr. Ohne Muth hätte sie nie anders werden können. Wegen ihrer Vernachläßigung glaubt' sie meine Liebe verloren zu haben, hatte die Hoffnung aufgegeben, sie je wieder zu

erlangen, und so bemühte sie sich auch nicht mehr darum. Wär' ich ihr nicht zuvorgekommen mit Liebe, wir wären uns immer ferner, fremder worden, und sie wäre herabgesunken zu einem gemeinen Weibe, ich vielleicht zu etwas noch Aergerem; denn unser eheliches Verhältniß ist der Boden, der jeden Keim von Sittlichkeit und Unsittlichkeit in uns nährt, je nachdem Einer hineingepflanzt ward. Nur hohe Religiosität kann den Menschen erheben über ein Mißverhältniß in der Ehe, und ein Mensch muß schon sehr verdorben seyn, wenn er durch ein glükliches Ehe- und Familienverhältniß nicht besser wird.

Doch; was treib' ich mich mit Ihnen in diesen Allgemeinheiten herum? Von meiner Selane wolt' ich reden, und von unserem jezigen Verhältniß, das mich sehr glüklich macht. Selane thut nicht nur Alles, wovon sie ahnet, daß es mir wol machen könne, — und sie ahnet immer feiner; — sie übt sich immer mehr in Allem, was unsere müßige Stunden besser ausfüllen, womit sie mich angenehm unterhalten kann. Wie sie immer etwas Interessantes zu erzälen, und mich dann darüber zu fragen

weiß. Wie sie dann nach und nach, mehr aus mir heraus lokt, und mich nach und nach in ein belebtes Gespräch verwikelt, ohne daß ich mir bewußt bin, wie ich hinein kam! Alle Weiber haben eine gewisse Feinheit und bemerken leichter, wie wir. So hat sie denn auch bald bemerkt, daß man Andere besser unterhält, wenn man sie reden macht, als wenn man selbst redet; und daß wir Männer besonders, gerne belehren mögen. Sie läßt sich denn recht gutmütig belehren, fragt und zeigt sich dabei mit ihrer ganzen Kindlichkeit; die Stunden schwinden mir wie Minuten und sie lernt Manches, was zum Umtausch von Ideen nöthig ist.

Nur in einem Stük fehlt ihr noch die volle Kindlichkeit; sie ist zu ängstlich. Sie wagt nicht, mir viel zuzumuten, — weil sie mir nicht genug zutraut, — so sag' ich; oder weil sie nichts verdient, — so sagt sie. Sehr leicht fürchtet sie, mir etwas nicht recht zu machen; studirt mit einer gewissen Besorgtheit meinen Geschmak, und verliert darüber nicht selten den feinen, weiblichen Takt, der sicherer leitet, als alles Studiren, den wir kaum durch alles Nachdenken und alle Kombinationen zu

ersezen vermögen. Wir haben schon manche Unterredung darüber gehabt; ich hab' ihr gesagt, daß mir Alles äußerst zuwider sey, was dem Betragen gegen einen allgebietendem Sultan ähnele, daß sie sich in ihrem Wirkungskreis frei bewegen könne und solle, und daß mich nichts angenehmer überrasche, als wenn etwas veranstaltet werde, was ganz das Gepräge ihres Sinns trage. Wir sind übereingekommen, es sey Ein Hauptquell von der Langeweile in dem Leben der Großen, daß sich Alles nach ihrem Geschmak und ihren Winken richte, daß sie nur sich selbst fragen dürften, um zu wissen, was geschehen werde rings um sie her; daß sich Niemand und nichts in ihrer Nähe frei bewege, sie also durch keine Originalität, nicht einmal durch eine Individualität überrascht werden könnten, was doch zu den pikantesten geistigen Genüssen gehört. Ich las ihr sogar einmal die Szene aus Don Carlos, wo der Markis Posa, dem Tyrannen Philipp, seine, nie in das Ohr und die Seele eines Philipps gekommene Ansichten über Völkerregierung und Völkerwol vorträgt. — Ja, Wandulf, von solchen Sachen darf ich jezt meiner Selane

reden, — und wo das Neue, Unerwartete, Unerhörte, sogar einen Tyrannen anzieht und intereßirt. Sie solte daraus schließen, wie wol so etwas einem Manne thun müsse, der — kein Tyrann sey. Wirklich schloß sie auch so, hatte gewis den besten Vorsaz, kindlich-glaubender und kühner zu werden. Aber über kurz oder lang sinkt sie wieder in ihre alte Aengstlichkeit, in die Besorgniß, mir etwas nicht recht zu machen, mir zu mißfallen, weil sie mir Einmal mißfallen habe. Kein Kleid, kein Hut, kein Kopfpuz wird gewält, ohne daß ich es wäle; kein Mittag- oder Abendessen wird eingerichtet, keine Landpartie wird geordnet, ohne daß ich es thue. Sie fürchtet, mich durch irgend etwas zu überraschen, weil sie nicht wisse, ob sie die rechte Ueberraschung treffen werde. Mag ich ihr auch hundertmal sagen, daß ich schon dadurch angenehm überrascht werde, wenn ich sehe, daß sie mich angenehm überraschen wolle; daß sie meinen Geschmak hinlänglich kenne, um zu wissen, was mir angenehm sey, und nur durch ihre Aengstlichkeit verhindert werde; daß ich den größten Theil meiner Freude an etwas verliere, wenn ich vor-

her bestimmen solle, was und wie es mir Freude machen solle: sie fült das Alles wol, aber meist wird sie dadurch noch ängstlicher. Ich fürchte doch immer, ihr tiefes Reuegefül wird etwas Geknicktes, Zerdrüktes, in ihr zurükgelassen haben, was mir unbeschreiblich weh thun würde, weil sie so gut ist, und ich sie so sehr liebe. Auch ist dieß blos die Ursache, warum ich Ihnen davon schreibe. Ich fül', daß es an mir ist, ihr ihren vollen Muth, und jene Kühnheit des Glaubens zu geben, die so wol thut, wodurch man sich, mehr als durch Alles, geehrt fült, und ich ahne, daß ich bisher nicht die rechten Mittel gewählt habe. Rathen Sie mir doch, lieber Wandulf. Sie haben die Menschenkenntniß, besonders die Kenntniß des weiblichen Herzens, die mir noch fehlt. Ich werd' Ihren Rath pünktlich befolgen. Meine Selane weiß dießmal nicht, daß ich Ihnen schreibe; ich hab' also auch keinen Auftrag von ihr an Sie. Daß Sie ihr indeß ewig theuer seyn werden, das wissen Sie.

Hundert und fünfzehenter Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

Freilich haben Sie es mit dem besten Willen verkehrt angefangen, lieber Freund, um Ihre Selane freier, glaubiger, fester zu machen, um ihr Zutrauen zu sich selbst zu geben. Sie haben ihr viel davon vorgeredet, daß und warum sie nicht so ängstlich seyn solle; und davon schwindet keine Aengstlichkeit. Sie haben ihr gesagt, daß man bei dem Vorausgesehenen, Vorausbestimmten, wenig Freude habe; daß daher die Langeweile der Großen rühre u. dgl. Lieber; konnte das Selanen ihre ängstliche Besorgnisse nehmen? Sie sind dadurch vermehrt worden und mußten vermehrt werden. Aengstlichkeit ist eine Krankheit des Gemüths, also zu sagen: sey nicht ängstlich! ist eben so, als ob man den Kranken sagen wolte: sey nicht krank! Man muß Heilungsmittel brauchen, und nicht

viel Worte von der Aengstlichkeit machen, oder, wo möglich, gar keins. Sezen Sie also Ihre Selane in den Fall, daß sie handeln muß, nach eigener Wahl und allein nach ihr. Aber lassen Sie Ihre Absicht nicht merken. Dringende Geschäfte von Ihrer Seite, wie kleine Reise oder Abwesenheit, drängen von andern Seiten, so daß in dieser Zeit etwas entschieden, gewält, veranstaltet werden muß, mögen sie zum Handeln nach eigener Einsicht, Anfangs zwingen. Wenn dann gewält, oder das Nöthige veranstaltet ist; dann geben Sie vollen Beifall; bezeugen Sie Ihre Freude darüber, daß gerade so gewält, Alles gerade so veranstaltet worden sey. Lassen Sie das öfters kommen, und sicher wird sie Ihrem Geschmak und Urtheil mehr zutrauen. Geben Sie ihr auch manchmal einen Auftrag, etwas für Sie zu thun, zu besorgen, zu ordnen, wozu Sie selbst keine Zeit hätten, wenn Sie auch Zeit genug haben. Erlauben Sie ihr dabei keine Frage, keine Bitte um Leitung, weil Ihnen das doch immer Zeit raube. Sagen Sie ihr vorher, daß sie es gewis gut besorgen, und nach Ihrem Sinn ordnen werde; und — fin-

den Sie es auch so, wenn es eingerichtet und geordnet ist. Es ist weit wichtiger, daß Ihre Selane selbstständig werde, daß sie sich etwas zutraue, als daß diese oder jene Kleinigkeit eingerichtet und geordnet werde, ganz nach Ihrem Sinne.

Denn freilich — ich bin ganz Ihrer Meinung — kann leicht, nach jener Revolution in dieser weichen, ohnehin etwas schlaffen Natur, etwas Geknisktes, Zerdrüktes zurükbleiben; und das wäre nicht gut. Wer sich nichts zutraut, der kann und ist nichts. Die Kräfte, die man nicht in sich kennt, hat man nicht; es ist wenigstens eben so gut oder so übel, als hätte man sie nicht. Sie würden also am Ende, Alles einrichten und anordnen müssen, weil Selane nichts anzuordnen wagt; und das ist peinlich für einen Mann, sezt ihn vielleicht manchmal in üble Laune, die dann die Aengstlichkeit auf der andern Seite wieder vermehrt. Außerdem hat die ängstliche Gesezlichkeit bei einem weiblichen Wesen, so etwas Reizloses, Langweiliges; man vermisset das freie Bewegen, den — lassen Sie michs so nennen — den evangelischen Sinn im häuslichen Leben, so

peinlich; man ahnet so wenig Glük und Freude bei dem Andern, so lang' er unter diesem Joch des Gesezes seufzt, daß man selbst darüber, Glük und Freude verliert. Und endlich kann der kein rechtes Zutrauen zu Andern fassen, der kein Zutrauen zu sich selbst hat. Wenn der gewöhnliche Mißtrauische, den Grund seines Mißtrauens in Andern sucht, die er durch sein gelbsüchtiges Auge ansieht; so suchen ihn solche Menschen in sich selbst, da sie sich gar keinen Werth zutrauen, da sie nicht glauben können, daß es möglich sey, aus ihnen etwas zu machen, an ihnen etwas zu haben. Und so viel edler auch dieser lezte Grund seyn mag; die Wirkung ist nicht gut, wenn sie das Zutrauen zu Andern schwächt, ohne das keine innige Verbindung bestehen kanu. Also thun Sie Alles, um diesen Dämon zu verbannen, der im häuslichen Leben so wenig wie im Christenthum taugt, ein so bescheidenes, demütiges, wol gar frommes Ansehen er sich auch geben mag.

Hundert und sechszehenter Brief.

Aeone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen, lieber Wandulf, von einem schönen Fest erzälen, das wir unseren und mehreren andern Kindern veranstaltet haben, und das mir so viel Freude, wie irgend Einem von den Kindern gemacht hat. Maythal, meines Edelwalds Reisegefährte war einige Tage vorher angekommen; er ist unerschöpflich an Einfällen, um Freude zu machen, Hoffnung zu erregen, zu täuschen, und wieder zu erregen, Freuden zu verlängern, und dem Geringsten, eine Art von Interesse zu geben. Ihre (ein schöner Knix!) Ihre treue ergebene Dienerin soll auch nicht ganz, ohne diese Naturgabe seyn. Edelwald weiß so zu wälen, daß das Nüzliche, Belehrende immer mit dem Erfreuenden verbunden ist. Ich hatte so manchen geheimen oder lauten Wunsch der Kinder belauscht,

und so waren wir gehörig ausgerüstet, um ihnen ein rechtes Fest zu geben und uns mit ihnen. Ein Paar Tage vor Weihnachten fuhren wir nach Hannover, um dort einzukaufen; und wir brachten wirklich einen ganzen Apparat zusammen. Schwimmende Enten mit eisernen Schnäbeln, die man durch ein Magnetstäbchen hinzog, wohin man wolte; eben solche Fische, ein Paar laternes magiques, ein Mikroskop, ganze Puppen-Familien mit Mann, Frau, Kindern, und Domestiken, Häuser für sie, mit den nöthigen Appartements, einen Kramladen, zu dem ich schon viel gesammelt hatte, und noch Einiges einkaufte, ein arkadisches Schäfergärtchen, Hallische Schachteln mit allerlei bleiernen Thieren, eine Noahs-Arche, um sie darin anzubringen, bewegliche Männer, Weiber und Mädchen, kleine Bilderbücher, Schreibtafeln, Geräthschaften zum Nähen, Striken, Zeichnen; Honigkuchen, gesundes Zukerwerk, Kästchen von allerlei Art, und ich weiß nicht, was uns noch Alle auffiel. Schon einige Wochen vorher hatt' ich Brieftaschen, Menagéreau Chemisetten, Puppenkleider und allerlei Kleinigkeiten gemacht; und so war der Vor-

rath beisammen. Maythal hatte die Idee, wir wolten die Kinder noch mit etwas überraschen, was sie nicht erwarteten, da sie ein Christgeschenk allerdings erwarteten. Am Abend vor dem Christfest wurd' ihnen also ein gewöhnliches Christgeschenk bereitet; mit dem, durch Wachslichter beleuchteten Baum, mit vergoldeten Nüssen, Zukerwerk und Obst behängt. Eduard und Lony bekamen ihre nüzliche, lehrreiche, lange brauchbare Spielsachen, Eduard dabei ein neues Matrosenkleid, was er sich gewünscht hatte, und Lony eine Art von türkischem Kleid, was ich so gern' an kleinen Mädchen sehe. — Früher hatte Eduard ein Husarenkleid gewünscht, was er in Hannover gesehen hatte: allein ich lenkt' ihn ab davon, weil ich durch nichts Aeußeres, Glänzendes, zu einem Stande reizen mag, der sich durch äußeren Glanz und inneres Elend auszeichnet. — Auch alle andere Kinder, etwa zehen, erhielten etwas, was ihnen Freude machte. Sie mußten im nächsten Zimmer warten, und konnten es kaum erwarten, bis Alles bereitet war. Das Zimmer war stark beleuchtet, und nun wurde mit der Schelle ein Zeichen gegeben, daß sie hereinkommen durf-

ten. Sie kamen nicht; sie stürzten herein. Geblendet von der Herrlichkeit der vielen Lichter, wußten sie nicht, wohin sie sich zuerst wenden, was sie zuerst ansehen, anfassen solten. Der ganze Charakter der Kinder trat hervor. Eduard glühte im ganzen Gesicht, und starrte die für ihn bestimmten Herrlichkeiten eine Zeitlang an, eh' er sie berührte. Aber er vergaß über den Gaben, die Geber nicht. Mit funkelnden Augen kam er zu Edelwald und zu mir, umarmt' uns und — konnte kaum sein: „ich danke," herausstammlen. Lony hüpfte immer vor ihren Geschenken herum, nahm Eins nach dem Andern in die Hand, besah's von allen Seiten, zeigt' es den andern Kindern, versuchte ein Chemisettchen, wolte gleich die kleinen türkischen Hosen anziehen, traf aber bald wieder auf die Schafe und die arkadischen Schäfer und Schäferinnen, machte neue Entdekungen in dem Vorrath des Puppenanzugs, im Kramladen und überall. Einige lebendige Kinder jubelten laut, andere stillere standen erstaunt und entzükt eine Zeitlang da, ohne etwas anzurühren. Einem armen Mädchen, dem nie von so etwas Schönem geträumt hatte, standen die

Thränen in den Augen, es kam auf mich zu, reicht' mir die Hand und sagte: „Ach Gott! ist das für mich?" So genossen die Kinder mit Freude ihre Christgeschenke und wir die Freude der Kinder. Uns war so wol wie ihnen. Nachdem dieß genossen war, veranstaltet' sich nach und nach, etwas Dämmerung, und nun schwebte eine weiße, verschleierte Figur herein, stellte eine Schachtel für mich hin und schwebte fort. — Es war mein Kindermädchen, das sich so verkleidet hatte. Die Kinder fuhren Alle auf, mit einem lauten Schrei; das gieng über all ihr Erwarten und Denken, da sie ihre Christtagsgeschenke schon erhalten hatten. Es wurden wieder Lichter herbeigeholt; auf der Schachtel stand; „den guten Kindern in des Oberamtmanns Haus;" die Schachtel wurde geöffnet. Hier fand sich nun eine unzälige Menge großer und kleiner Päkchen, Alle versiegelt, und Alle mit einer Ueberschrift. Und was enthielten sie? Brauchbares und Unbrauchbares, Dinge, worüber man sich freute und worüber man lachte; Ridicule's und Entenpfoten; Menageren und Erbsen; Zwiebeln zum Wolgeruch, und geröstete Gerste

als Kaffeesurrogat. Die Innschriften waren zum Theil komisch, zum Theil lehrreich. Ein etwas eitles Mädchen bekam einen Ridicule mit der Innschrift: „trags, aber werd' es nicht;" ein anderes eine Menagére, und auf dem Päkchen stand: „verdiene du den Namen, den es trägt." Ein Päkchen mit einem silbernen Fingerhut, war bezeichnet mit: „Nadelbändiger;" und ein Nadelküssen mit Nadeln, mit: „Es sticht nach Innen." Einige Bohnen Kaffee waren überschrieben: „Je theurer, je süßer!" Ein ältliches Frauenzimmer, Mutter eines gegenwärtigen Mädchens, hatte einmal geklagt, daß sie so früh' ihre Mutter verloren und nie ein Christtagsgeschenk bekommen habe. Auch für sie war ein Päkchen da, mit der Ueberschrift:

> Ward dir, als Kind, auch nicht dies Kinderglük auf Erden;
> So soll dir heute noch, ein Christgeschenkchen werden.

In dem Päkchen war ein niedliches Brieftäschchen. Auch Edelwald und Maythal erhielten ihr Theil. Ich hatte heimlich etwas für sie, in die Schachtel geschoben. Maythal bekam ei-

ne Zeichnung unseres Flekens mit der umliegenden, schönen Gegend, und unserem Wohnhaus, von unserem zweiten Beamten, recht hübsch in Sepie gezeichnet. Edelwald, die Geßnerische Memorabilien der Zeit, in die ich alle Geburtstäge unserer Freunde und Freundinnen, alle schöne, genußreiche Tage, seit unserer Bekanntschaft, und selbst die, eingezeichnet hatte, die ich nur aus seinen Erzählungen kannte. Aber Edelwald hatte mir auch etwas eingeschoben, — ich begreife noch nicht, wie? — eine kleine Uhr an einem goldenen Kettchen. Auf dem niedlichen Schächtelchen stand: oben: „Auf dem Herzen zu tragen,“ und unten: „Von außen die Gabe, inwendig der Geber.“ Auch von Maythal fand sich etwas, nemlich ein niedlicher Ring von Federn, wie sie Hettlinger in Schafhausen macht.

O! Wandulf, was ist doch ein Christfest! Als ob auch uns ein Engel erschienen, und uns leise und doch Leib und Seele belebend zurief: „Ich verkündige Euch große Freude. Euch ist heut' ein Heiland geboren.“ Jedes Christgeschenk ist ein Abendmal für Kinder; Erinnerungszeichen an den großen Freudeschöpfer,

Pfand seiner Gaben und seiner Liebe. So wie sich ein Christfest naht, treten meine Kinderjahre lebendig vor meine Seele. Ich sehe den Baum mit den vielen Lichtern, und die goldenen Früchte daran, und die schön-gekleidete, rothwangiche Puppe und die Spielsachen, und die neuen Kleider, die ich zwar ohnehin bekommen hätte, die aber als Christgeschenke noch einmal so schön waren, und die Freude meiner Mutter. Ich höre das Jubeln meiner Geschwister, und singe die frohen und frommen alten Liedermelodieen: „Vom Himmel hoch, da komm ich her! — Nun kommt der Heiden Heiland!" innerlich oder vielmehr: sie werden mir vorgesungen, von meiner Phantasie und meinem Herzen. Ich werde wieder zum Kind, zum frohen, guten Kind, wenn ich meinen Kindern Christtagsgeschenke bereite. Mir wird beschehrt, indem ich beschehre.

Nein; nie solte man diese christliche Sitte abgehen lassen; die hohlherzigen Verstandsmänner mögen sagen, was sie wollen. Wär's auch nur, um uns einen lichten Punkt zu bereiten, auf den wir in jedem Jahr hinsehen, eine Anhöhe, auf der wir in unsere schöne, poetische

Kinderjahre zurükbliken können. Jedesmal auf das Christfest wird es dann den Menschen so wol. Man wird froh und fromm zugleich. Und so ists recht; so soll ja der Geburtstag dessen gefeiert werden, der die Menschen fromm und froh machen wolte, und auch Viele schon gemacht hat.

Ich bitte Sie nicht um Verzeihung wegen meiner kindischen und kindisch-weitläuftigen Erzälung. Mir ist wol dabei worden, wie einem Kind, als ich sie hinschrieb; und es könnt' Ihnen ja eben so werden, wenn Sie sie lesen. Hat sie keine Wirkung gethan; so sollen Sie am nächsten Christfest eine ganz ordentliche Beschehrung haben, und der Baum mit den Lichtern soll nicht vergessen werden.

Hundert und siebenzehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Kassel.

Sehen Sie nun wol, daß ich mich in meinem Esplandin nicht betrogen habe? Ich schrieb ihm gleich, nachdem ich Ihnen geschrieben hatte, wie sehr man ihn verkenne; daß man ihn für eigennüzig halte, und vorgebe, er hätte mich zu dem Ehekontrakt und zur Vermächtniß meines Vermögens beredet. „Ich weiß wol," sagt' ich, „wie unwahr das ist; denn ich hab' es Ihnen fast aufgedrungen, da Sie mir Alles vermacht hatten: aber ich kann es schwer tragen, daß man so schlecht von Ihnen denkt. Ich mögte, daß die ganze Welt wüßte, was ich in Ihnen gefunden habe." (Wirklich begreif' ich's oft selbst nicht, wie ein Mann von seinen Werth, auf eine so unbedeu-

kendes Mädchen fallen konnte, wie ich bin.) Kurz: ich sagt' ihm Alles gerade heraus. (Wie konnt' ich anders?) Man habe mich aufgefordert, ihn auf die Probe zu sezen, ob er wol den Ehekontrakt vernichten, oder mir eine schriftliche Versicherung geben werde, daß das Vermächtniß null und nichtig seyn solle, so bald ich wolle. Mir war indeß sehr bange, als der Brief abgegangen war. Ich fürchtete, er möge es übel nehmen; manchmal dacht' ich, es müsse ihn aufbringen, und in schwachen Stunden kam mir gar der Gedanke, er könne wol den ganzen Kontrakt zerreissen, und unsere Verbindung mit ihm. Denn was für reizende Mädchen wird er in Paris und auf der Reise kennen gelernt haben! Und welche könnt' ihm widerstehen? Ach! und dann wär' ich sehr unglüklich gewesen. Aber es kam ganz anders. Ich hatt' ihn gebeten, mir bald zu antworten, und wirklich erhielt ich Antwort, sobald es möglich war. O! Sie solten den Brief lesen, wie er die edelsten Gesinnungen athmet; wie er von Zärtlichkeit gegen mich überfließt! Wie er selbst meinen Reichthum (so nennt er es) verwünscht, weil er dadurch in einen solchen Verdacht habe kommen könneu. (Wirklich hätte ich

in diesem Augenblik selbst lieber arm seyn mögen.) Ich würde Ihnen den Brief selbst schiken, wenn ich mich nicht scheute, weil er so voll Schmeicheley ist, die nur ein so hochliebender Mann, wahr finden kann. Bei dem Brief lag eine feierliche Versicherung, daß die Donation durchaus ungültig seyn solte, so bald ich in seiner Gegenwart, vor Zeugen erkläre, daß es mein Wille nicht mehr sey. Nur um das Eine hat er mich gebeten, das Papier nie aus meinen Händen zu geben, was ich auch gewiß nie thun werde. O! ich werde nie Gebrauch davon machen. Hätt' es nur Werth für Esplandin; ich wolte mich blos deßwegen freuen, etwas zu besizen, um es in seine Hände zu geben. Zugleich giebt er mir die angenehme Hofnung, daß er bald zurükkommen werde, wenn ich ihm noch 2000 Dukaten durch Wechsel schiken wolte, die er nöthig habe zu Bezalung einiger Kunstwerke, die durch einen Engländer etwas hoch im Preiß hinauf getrieben worden seyen. Ich habe denn sogleich Anstalten dazu gemacht, und ihn den Wechsel geschikt. Bald werd ich ihm also wieder sehen, und an seiner Seite, an seinem Herzen, unbeschreiblich glüklich seyn.

Hundert und achtzechenter Brief.

Edelwald an die Fräulein Amala Lindow.

Werdau.

Ich begreif' es, theure Amala, daß Sie getäuscht werden, daß Esplandins Versicherung und Brief, Ihnen jeden Zweifel genommen haben würde, wenn auch einer in Ihre, mit allem Argen unbekannte Seele hätte kommen können. Aber ich beklag' es herzlich; denn Sie werden nichts destoweniger getäuscht. O! er weiß sehr gut, die feine Regel, daß Sie niemals Gebrauch von seiner Entsagung machen werden, als bis es vielleicht zu spät ist. Dabei bedingt er sich aus, daß das Papier nie aus Ihren Händen kommen solte; und kennt Sie zu genau, um sicher zu seyn, daß Sie es Niemand geben, vielleicht gar, Niemand zeigen werden. Kein väterlicher Freund von Ihnen, kann also Gebrauch davon gegen

ihn machen. Was wagt er denn dabei, da der Ehekontrakt in seinen Händen ist? Er hat Sie nur noch sicherer gemacht, und kann Geld borgen, so viel er will, denn man weiß, daß er durch den Ehekontrakt, Herr Ihres ansehnlichen Vermögens ist. In Paris hat er sich übrigens wenig um Kunstwerke bekümmert, und noch weniger, solche gekauft. Ohne Zweifel wird er einige schlechte Copien und nachgemachte Antiken mitbringen, und sie für kostbare Originale ausgeben. Das viele Geld, das er durch Sie und ohne Sie erhielt, hat er verschwendet in Ausschweifungen, die sich kein rechtlicher Mensch, und noch weit weniger, der Bräutigam einer Amala Lindow erlauben sollte. Das Alles weiß ich sicher, und durch seinen Reisegefährten, der zurükgekommen ist, und sich in Paris ganz von ihm getrennt hat. Ich weiß es voraus, daß Sie mir nicht glauben, daß Sie mir böse seyn werden: aber ich must es doch sagen, und thue es, weil ich muß, weil der redliche Mann nicht auf die Wirkung seines Warnens, sondern nur auf das sehen darf, was recht und gut ist. Ich bin bereit Ihren Widerwillen zu tragen: aber es kommt sicher eine Zeit, wo sie mir danken

werden. Und ich hoffe, nicht zu spät. Sobald Esplandin zurük ist, werd' ich selbst nach Cassel gehen, und mit ihm, Aug' im Auge reden. Bleibt mir dann kein anderes Mittel übrig, so muß ich Gebrauch machen von dem, was Ihnen unleugbar beweiset, welche Grundzüge der Mann hat, dem Sie Ihr Herz gegeben haben und Ihre Hand geben wollen, und der Keines von beiden werth ist. Ich darf so bestimmt reden, weil ich mir bewußt bin, daß mich nichts als die reinste Liebe zu Ihnen, zu einer guten reinen Seele leitet.

Hundert und Neunzehenter Brief.

Amala Lindow an den Herrn Oberamtmann Edelwald.

Cassel.

Ich habe Ihren empörenden Brief erhalten, gelesen, und schike ihn hierbei wieder zurük. Wär es mir möglich, einem Mann von allgemein guten Ruf, böse Absichten zuzutrauen; so würde ich sehr übel von Ihnen denken. Das thue ich nicht; ich will vielmehr glauben, daß Sie es gut mit mir meynen. Allein da ich das Gegentheil von allen dem weiß, was Sie mir sagen; so sind Ihre Warnungen eben so überflüssig, als unnüz. Und da es der Verlobten Esplandins nicht ansteht, herabwürdigende Aeußerungen von ihrem Verlobten zu hören oder zu lesen: so muß ich Sie bitten, mich mit allen schriftlichen und mündlichen Warnungen zu verschonen. Sie werden es mir nicht verdenken,

wenn ich Ihre Briefe unerbrochen zurükschike, und meinen Leuten sage, daß ich für Sie nicht zu Hause seyn wolle.

Nachschrift.

Das war wol zu hart, was ich in der ersten Empfindung gestern geschrieben habe. Verzeihen Sie mirs. Allein ich bitte Sie dringend, mir nichts mehr gegen Esplandin zu schreiben, und auch um seinetwillen oder meinetwillen nicht hieher zu kommen. Sie könnten mir nur wehe machen, und es könnte Ihnen doch nichts helfen. Ich bin Esplandins Verlobte, Esplandin ist gut, und ich bin fest entschlossen, seine Gattin zu werden.

Hundert und zwanzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter Rosalia Grambold.

Holdheim.

„Alter schüzt vor Thorheit nicht!“ sagt sonst das Sprüchwort, und wir sehen freilich oft genug, wie wahr es ist. Indes hat es mich doch diesmal davor geschüzt; denn hätt' ich mich nicht recht deutlich an mein Alter erinnert; ich wäre fähig gewesen, eine große Thorheit zu begehen. Du weist die Verirrung des guten, warmen Soltou, und erinnerst dich noch ohngefähr, was ich ihm geschrieben habe. Der Brief wirkte nicht gleich so, wie er wirken solte. Er kam zurük, und wolte am folgenden Morgen schon zu mir, wurde aber abgewiesen. Er kam mehrmals, und bat mich am Ende dringend, in einem Billet, ihm nur noch Eine Zusammenkunft unter vier Augen zu gestatten. Es hätt' eine, meiner un-

würdige Furcht verraten, wenn ich es ihm abgeschlagen hätte. Ich bestimmt' ihm also den folgenden Morgen um eilf Uhr. Mein ganzes Wesen, bis auf den Anzug war matronenhaft. Er wolte mir wieder von der Wärme seiner Liebe reden, aber ich verbat mir das so ernstlich, daß er sich endlich fügte, und sich nur auf seine vorigen Aeußerungen bezog. Jezt stellt' ich ihm denn die Thorheit einer solchen Verbindung noch einmal ruhig vor, und versicherte ihn am Ende, daß von so etwas durchaus nie mehr die Rede seyn dürfe, wenn ich nicht allen Umgang mit ihm abbrechen und ihn für meinen Ruhestörer halten solte. Das Lezte wirkte. Die Thränen traten ihm in die Augen; er stand auf, und sagte: „Nein, das will ich nicht werden. Das haben Sie nicht an mir verdient.“ — „Sein Sie ein Mann!“ sagt ich nun noch, reicht' ihm die Hand, und so gieng er. Nach diesem Auftritt sah ich ihn nur in meiner gewöhnlichen Gesellschaft, ließ ihn auch wol einladen, wenn ich außerdem noch Jemand bei mir sah. Hier lernt' er auch die liebenswürdige und hoher Liebe fähige Emma Klarfeld kennen. Lange hatt' ich das liebe Mädchen ins Auge gefaßt, und mir selbst gesagt,

sie sey doch noch eins von den Wesen, das einen Mann glüklich machen könnte. Und eben so sah ich Soltan an. Ich muß dir sogar gestehen — und warum solt' ich nicht? — daß ich mich fünfzehn bis zwanzig Jahre jünger wünschte, als er so innig gerührt, von mir gegangen war. Es ist weder durch Ausschweifungen, noch durch Libeleien abgestumpft, hat vielmehr noch die volle Energie des Herzens, die das liebedurstende, an Seel und Leib gesunde Mädchen bedarf. Er hat eine feine Bildung und einen wahren Ekel vor allem Gemeinen, wo es sich auch irgend finden mag. Seine Figur ist männlich schön, und seine Kenntnisse sind bekannt. Die beiden Menschen schienen mir schon längst für einander geschaffen; aber natürlich ließ ich keins von beiden, etwas davon merken. Nichts wirkt zwekwidriger, als die Aeußerung, daß man die Idee haben, zwei Personen zusammen zu bringen. Alle Unbefangenheit schwindet gleich. Der Entwikelungsprozeß der Liebe wird gestört. Die Herzen fülen sich in einer Beengung, in einem Zwang, der das stille, langsame Aufkeimen der Liebe hindert. Gewiß sind schon eine Menge Verbindungen zerstört worden, gerade durch das, wodurch man

sie befördern wolte. Das Einzige, was eine weise Vermittlerin thun kann, ist das, daß sie zwei Personen Gelegenheit giebt, sich kennen zu lernen, sich von ihrrr interessanten Seite zu zeigen und zu berühren, und dann still beobachtet, was es auf beide wirkt. Man muß sich aber sorgfältig hüten, sie aufmerksam zu machen, auf die ersten Stralen der Liebe, die sich zeigen. Auch vor diese Morgenröthe tritt sonst gleich eine Wolke, die den ganzen Tag trüben kann. Man muß nichts zu sehen scheinen, alles ruhig gehen lassen, bis der Mann es sich selbst gesteht, daß er liebe, und das Mädchen an seiner Befangenheit merkt, daß es die Liebe erwiedere, oder gar fürchtet, daß es zuerst und allein liebe. dann verschafe man dem Jüngling Gelegenheit, seine Liebe zu erklären, und suche das Vertrauen des Mädchens in Anspruch zu nehmen, dringe aber keinem Theil ein Bekenntniß ab, sondern warte bis sich die Herzen von selbst ergießen. Die zarte schöne Blume wird in ihrem ganzen Wachsthum gestört, oft zerstört, wenn man sie mit groben Händen oder auch nur durch einen Hauch, vor der Zeit öffnen will. Läßt man sie sich selbst entwikeln in einem guten Clima,

dann öffnet sie sich langsam, gleichsam schüchtern, aber schön. So hab' ich's auch bisher mit der lieben Emma und mit Soltan gemacht. Sie singt mit vielem Ausdruk, Soltan spielt den Flügel mit vieler Fertigkeit und innerem Leben, singt auch von ganzem Herzen und ganzem Gemüth. Ich ließ jedes allein und beide zusammen singen, übernahm auch manchmal eine dritte Stimme, so gut es noch gehen wolte. André in Offenbach hatte mir neue Musik zum durchsehen geschikt; beide mußten sie mit einander einstudiren, und thaten es gerne. Sie übten sich im Ausdruk des Zarten, Lieblichen, und er gerieth immer besser. Einst am Abend, da beide nur noch allein geblieben waren, stieß er in einem meiner Musikbücher, auf das bekannte: „Beglükt, beglükt, wer die Geliebte findet.“ Er sang und spielt' es mit einem Ausdruk' den nur das bewegte, belebte Herz eingeben kann. Und als er an die Strophe kam:

„Die Liebenden sind schon zu besser'n Zonen,
Auf Flügeln ihrer Lieb' erhöht;
Empfangen schon des Himmels goldne Kronen
Eh' ihr Gewand von Staub verweht.
Sie kümmern sich um keine Erdengüter,
Sind sich die ganze, weite Welt,

Und spotten dein, du stolzer Weltgebieter,
Vor dem Europa niederfällt.

da brach sein ganzes Feuer aus. Das höchste Entzükken lag in seiner Stimme, in seinen Augen, die nur manchmal einen verstohlnen Blik auf Emma warfen, und in seinem ganzen Wesen. Emma wurde roth und sichtbar verlegen. Ihr wars, als sänge er ihr alles, als sey ihr Herz verraten. Ich wußte nun, woran ich mit Soltan war, und auch fast, wie es mit Emma stand. Gewißer wurde ich über sie, als sie die schöne Schiller'sche Geisterstimme der Thekla sang:

Wo ich sey, wo ich mich hingewendet *)

denn als sie an die Stelle kam: „Hab' ich nicht geliebet und gelebt?" — stokte sie, und ihre Brust flog. Aber als beide gar das Duett aus Axur sangen:

Hier, wo die Frühlingslüfte —,

und an die Stelle kamen:

Zu unsrer Wonne Gnüge
Uns einzig dieses Herz —

*) Bekanntlich war es Antwort auf die Anfrage an den Dichter, was aus seiner Thekla im Wallenstein geworden sey.

da bebten die Stimmen, der Athem stokte. Sie hatten sich gesagt, daß sie sich liebten, ohne sich etwas sagen zu wollen. Es war ein köstlicher Augenblik für mich; denn Soltan mit seinen glüheneen, liebedürstenden Herzen wäre sehr unglüklich worden, wenn Emma seine Liebe nicht hätt' erwiedern können. Jezt will ich dem guten Soltan Gelegenheit geben, mich allein zu sprechen, ich will ihm das Bekenntniß seiner Liebe erleichtern, weil er ohne Zweifel, wegen meiner so schnell eingetroffenen Voraussagung, etwas in Verlegenheit seyn wird. Dann will ich mit Emma reden, und ich denke, es wird alles gut gehen. Ihre Vormünder werden nichts gegen die Verbindung haben, weil Soltan in einem allgemein guten Ruf steht, und eine Familie sehr gut versorgen kann. So werd' ich denn noch den hohen Genuß haben, das Glük von ein Paar guten Menschen befördert, wenigstens dazu beigetragen zu haben. Sage mir doch, wie es dir nach meiner Abwesenheit geht, und in welchen Verhältniß du mit deinem Grambold lebst. Du kannst denken, wie sehr es mich interessirt, und daß mir nur das noch zu meiner vollen Zufriedenheit fehlt.

Hundert ein und zwanzig-ster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Wie doch mancher gute Mensch zum Unglük bestimmt zu seyn scheint! Sie wissen die unglükliche Verbindung, in die sich die trefliche, nur zu schwache und charakterlose Amala Lindow mit dem Wüstling Esplandin eingelassen hat. Er hat in Paris ohne Ziel und Maas ausgeschweift, hat dem leichtgläubigen Mädchen mehrere tausend Louisd'or abzuschwäzen gewußt, hat sich ihr ganzes Vermögen verschreiben lassen, und jezt ist sie — seine Gattin. Ich habe schon einige Schritte gethan, um sie vor dem Unglük zu bewahren. Ich habe sie gewarnt, habe sie versichert, daß die unläugbarsten Proben von Esplandins niederträchtigem Plan in meinen Händen seyen; habe sie zu einem Schritt bewogen, den aber die gute, schwache Seele nur

halb gethan, und wodurch der schlaue Esplandin sich in ihrem Vertrauen nur noch fester gesezt hat. Indeß hofft' ich die Verbindung wenigstens zu hindern, wenn sie auch die Paar tausend Louisd'or verlieren mußte. Ich hatte nemlich bestellt, daß mir ein Freund sogleich von Esplandins Ankunft Nachricht geben solle. Ich wolte dann seine eigene Briefe zu mir nehmen, in denen er mir seinen ganzen Plan auf Amala oder vielmehr auf ihr Geld, ohne Scheu vorlegt, und seine Lebensphilosophie vorträgt, nach der es an den Fingern abzuzälen ist, daß Amala unglüklich werden muß. Ich wolte sie ihm erst allein vorlegen, und sehen, ob er nicht freiwillig von einer Verbindung mit dem unschuldigen Schaaf abstehen wolle. — Vielleicht hätt' ich ihn durch ein Versprechen, ihn noch einige tausend Thaler von Amala zu verschaffen, dazu gebracht. — Im äußersten Fall wolt' ich aber die Briefe der guten Amala selbst vorlegen, Esplandin auch mit ihrer Auslieferung an Amalas Onkel bedrohen, und so die Verbindung hindern. Aber der schlaue Esplandin ist diesem allen zuvorgekommen. Ohne Zweifel hat ihm Amala geschrieben, daß ich ihr mit unläugbaren Bewei-

ſen von ſeiner Denkungsart gedroht habe, hat ſich ſeiner Briefe erinnert, und nun leicht gefunden, daß er vor ſeiner Verbindung mit Amala nicht mit mir zuſammentreffen dürfe. Was thut er alſo? Er bittet Amala von Paris aus, ihm bis Frankfurt entgegen zu kommen, aber Niemand etwas davon zu ſagen. Indeß weiß er ſich die nöthige Trauungserlaubniß zu verſchaffen, am Abend kommt Amala an, und am folgenden Morgen um zehen Uhr ſind ſie getraut. Mein Freund in Caſſel ſchreibt mir, daß Esplandin und Amala, als Ehepaar zurükgekommen seien. Was iſt nun zu thun? Eine ſo eben angefangene Ehe zu ſtören, die vielleicht doch, troz aller vorgelegten Beweiſe, beſonders bei Katholiken, nicht getrennt werden kann? Soll ichs geſchehen laſſen daß Esplandin Amalens Vermögen durchbringt, ſie auf einem einſamen Gut ſchmachten, und am Ende gar mit ein Paar Kindern ſizen läßt? Ein Menſch, der ſo ſchnell verſank, iſt zu allem fähig. Rathen Sie mir, lieber Wandulf. Ich weiß, Sie haben auch einmal ſo ein unſchuldiges Schlachtopfer der Lüſternheit gerettet. Ich bin in großer Verlegenheit, und erwarte Ihre Antwort ſehnlich.

Hundert zwei und zwanzigster Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Warlich! es ist Schade um Amalens schönen Glauben an menschliche Lieb' und Treue, daß er so arg getäuscht werden soll, was sie doch früher oder später selbst finden wird. Das wird dieß schwankende Rohr ganz kniken und zur Erde beugen, da dieser Glaube der einzige feste Theil ihres Wesens ist. Ich höre auch, ihr Onkel hat noch einen Versuch machen wollen, sie von Esplandin abzubringen, ob er gleich seinen grenzenlosen Leichtsinn und seine Ausschweifungen bei weitem nicht all' kennt. Aber durch die schnelle Heirat in Frankfurt, ist der schlaue Roué allem zuvorgekommen. Jezt, lieber Edelwald, ist nichts mehr zu machen; wenigstens vorerst nichts. Die Ehe ist geschlossen und durch Alles, was Sie sagen und beweisen mögen, wird

sie nicht getrennt. Amalen könnten Sie vielleicht die Augen öffnen; aber sie könnte nur sehen, um sich namenlos unglüklich zu fülen. Wer nicht heilen und helfen kann, der ahme der Natur nach, die dem Schwindsüchtigen seinen sichern Tod verbirgt, und ihm durch die wolthätigste der Feen, die Hoffnung, bis ins Grab begleiten läßt. Freilich wird Amala einmal erwachen und fürchterlich erwachen; allein bis dahin hat sie doch süß geträumt. Warum wolten Sie ihr auch diesen Traum noch nehmen; das einzige Wolthätige, was ihr noch wird? Bis dahin hat sich vielleicht auch so viel ergeben, daß man ernste Maasregeln gegen den Wüstling nehmen kann. Ich rath' also, ruhig zu bleiben, und eine beßere Zeit abzuwarten. Kann es Gott zulaßen; so müßen wir es auch, da all unser Eingreifen mehr schaden als nüzen kann. Es zeugt von einem höchst irreligiösen Sinn, wenn man thut, als sey eine Sache ganz verloren, sobald Menschen nicht mehr helfen können. Nie steht es beßer, als wenn Gott allein helfen kann; und nie kann man ruhiger sein. Leben Sie wol.

Hundert drei und zwanzigster Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Ich vergaß neulich, Ihnen eine Frage zu beantworten, die Sie schon vor einiger Zeit an mich thaten, und die Ihnen sehr am Herzen zu liegen schien; oder die Wahrheit zu sagen, ich vergaß sie nicht ganz, dacht' aber, Sie würden nach einiger Zeit von selbst daran zurükkommen, und mir die Frage nicht mehr thun. Da Sie mich aber durch Freund R. haben erinnern laßen; so muß ich freilich antworten. Aber denken Sie wirklich noch im Ernst daran, Ihre Lony von der Mutter weg, aus dem väterlichen Haus in eine Pension zu thun? Und warum? Weil Ihre Aeone nicht Zeit genug hat, sich mit ihr zu beschäftigen, weil sie dann versäumt werden und verbauren könnte? Verbauren unter den Augen Ihrer Aeone und den Ihrigen?

versäumt werden, im siebenten Jahr, da das Kind eigentlich nur seine Sinne üben, Glauben und Lieben, und sein junges Leben genießen soll? Kaum kann ich glauben, daß Sie das ernstlich fürchten. Die bloße Gegenwart der Mutter ist im siebenten Jahr mehr werth, als der beste Unterricht der besten Lehrerin; und wenn das Kind in Gegenwart der beschäftigten Mutter spielt, so lernt es mehr, als es von einer Genlis oder Rudolphi lernen könnte. Ueberhaupt ist das väterliche Haus das einzige Klima, in dem ein Kind, in den Jahren der Kindheit, gedeihen kann. Ein Mädchen, das noch eine Mutter hat, kann fast an keinem andern Ort gedeihen. In dieß verschloßene Beet hat der weise Gärtner die zarten Pflanzen gesäet, daß sie da erst eine gewiße Konsistenz erhalten und dann mit Sicherheit in das freie verpflanzt werden. Jedes fremde Erziehungshaus, ist ein Treibhaus, in dem man Sonnenwärme durch Ofenwärme ersezen will, aber nicht ersezt. Allerdings giebt es Fälle, wo weibliche Erziehungsanstalten nothwendig, also auch wolthätig sind. Haben Mädchen ihre Mütter frühe verloren; ist die Mutter so kränklich, und die Zahl der Kinder so gros,

daß sie ihre Töchter schlechterdings vernachläßigen muß, — ich sage: muß; oder wäre sie so wenig Mutter, daß in den Kindern durchaus, weder Zutrauen noch Liebe aufkeimen kann: so muß freilich in einem fremden Haus, durch fremde Personen das geschehen, was unter den vorliegenden Umständen, im väterlichen Haus nicht möglich ist. Man läßt sich ja auch wol fremde Zähne einsezen, wenn die eigenen fehlen. Aber diese Surrogate wirken und sind meist, wie die Kaffeesurrogate. Es ist Alles, nur kein Kaffee. Die Mutter, die nicht selbst ihr Kind stillen kann, muß freilich eine Säugamme nehmen: aber wenn auch der Körper des Kinds genährt wird, so gut wie durch die Mutter, sein Herz wird nicht durch Liebe genährt, wie es die Mutter thut. Und nun gar, unsere gewöhnliche weibliche Bildungs- oder vielmehr Verbildungsanstalten! Es sind Finanzspekulationen von pfiffigen Frauenzimmern, die keine Männer gefunden haben, und sich gern ein Kapitälchen für ihr Alter sammlen möchten. Diesem Zwek gemäs wird auch das ganze Wesen oder Unwesen eingerichtet. Möglichst hohe Pensionen, und höchst spärliche Kost. Mancherlei für den äußern Glanz,

und wenig für den innern Werth. Die Mädchen lernen etwas Zeichnen, Stiken, ein Paar Sonaten klimpern, einige unverstandene italienische Arien mechanisch hersingen, machen einen Cours d'histoire, de Geographie et de Mythologie, so weit das angeschafte Heft der Madame l'institutrice oder das Zusammengeschriebene eines brodsuchenden Privatlehrers reicht, lernen niedlich französisch tanzen, sich puzen, minaudiren, radotiren, kokettiren, besonders aber fertig französisch plaudern, was in unseren Tagen das Wesentliche der weiblichen Erziehung ist. Von den nothwendigen weiblichen Kenntnißen, Bekanntschaft mit den menschlichen, besonders dem kindlichen Körper, und einer guten, darauf gebauten Diätetik, Bekanntschaft mit den, im weiblichen Kreis vorkommenden Natur- und Kunstprodukten, von Fertigkeit im Nähen, Fliken, Stopfen, nnd Führung eines Haushalts, ist nicht die Rede. So etwas ist zu bürgerlich, zu gemein. Nicht zu Hausfrauen, zu guten Müttern, sondern zu Hofdamen werden die Mädchen erzogen; zum Aufsehenmachen, zum Glänzen, nicht zum stillen häuslichen Leben. Solt' Ihre Lony etwa auch so etwas werden?

Nein, lassen Sie sie immer noch lange bei der Mutter. Sie werde vorerst eine gute Tochter, eine gute Schwester, ein gutes Mädchen; sie lerne Lesen, Schreiben, Rechnen, sie bilde ihr Denkvermögen aus, durch Erzälungen, Pestalozzische Uebungen, kleine Aufsäze, und ihr Herz, durch das schöne Verkehr der Liebe, das zwischen Aeltern und Kindern, besonders aber zwischen Mutter und Tochter besteht. Sie übe sich im Nähen und Striken, helfe der Mutter in ihren häuslichen Geschäften, oder wähne nur, ihr zu helfen, damit sie Intereße dafür bekomme. In ruhigen Abendstunden zeichnet ihr die Mutter wol etwas leichtes vor, lehrt sie die Tasten und Noten auf dem Klavier kennen; übt ihre Finger, ihre Stimme, und ihr Ohr nach der so zwekmäßigen Nägeli'schen Vorschrift, wekt und bildet ihren religiösen Sinn durch biblische Erzälungen und eigenes Vorbild in Andacht und Verehrung alles deßen, was heilig ist; das Französische wird nach und nach auch geübt — Ihre Acone spricht es so fertig und rein, — und wenn der gute Saame denn recht aufgegangen, wenn das Gute zur Gewohnheit worden ist: dann schiken Sie sie auf ein Jahr oder einige,

nach Hannover zu einer Freundinn, oder nach Heidelberg zu der mütterlichen Rudolphi, oder nach Karlsruh, zu der kinder- und menschenfreundlichen Graimberg, oder nach Frankfurt in das Engelmannsche Institut, um dort völlig ausgebildet zu werden. Was ich nemlich vorhin von den gewöhnlichen Pensions gesagt habe, trifft diese drei Institute nicht, und ohne Zweifel, auch nicht manche andere die ich weniger kenne. Die Mädchen werden wie in einer guten Familie erzogen und zwekmäßig unterrichtet. Sie werden in jeder weiblichen Arbeit geübt, müßen sich abwechselnd der Haushaltung annehmen; über dem Innern wird nicht das Aeußere, und über dem Aeußeren nicht das Innere versäumt. Dort wäre sie gut aufgehoben. Aber immer die ersten Jahre im väterlichen Hause, unter den Augen und am Herzen der Mutter. Sie reden mir auch von Kloster- und sogenannter Herrnhutererziehung. Sie hat unleugbar viel Gutes, was in andern Instituten fehlt. Die Mädchen werden entfernt gehalten von der Welt, ihre Eitelkeit wird nicht genährt, so wenig wie ihr Hang zu sinnlichen, rauschenden Vergnügungen, dem Gift aller Häuslichkeit.

Durch sanfte religiöse Eindrüke wird auf ihr Herz gewirkt. Könnten die Menschen bleiben in dieser einfachen ruhigen Welt, wo es einen Tag wie den andern zugeht, und der Sonntag sich nur durch weniger Arbeit und mehr Andachtsübungen auszeichnet; ist auch nichts in ihnen, oder wird nichts aufgeregt, das sie heraustreibt; gehen ihre Neigungen nicht zu Leidenschaft über, sondern ihr Wesen bleibt von Natur in einem gewißen Gleichgewicht; so kann eine solche Erziehung sehr gut wirken, wie sie es denn auch schon oft gethan hat. Ein solches Wesen erhebt sich nicht über das gewöhnliche; aber es wird vollendet in einer glüklichen Mittelmäßigkeit. Das Mädchen bleibt ein züchtiges, bescheidenes Mädchen, wird eine folgsame Gattin, eine treue Verpflegerin ihrer Kinder und eine ordentliche, arbeitsame Hausfrau. Sie trägt, was getragen, entbehrt was entbehrt, und thut, was gethan werden muß, bleibt dabei freundlich und sanft. Wirklich ist das Alles, was unsere gewöhnlichen Männer bedürfen, und weit mehr, als sie verdienen. Aber kommen diese so erzogene Mädchen wieder in die Welt, in den Strudel von Weltvergnügungen und Weltzerstreuungen; so

fallen sie desto tiefer hinein, und versinken leicht darin, weil alles für sie den Reiz der Neuheit hat, und weil die plözliche Veränderung meist mit den Jahren der höchsten Reizbarkeit zusammen trifft. Oder sind es sehr reizbare, feurige Wesen, mit reicher Phantasie und vielbedürfendem Herzen; so erhalten sie sich mit Mühe in solchen Erziehungsinstituten. Ihre Phantasie fliegt heraus in die Welt, versezt sich in andere Lagen und an dem Verhältniße, die ihrem Ideal von Lebensgenuß mehr zusagen, und sie leiden darunter, weil sie nicht ganz und selbst heraus können. Dem Strom ihrer Leidenschaften ist ein Damm, gerade vorgebaut. Die Flut steigt, bricht endlich durch und zerreißt den Damm, der ihr im Wege stand. Ich sah Beispiele davon, die wol Schauer erregen konnten. Eh' ein Jahr vergieng, war ein solches Mädchen gerade das Gegentheil von dem, was sie vorher wenigstens im Aeußeren gewesen war, und was sie hätte werden sollen. Kein in der Welt erzogenes Mädchen war so kokett, und so lüstern nach rauschenden Vergnügungen, als gerade sie. Nein, das allbekannte:

Ou peut on être mieux,
Qu'au sein de sa famille, —

paßt auf Niemand so gut, als auf Mädchen.

Da haben Sie mein Votum in wenig Worten.

Hundert vier und zwanzig-ster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Ich bin mit Selane in Holdheim, bei der achtungs- und liebenswürdigen Adelaide B. gewesen, wohin ich sie schon lange, zu bringen gedachte, und wir haben einige sehr glükliche Tage bei ihr zugebracht. Soltan ist mit der angenehmen Emma Klarfeld verheiratet; beide scheinen sich innig zu lieben, und betrachten Adelaide als ihre Mutter. Sie hat die ganze Heirat gestiftet, oder vielmehr die Menschen einander näher gebracht, von denen sie ahnete, daß sie sich einander glüklich machen würden.

An dem Tage da wir ankamen, hatte sie Gesellschaft und auch ein Duzend französischer Offiziere bei sich. Aber wie sie sich hier in der Würde einer teutschen Frau zu erhalten wußte! Sie sprach französich mit denen, die keine an-

dere Sprache verstanden, aber es war ein Elsaßer dabei. Mit diesem sprach sie immer teutsch, ob sie gleich ihr französisch sehr gut und fertig redet. Es war nicht daran zu denken, daß die Unterhaltung allgemein französisch werden konnte; denn Adelaide sprach mit ihrer übrigen Gesellschaft teutsch, wenn nicht einer der Offiziere gerad' in das Gespräch verwikelt war. Sie hatte bald dieser, bald jener etwas zu sagen, was sie intereßirte, worüber sie gemeinschaftlich lachten, oder worüber sich mehrere wunderten; sie zeigt' ihnen einige neue teutsche Bücher, die sie bekommen hatte, unter andern den treflichen Aufsaz von Stolberg über unsere Sprache, im vaterländischen Museum. Kurz die Offiziere mußten in diesen Stunden alle wünschen teutsch zu können; und wenn es alle teutsche Weiber so machten, gewis würden viel' Franzosen teutsch lernen, so wie wir alle französisch lernen müßen, wenn wir nach Frankreich gehen wollen. Ueberhaupt hört' ich Manches von ihrer Art, die französischen Offiziere zu behandlen, das gewis allgemeine Nachahmung verdient. Sie bleibt ganz bei ihren teutschen Sitten und die Franzosen müßen sich fügen. Sie ißet um ein Uhr,

wie vorher, und die Offiziere, die sie zum Eßen bittet, müßen um eben diese Stunde kommen, kommen auch gerne. Ihre Küche ist gut, aber teutsch. Nur manchmal läßt sie eine Schüßel auf französische Art bereiten. Morgens nimmt sie gar keine Besuche, und Nachmittags nicht vor fünf Uhr an. Sie dauren höchstens bis neun Uhr. Wenn die Herren dann nicht gehen, so empfielt sie sich ihnen, und sagt, ihre Stunde sey gekommen. In ihren vertrauten Zirkel kommt kein Fremder. Jezt sind sie schon daran gewöhnt. Uebrigens unterhält sie ihre Gesellschaft sehr angenehm, sorgt auch dafür, daß sich gute Gesellschaft bei ihr findet, und ist äußerst höflich gegen die Offiziere. Solten es nicht alle unsere Weiber so machen? Sie können den gesellschaftlichen Ton angeben, und dürften ihn von keinem Fremden angeben lassen. Wenn wir selbst unsere Nationalität nicht ehren, wie können wir wollen, daß Fremde sie ehren? Wenn wir unsere Sitten so leicht gegen fremde vertauschen, müßen die Franzosen nicht einen schlechten Begriff davon bekommen, durch uns; — sie, die ohnehin, so wie die Engländer geneigt sind, alles zu verachten, was nicht bei ihnen einhei-

misch ist? Und was das Schlimste ist: werden wir nicht durch Annahme fremder Sitten und einer fremden Sprache uns selbst fremd werden; nicht aufhören Teutsche zu seyn? denn hat uns aber kein fremder Monarch und kein fremdes Volk unsere Nationalität genommen, sondern wir selbst. Und wir werden doch nie Franzosen werden, sondern ein unseeliges Mittelding, das zum Teutschen zu frivol und zum Franzosen zu unbehülflich ist. Teutschen und Franzosen werden wir unausstehlich seyn. Nirgends wird dieß Verleugnen eigner Sitten und eigner Sprache weiter und lächerlicher getrieben als in den sogenannten höheren Ständen. Dort ist es gemein, unanständig, sogar unhöflich, mit seines gleichen teutsch zu reden; nur wenn man mit einem bürgerlichen, zu dem Zirkel nicht gehörigen Menschen redet, wird das Teutsche gebraucht, als ob das Französische für ihn zu vornehm wäre. Könnten alt Adliche, oder Fürsten sich selbst mehr entehren und ihre ächtteutsche, auf ihre Teutschheit stolze Vorfahren, und die ehrwürdige Nation zu der sie gehören? Es giebt Nationen, die für alle heilige Gegenstände eine eigene Sprache haben. Will man etwa für die

Sprache der französischen Nation auch so eine Art von Heiligkeit erobern? Gut; es wäre fast das Einzige, was sie noch zu erobern hätte, das Einzige, was ihr in einer gewissen Periode fehlte. Aber warum unsere Fürsten und unser Adel, gerade die Werkzeuge dazu seyn müßen, das seh' ich gerade nicht ein. Doch, sie bleiben sich auch hier gleich, daß ihnen das Fremde Alles, und das Einheimische Nichts gilt. Sind sie ja zu Manchem, Werkzeuge gewesen, worüber sie jezt erstaunen!

Ein andermal — es war an einem Sonntag Abend — fragte sie ein Offizier, wie es ihr möglich gewesen sey, diesen Morgen bei der Kälte so lange in der Kirche auszuhalten, und was man nur so lange da mache? Er erfülle auch les devoirs de sa religion; das hieß: er gehe in die Meße; aber das daure nicht lange. Man würde allgemein sehr unzufrieden seyn, wenn einer ihrer Geistlichen einen Gottesdienst so lange hinziehen wolle. Dieß gab Anlaß zu einem Gespräche über Religion, Kultus, Gleichgültigkeit gegen beides und über den Unterschied zwischen dem protestantischen und katholischen Kultus. Der Offizier, der so gefragt hatte, war

ein ganz gemeiner, schlecht-unterrichteter Katholik. — Man findet deren viele, die von andern Seiten gebildet, und nur von dieser sehr vernachläßigt sind. — Er sah das Messehören für eine Art von Kour an, die man Gott zu machen habe; glaubte, alle Pflichten seiner Religion erfüllt zu haben, wenn er die äußerlichen Kirchergeseze beobachtete, d. h., wo möglich, alle Tage eine Messe hörte, zu gehöriger Zeit beichtete und sich absolviren ließe. Adelaide sagte ihm, daß sie nicht um Gottes- sondern um ihrer selbst willen zur Kirche gehe; daß sie dort für alles Gute neu erwärmt und belebt würde; daß sie belehrt würde, über manchen Punkt der Religion, der ihr noch nicht klar genug sey, und erinnert würde an manche Pflicht, die sich bei ihr in Schatten gestellt hätte. Davon verstand aber der Franzose kein Wort. Nur das Wort: Belehrung (instruire) fiel ihm auf. „Ach! die Lehre!" sagt' er, „diese ist für das Volk! Sie denken doch nicht, daß Ihnen so etwas nöthig sey, — à une Dame, si bien instruite!" — Adelaide versicherte ihn, daß sie das noch sehr bedürfe, und jeder Mensch, wie sie glaube; —

„auch Sie“ sezte sie freundlich hinzu. Und wenn man auch Alles wisse, was in der Predigt gesagt werde; so denke man nicht an Alles. Darum sey es nöthig, daß es uns vergegenwärtigt werde, damit es uns überall hin begleite, uns in stetem Andenken bleibe. „Das würde sehr langweilig seyn,“ meinte der Offizier; aber unsere Freundin widersprach ihm sehr ernsthaft. „Man hat nur Langeweile bei dem was uns nicht intereßirt. Und wie solte das uns nicht intereßiren, was die Würde des Menschen ist, ohne das er ein fein-sinnliches Thier wäre, was ihn zum Menschen macht? „Glauben Sie mir,“ fuhr sie fort, „ich habe keine glüklichere Stunden, als wenn ich mich entweder in der Kirche, oder in meiner Einsamkeit, zu dem Unendlichen erheben, mich mit meiner hohen Bestimmung beschäftigen, und die Erde mit ihren Erbärmlichkeiten vergessen kann.“ — „Ich bewundere diese Erhabenheit, ohne sie erreichen zu können. Wenn man indeß ein ehrlicher Mann (honnête homme. Die Franzosen sagen mehr damit, als der Teutsche ausdrükt) ist, und seine Pflichten erfüllt“ — „Das Erste ist sehr wenig, und das zweite

sehr viel. Und eben um das Lezte zu können, ist es nöthig, sich oft an seine höhere Bestimmung zu erinnern, und an den, der uns diese Pflichten vorschrieb, und sich zu stärken in dem Zutrauen, daß Er, wie ein guter Vater, uns nur das Gute vorgeschrieben und nur das Schädliche uns verboten habe. Jemand sagen, er solle nur seine Pflichten erfüllen, brauche sich aber mit nichts Religiösem zu beschäftigen; das kommt mir gerade so vor, als ob man von Jemand fordere, er solle den ganzen Tag arbeiten, brauche aber nicht zu essen. „Also die Kirche, ein diner?" — fragte der Hauptmann etwas spöttisch. „Ein Genuß allerdings!" erwiederte Adelaide. „Ich habe übrigens eine zu hohe Meinung von Ihnen, mein Herr, um zu denken, der Almanac des gourmands verzeichne alle Ihre Genüsse. Doch," lenkte sie ein, „die Unterredung wird zu ernsthaft für eine Theevisite, ich wolt' Ihnen nur offen mein Bekenntniß über diesen Gegenstand ablegen. Gehts jezt Ihrem Freund besser? — Es war ein anderer Hauptmann, der an einer Lungenentzündung sehr krank lag. — Der Of-

fizier war ernsthaft worden und antwortete ihr ehrerbietig.

Noch einmal: wenn doch alle Damen so wären, die Anspruch auf Weltton und feine Lebensart machen können! Wenn sie doch Alle, bei gegebener Gelegenheit, das Heilige in Schuz nähmen, gegen Menschen, denen nichts heilig ist; oder die es in etwas Mechanischem, Aeußerem suchen, wo es nie seyn kann! Solcher Menschen, wie der Hauptmann, giebt es, jezt besonders noch in allen Kirchen, auch unter den Katholiken, Tausende, die nur von einem mechanischen Kirchengehen, oder einer solchen Messe hören, und von der Lehre nichts wissen wollen; bei denen auch nur das Erste: das Heilige, alles Andere aber nur die Lehre heißt. Wenn doch jene ächt religiöse Katholiken, — Werkmeister, Dereser, Brunner, und besonders der edle, aufgeklärte Weißenberg durchdrängen mit dem, was sie schon so oft wünschten, daß der ganze Kult nicht in dem, für das Volk unverständlichen Latein, sondern in der allverständlichen Muttersprache gefeiert würde, daß eine kurze Predigt oder Homilie, zwischen der Messe gehalten würde, da-

mit Jeder genöthigt wäre, die Predigt auch mit anzuhören, wenn er seine Messe ordentlich aushören wolte! — Und wenn wir Protestanten doch wieder abkämen von der unseeligen und unsinnigen Gleichgültigkeit gegen alle öffentliche Gottesverehrung, durch die man auch von aller Religiosität abgekommen, und auf eine Moral reduzirt worden ist, von der man erhaben genug spricht, die aber Niemand ausübt, und ausüben kann. Die Aufklärlinge, die sich unaufhörlich bemühten, in der Kirche zu beweisen, daß es auf den Kirchenbesuch gar nicht ankomme, und das zu einer Zeit, als man ohnehin schon nicht viel daraus machte, die also ihre Zuhörer mit vielem Scharfsinn und mit großem Eifer, aus der Kirche herauspredigten, haben nun ihren Zwek über ihr Erwarten erreicht. Ihre Kirchen, sind leer worden, haben zum Theil ganz eingehen müssen; sie sind erschroken, als sie die Früchte ihrer Saat waren, — nicht darum, weil den Menschen nun alles Religiöse entbehrlich würde, sondern hauptsächlich, weil auch *sie* es wurden mit ihm. Man hat nun wieder ausrotten wollen, das mühsam gesäete Unkraut; aber Un-

kraut vergeht nicht leicht. Man hat Preise gesezt, auf die Beantwortung der Frage: wie man die Menschen wieder zum Besuchen des öffentlichen Gottesdienstes bringen könne? Man hat geheizte Kirchen, Musik, theatralische Abwechselungen und Dekorationen, — ich weiß nicht, was Alles vorgeschlagen; aber Alles vergebens. Es ist eingetroffen, was Voltaire plump, aber wahr genug sagt: „un lavement trop chaud, rejaillit souvent au néz de celui, qui l'à donné!“ Erlauben Sie mir, noch plumper hinzuzusezen: besonders, wenn es Jemand gegeben wird, der ohnehin an der Diarrhe leidet.

Aber auch nun kein Wort mehr über das, woran ich so oft denke, worauf mich die trefliche Adelaide gebracht hat, und was gewis auch Ihnen wichtig ist. Wollen wir unsere Nationaleigenthümlichkeit erhalten; so ist es durchaus, auch schon um deßwillen nöthig, daß wir fest halten an unserer Religion. Gewis haben die Teutschen, das ächt Religiöse, zum Himmel Erhebende, am reinsten aus den Urkunden des Christenthums geschöpft und dargestellt. Davon zeugen die Schriften unserer christlichen Theolo-

gen, viele unserer Erbauungs- Gesang- Gebetbücher, Katechismen, wenn man sie mit denen von anderen Nationen vergleicht. Gewis finden sich in unserer Nation die meisten aufgeklärten Christen. Dieß Heiligthum solten wir fest halten. „Wir haben den besten Theil erwält. Wenn wir ihn nicht selbst wegwerfen, so kann er nicht von uns genommen werden."

Leben Sie wol.

Hundert fünf und zwanzigster Brief.

Külthal an Theophan.

Brukholm.

Gewis werden Sie sich mit mir freuen, verehrter Mann, wenn ich Ihnen sage, daß ich meine Ruhe wieder gefunden, und im Christenthum gefunden habe. Diese tiefe Uebereinstimmung mit meinen innersten Bedürfnissen und Wünschen, mit der leisen, oft überhörten, aber nie ganz zu beschwichtigenden Stimme meines Gewissens; und die, mit jedem ruhigen Forschen sich vermehrende Ueberzeugung, daß die Natur den nemlichen Gang gehe, wie er in der Bibel vorgezeichnet ist; daß sich das Gute und Böse, im Einzelnen und im Ganzen, so entwikele, wie sich die Pflanzen der Erde entwikeln, worauf Jesus so manchmal in seinen Parabeln winkt; die Einsicht, daß die Bibel uns die Räthsel in unserem Herzen wie in un-

seren Schiksalen löse, daß also die Natur, die Bibel und unser Inneres, eigentlich nur drei Zeugen seyen, die uns im Wesen einerlei verkündigen, — diese Uebereinstimmung, die sich besser empfinden, als beschreiben läßt, hat am Meisten zu meiner Ruhe beigetragen. Besonders war es die Besserungsmethode des Christenthums, die Paulus so klar entwikelt, deren Anpassendes auf den Menschen ich so klar einsah und so lebendig fülte, die mich in meinem Glauben befestigt hat. Die Wahrheiten:

Gesez allein bessert nicht, im Gegentheil reizt es den, zur Freiheit geschaffenen Menschen, dagegen zu handlen; —

Allein wenn man seine Rechtmäßigkeit nicht bezweiflen kann: so wekt es das abgestumpfte Gewissen, bringt also zur Erkenntniß seines Verfalls; —

Muth ist nöthig, wenn Kräfte zur Besserung aufgeregt werden sollen, und volle Vergebung begangener Fehler macht Muth; —

Aller Gedanke an eigenes Verdienst muß um so mehr wegfallen, je größer Gottes Gnade ist. Nur dann, wenn dieser Gedanke ganz wegfällt, wird die Besserung rein in ihrem

Grunde. Aus reiner Dankbarkeit und Liebe soll nemlich die Besserung fließen. Jeder Wahn von eigenem Verdienst vermindert aber die Größe der Wolthat, folglich auch die Größe der Dankbarkeit und Liebe. Stolz und Eigendünkel wird auch, gerade durch die Größe der Wolthat, leicht rege in dem Menschen, wenn er denkt, er habe sie verdient. Und das ist Gift aller Sittlichkeit. —

Die größte Wolthat wekt natürlich, Dank, Zutrauen und Liebe; —

Der Mensch thut am leichtesten etwas, auf das Wort eines Wesens hin, das sich seine Dankbarkeit und sein Zutrauen erworben hat.

Nichts regt so sehr alle unsere Kräfte auf, wie Liebe. Der Mensch kann und ist mehr als je, wenn er liebt. —
sind so tief in der menschlichen Natur begründet, daß man diese Natur ableugnen muß, wenn man sie leugnen will, daß man aufgehört hat ein Mensch zu seyn, wenn man sie nicht in sich empfindet. Und auf diese Wahrheiten ist doch offenbar die christliche Besserungsmethode gebaut. So ist ein großer Theil des Menschengeschlechts gebildet worden; und so können noch jezt Einzelne

Menschen gebildet werden. Wer nun das wirklich glaubt, was ihm die Evangelisten sagen, wer sich selbst kennt, wer es fült, was er seyn solte, was er ist, und was er bedarf, der wird sicher auch die hohe Wolthat fülen, die ihm durch die Erscheinung, den Gang und Ausgang Jesus ward. Und so wird alles auf ihn wirken, wie es berechnet ist, und wie es schon auf so viele tausend Menschen gewirkt hat. Adelheit gab mir vor einigen Wochen die Hallische „neuere Geschichte von den Mißionsanstalten zu Bekehrung der Heiden in Ostindien, die ganz das Gepräge der Wahrheit tragen, und ich bin weniger erstaunt, als in meiner Ueberzeugung bestärkt worden, daß die evangelische Besserungsmethode, ganz auf die menschliche Natur berechnet sey.

Zwar kann ich nicht leugnen, daß ich mir manche Zweifel noch nicht lösen kann, und daß manche Bücher der Bibel für mich durchaus ungenießbar sind. So weiß ich gar nicht, was ich aus der sogenannten Offenbarung Johannes, und noch weniger, was ich aus dem hohen Lied Salomons machen soll. Die Erstere scheint mir in ein undurchdringliches Dunkel gehüllt, und das Lezte würd' ich eher einem Wieland oder Rost,

als einem biblischen Schriftsteller verzeihen. Aber meine Adelheit, mit der ich mich jezt auch über solche Gegenstände, ganz offen unterhalte, brachte mich neulich halb im Scherz, auf den Gedanken, der mir wenigstens meine Unwissenheit darüber, erklärt. „Ißest du ja auch keine Zukerwurzel,“ sagte sie, „darum hat sie doch Gott wachsen lassen!“ Ja, denk' ich seit dieser Zeit, nicht Alles ist für Alle, und soll für Alle seyn. Jede Pflanze zieht den Saft aus der Erde, der gerade sie nährt, jedes lebende Wesen genießt das, aus der reichen Natur, was ihm angemeßen ist, was seine Bedürfniße befriedigen kann. Nicht Alles ist auch zu Allen Zeiten genießbar, weil alles erst seine Reife haben muß. Es kann eine Zeit geben in der die Offenbarung Johannes den Christen das wichtigste Buch wird. Jezt ist sie mir nichts, ob ich gleich einzelne trefliche Stellen, Warnungs- und Trostsprüche darin finde. Und mag am Ende daa hohe Lied Salomons und die Offenbarung Johannes in die Reihe der heiligen Schriften gehören oder nicht, das ändert nichts an dem System der Christenthumslehren; uud sie sinds doch eigentlich, die meine geistige Bedürfniße befriedigen, die mir meine Ru-

he wieder gegeben, deren Verlust mir durch nichts ersezt werden konnte. - Ich kann also wol warten und will warten, bis mir über Alles Licht wird. Und wird mirs auch nicht ganz, so will ich zufrieden seyn, mit dem, was mir ward. Ich denke, der Schöpfer meines Augs wird am besten wissen, wie viel Licht es vertragen kann. Uebrigens find' ich es ganz wahr, was ich neulich in Lichtenberg las: „das neue Testament ist ein Autor classicus, das beste Noth- und Hülfsbüchlein, das je geschrieben worden ist; daher man jezt auf jedem Dorf der Christenheit, einen Professor angesezt hat, diesen Autor zu erklären."

An meiner Adelheid hab' ich erst jezt meinen rechten Schaz gefunden. Das Allerheiligste ihres Wesens hat sich erst jezt vor mir geöffnet, konnte sich mir auch nicht eher öffnen; und ich begreife daß man sich erst dann geistig recht berührt, wenn man sich von der religiösen Seite berührt. Die religiöse Liebe heiligt erst jede andere; die feierlichste, die himmlische Copulation eines Ehepaars, ist erst dann verrichtet, wenn Mann und Weib, in ihrem Christenglauben und in ihren Christenhoffnungen Eins sind. Das hab'

ich erfahren. Ehemals mußten Sie, verehrter Mann, meiner Adelheid, von dieser heiligsten Seite näher seyn, als ich, das war sehr natürlich. Jezt weiß ich, daß ich ihr von allen Seiten der nächste bin. Und mir nur desto näher und lieber, weil sie weiß, daß mir ihre Ruhe bei dem Verlust unserer Hella, den ersten Impuls zu meiner Sinnesveränderung gegeben hat. Sie sieht sich als ein Werkzeug in der höheren Hand an, um mich zum Christenthum zu leiten, den Christenglauben, die Christenruhe also, die mir ward, als ein geistiges Kind, das ihr Gott gab. Und wir wißen ja, wie sehr eine Mutter ihr Kind liebt. Kurz: ich bin sehr glüklich, und von diesem Glük verdank' ich vieles auch Ihnen und Ihrer weisen Leitung, die mich auf den rechten Standpunkt stellte, von dem unsere Religion betrachtet werden muß. Ihr Herz lohnt es Ihnen schon jezt und wird es Ihnen einst noch mehr lohnen. Mit diesem Gefül leben Sie wol.

Hundert sechs und zwanzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich schreib' Ihnen dießmal mit betrübtem Herzen, lieber Wandulf. Nicht um Meinetwillen; denn wir alle sind, Gott sey Dank! gesund; und weiter fehlt uns nichts, um glüklich zu seyn. Aber ich war in Cassel, wohin mich ein Geschäft und mein Herz trieb, um zu sehen, wie es der guten verblendeten Amala gehe. Ach! meine Ahnung war nur allzurichtig gewesen; der Taugenichts Esplandin macht sie uuglüklich und wird sie noch weit unglüklicher machen. Ich sage nichts davon, daß sein Aufwand bei weitem die Einkünfte übersteigt, daß fast alle Capitalien aufgezehrt oder aufgekündigt, daß schon ansehnliche Summen auf die Güter geborgt sind, das Uebel mögte wol nicht so ganz gros seyn. Wenn Esplandin ärmer würde; so könnt' er

vielleicht eher auch beßer werden. Aber er vernachläßigt Amala schon auffallend, so auffallend, daß sie, troz ihres unbegränzten, noch immer festen Zutrauens zu ihm, es doch bemerkt und darunter leidet. Ich fand sie mager blaß und sehr gedrükt, ob sie es gleich durchaus nicht Wort haben wolte. Indeß bemerkt ich bald, welchen Ausweg ihre Gutmütigkeit genommen hat, um Esplandins Vernachläßigungen, die sie sich nicht mehr verbergen kann, in Verbindung mit seinem edlen Charakter und seiner Liebe zu sezen. Sie giebt sich selbst die Schuld. Bitter klagte sie mir, daß sie so wenig sey; daß sie das große, vielseitige Wesen ihres Esplandins nicht ausfüllen könne; daß er eine Gattin von weit mehr Talenten und Reizen haben müße, wie sie. Das Herz blutete mir, als ich solche Klagen aus dem Munde des Engels hörte, der, unerachtet des nagenden Grams, der sein Inneres verzehrt, doch noch an Reizen Alles übertrifft, was ich in Cassel sah, nach dem alle Lüstlinge gelüsten, und den alle Edle verehren; dessen Blik immer an dem Auge des Unwürdigen hängt, um, wo möglich, hier einen Wunsch zu lesen, eh' er ihm zum Bewußtseyn kommt. Esplandin verbirgt sich vor

mir, meidet mich, so viel er kann, affektirt aber immer noch die alte Freundschaft und Vertraulichkeit, die ich jedoch mit der größten Kälte erwiedere, wie natürlich. Ich weiß, daß er mit den ausgelaßensten jungen Leuten in der Stadt, Umgang hat, und mit ihnen allein. Er hat sich, etwas entfernt und abgelegen von besuchten Gegenden, ein Landhaus gemietet, wo, wie man mir sagte, Orgieen gefeiert werden, so üppig und schamlos, wie sie je unter der heil- und schamlosen Regentschaft des Herzogs von Orleans gefeiert wurden, die ausschweifendsten Mädchen aus der Stadt werden dorthin geholt; ja man sagte mir, Esplandin habe noch einige aus Paris verschrieben, deren Bekanntschaft ihm dort lieb geworden sey. Ich stellte mich, als wüßte ich nichts von der Natur und dem Zwek dieser Versammlungen, und bat Anfangs Esplandin, mich bei seinen Bekannten einzuführen; er wich aber auf mancherlei Art aus, und einmal wurden sie gar nicht gehalten, weil er nicht mehr auszuweichen wußte. Ich bemerkt' ihm, gleich nach meiner Ankunft, daß ich seine Amala abgemagert, blaß und gedrükt fände. Er gab das, mit einer besorgten Mine zu, sagte mir aber

dabei, daß sie, nach der Aerzte Meinung, Landluft bedürfe, daß ihr Geist sich nur in einer schönen Natur erhebe, daß er sie darum, gleich mit dem Früling, auf eins ihrer Landgüter führen wolle; es thue ihm nur weh, daß seine Hofstelle (er hat sich zum Kammerherrn machen lassen) ihn abhalte, immer bei ihr zu seyn, u. d. gl. Ich antwortete ihm, daß sich Amala in der Einsamkeit, ohne ihn, gewis nicht erholen werde, da er mir ja selbst gesagt, wie sehr sie ihn liebe; daß die Gegend um Cassel, gewis die schönste sey, in der man irgend leben könne; daß er ihr eine Wohnung, nahe an Napoleonshöhe mieten soll, da er immer bei ihr seyn, und seinen Hofdienst doch versehen könne. In das alles wolt' er aber nicht eingehen, weil es seinem Lebensplan entgegen war. Ich glaube nicht, sagt' er, wie lästig ihr fast jede Gesellschaft sey; wie viel trauriger sie immer nachher werde; wie wenig ihre Gesundheit das lange Nachtwachen vertragen könne, das doch in einer Residenz, in der Nähe eines glänzenden Hofs unvermeidlich sey. So hatt' ich ihn denn, wo ich ihn haben wolte, nemlich, ihn dahin zu bringen, daß ich Amala mit nach Werdau in

meinen Familienkreis nehmen dürfe. Schon vorher hatt' ich mich mit ihrem Arzt beredet, der mir ganz beistimmte, daß ihr Veränderung des Orts und der Luft, nicht nur heilsam sondern nöthig sey, weil er sonst ein schleichendes Fieber befürchte. So war alles vorbereitet, um Amalen selbst, den Vorschlag zu thun. Ich habe bisher alles angewendet, um ihr Vertrauen wieder zu gewinnen, das ich durch meine starke Aeußerungen gegen Esplandin ziemlich verloren hatte. Ich hatt' ihr die innigste Theilnahme gezeigt, habe nichts gegen Esplandin gesagt, hatte nur ihren Gesundheitszustand, und ihre daraus entstehende Gemüthsstimmung bedauert; nur meine Verwunderung geäußert, daß ich ihn nicht öfter bei ihr finde. Uebrigens hatt' ich ihr all die liebevolle Achtung bewiesen, die sie in so hohen Grad verdient. Vielleicht mogte sie selbst, ohne es sich zu gestehen, dunkel ahnen, daß ich damals, als ich ihr abrieth, nicht ganz unrecht gehabt haben möge. Kurz: als sie auch mit ihrem Arzt gesprochen hatte, entschloß sie sich, obgleich mit schwerem Herzen, mit mir zu reisen. Ohnerachtet alles verstellten Ernstes und affektirter Traurigkeit, bei Esplandin, blikte doch die

Wahrheit so stark durch, daß das Herz der überguten Amala, dadurch warlich nicht leichter werden konnte.

Sie ist also jezt bei mir, und fült sich glüklicher wenigstens heiterer, bei meiner lieben Aeone, als ich sie in Cassel sah. Mir bangt vor der Zeit, wo ich selbst ihre Heiterkeit wieder trüben muß. Denn lieber Wandulf; wenn Sie mich nicht anders überzeugen; wenn ich es durchsezen kann, so soll Amala nie wieder zu Esplandin zurükkehren.

Hören Sie meine Gründe!

Esplandin brachte von Paris einen, wie es schien, noch ganz jungen Mann mit, der ein Paar Jahre in Teutschland leben, teutsch lernen und noch eine Zeitlang bei seinem Freunde zubringen wolte. Es ist ein sehr schöner, feiner, gewandter, und äußerlich sehr gebildeter Jüngling. Eine Zeitlang lebt' er in Esplandins Haus, in der Folge bezog er hier ein sehr schönes, geschmakvolles Hotel garni, schafft' sich Equipage und Bedienten an, gab nicht selten zu Eßen, und lebte überhaupt auf einem großen Fuß. Esplandin bringt ganze Tage bei ihm zu, auch wol Nächte, wenn ein Soupee, — wie er

sagt — zu lange dauerte, und er seine Amala nicht stören mochte. Manchmal machten sie auch ländliche Exkursionen zusammen, die mehrere Tage dauerten. Aeone nahm ihn Anfangs sehr freundlich auf, in der lezten Zeit aber, behandelte sie ihn mit kaum zu verbergender Verlegenheit, und mit unbezwinglichem Widerwillen. Dieser junge Mensch ist nichts mehr und nichts weniger, als eine Tänzerin, die Esplandin in Paris unterhalten hat, und die er auch hier noch unterhält. Amala scheint so etwas zu vermuthen, ist aber zu gewißenhaft und zu gut, um weiter nachzuforschen, und dies ist die eigentliche Ursache des geheimen Grams, der an ihrem Herzen und Leben nagt. Eben dieser sich verbergen wollende und doch überall hervorblikende Widerwille, gegen einen sehr artig, feinen, mit ausgezeichneter Achtung sie behandelnden jungen Mann, den Esplandin seinen Freund nannte, und wie seinen innigsten Freund behandelte, bei einem so guten Wesen, wie Amala ist, die alles vergöttert, was Esplandin achtet, und sich für Alles intereßirt, was er nur einmal mit Wolgefallen ansieht, war mir unbegreiflich, und brachte mich zuerst auf den Ge-

danken, ob es nicht eine Art von unwillkürlicher Eifersucht bei Amala sey. Ich beobachtete den jungen Menschen genau, und fand in seiner Gestalt, manchmal auch in seinem Benehmen, so manches weibliche, ich spürte manchmal einen verstolnen Blik zwischen Esplandin und dem Jüngling auf, wie man eben keinen auf einen Freund wirft, und endlich traf ich beide einmal des Morgans auf dem Sopha, in einer so vertraulichen Stellung, daß mein Verdacht die höchste Wahrscheinlichkeit bekam. Indeß wolt' ich meiner Sache gewis seyn, nahm mir also einmal den alten Bedienten auf mein Zimmer, der mit Esplandin in Paris gewesen war, und dessen Treue mir Amala so oft gerühmt hatte. Ich sagt' ihm auf den Kopf zu, ich wiße gewis, daß Esplandins guter Freund ein Mädchen sey, das er liebe; ich drang in ihn, er solle mir sagen, wer sie sey, ob Esplandin sie nicht aus einer Familie entführt, sie nicht unglüklich gemacht habe. Wenn dieß der Fall sey; so könne man schwerlich helfen, sey es aber eine Person, die sich freiwillig an Esplandin hingegeben habe; so könne vielleicht Rath geschafft, und der Engel Amala von ihrem schweren Kum-

mer befreit werden. — „Könnte das seyn?“ — brach der treue Mensch aus mit Thränen in den Augen. „Ach! der verdiente einen Stul im Himmel, der unsere engelsgute gnädige Frau wieder froh machte, wie sie sonst war.“ Jezt erzält' er mir alles; auch daß die Dirne, neben all ihrer Verschwendung, sich noch Geld sammle, sich große Geschenke machen laße, und den Herrn ausziehen werde, wie sie es schon mehreren gemacht habe. Er bat mich um Gotteswillen, ihn nicht zu verraten, und ich versprach es der treuen Seele, werd' es auch gewis halten. Geben Sie mir nun nicht recht, Wandulf, daß Amala nicht wieder zu Esplandin zurük darf, — der Engel nicht zu dem Satan? Gewis thun Sie das! Aber nun rathen Sie mir, wie ich es anfangen, ob ich Amala langsam vorbereiten, ihr geheimes Mistrauen gegen Esplandin, das gewis in ihr ist, nähren, und sie allmälich zu dem Entschluß bringen soll, sich von ihm zu trennen; oder ob ich schnell zufahren, und sie auf einmal überzeugen soll, daß ihr hochwerther Esplandin — aus einem Lüstling, ein Wüstling, und aus einem Wüstling ein verblendeter Bösewicht worden ist. Schreiben Sie mir bald,

wenn Sie alles reiflich geprüft haben. Ich sehne mich unbeschreiblich nach der Zeit, wo ich fest entschloßen bin, wie ich handlen soll.

Leben Sie wol.

Hundert sieben und zwanzigster Brief.

Wandulf an Edelwald.

Grenzau.

Schreklich, wohin dieser Hang, seine Begierden zu befriedigen, die Menschen führen kann! Wir kannten diesen Esplandin als einen biederen offenen, freimütigen, dabei recht kräftigen oft edel handelnden Mann, unfähig, eine Unwahrheit zu sagen, sich zu verstellen, hinter dem Rüken eines Freundes oder irgend eines Menschen, gegen ihn zu handeln. Die besten, edelsten Männer sucht' er auf, und gefül sich auch nur in der Gesellschaft der beßeren Weiber. Ein Durst nach Vergnügungen war in ihm, und es wurd' ihm schwer, sich ein Vergnügen zu versagen. Aber was ist nun aus ihm geworden! Ein Bösewicht, der mit Ruhe, Glük und Leben eines treflichen Mädchens spielt, — eines Mädchens, das ihn unbeschreiblich liebt, alles

für ihn thut und hingiebt. Sie mordet er langsam, schreklich und vorsäzlich, blos um seine Wollust, seine Sinnlichkeit zu befriedigen, lügt, betrügt, sucht alle seine Freunde zu täuschen, heuchelt ihnen, und giebt alles einer schlauen Cokette hin, die ihn auslacht, und weggeht, sobald sie ihn bis aufs Hemd ausgezogen hat.

Sie haben recht Edelwald! Nein, in die Klauen dieses Menschen oder Unmenschen muß Amala nicht wieder kommen; sie muß gerettet werden, weil sie noch zu retten ist. Sie fülen indeß wol selbst, daß sie erst von ihrer eigenen Gutmütigkeit, von ihrem felsenfesten Glauben — ich möchte sagen gerettet werde, ehe man sie von Esplandin retten kann. Dieß ist aber möglich. Sie haben Esplandins Briefe noch in Händen, die von seinem Plan auf Amala unwiderruflich zeugen. Suchen Sie sich eben solche Gewisheit zu verschaffen, daß Esplandin ein Mädchen mit von Paris gebracht habe, daß er mit ihr lebe, daß er ihr Vermögen mit ihr durchbringe, und sie wird sich retten lassen. Amala scheint mir sehr gut, aber nicht schwach. Wo ein so fester Glaube ist; wo man gegen alles Zureden seinem Glauben so ruhig folgt: da

ist keine Schwäche sondern Kraft. Es wird schwer halten, Amala zu überzeugen, daß Esplandin ein Bösewicht sey. Ist sie's aber einmal überzeugt, so wird sie eben so fest in ihrem Entschluße seyn, sich von ihm zu trennen, wie sie bei einem andern Glauben, fest in dem Entschluß war, sich zu verbinden mit ihm. Haben Sie sich also einmal die Zeugniße von Esplandins schändlicher Behandlung eines liebenden Weibes verschafft; dann zögern Sie nicht. „Gießen Sie ihr den Tropfen Geist nicht in einen Eimer voll Wasser," wie Odoardo sagt. Bereiten Sie nicht lange vor, ich fürchte sie ist schon vorbereitet genug, sondern reißen Sie sie, wo möglich, in einer Stunde aus der Ungewisheit. Es giebt keinen peinlicheren Zustand, als Ungewisheit über etwas, wovon unser Glük und unsere Ruhe abhängt. Die ärgste Gewisheit ist erträglicher. Und ist Amala gewonnen; dann muß gleich auf Scheidung geklagt werden. Man muß alle Papiere vorlegen, die Beweise für das ehebrecherische Leben Esplandins und über seine sinnlose Verschwendung beibringen, und von den Gütern noch retten, was zu retten ist. Ich hoffe, Amala hat sie noch in Händen,

Esplandins Schrift, daß er Verzicht auf das Geschenk ihrer Güter thue, so bald sie es wolle. Jezt macht sie Gebrauch davon. An dem Urtheil des Richters ist nicht zu zweiflen; und so ist sie den Taugenichts los, der ihr ganzes Vermögen verzehrt, sie arm und kränklich verlaßen hätte, und auf ein anderes Abentheuer ausgegangen wäre. Sie haben dann gewis ein sehr gutes Werk gethan. Sorgen Sie für alle nöthige Beweise, ehe der Sturm losbricht, der schreken aber auch die Luft reinigen wird.

Hundert acht und zwanzigster Brief.

Adelaide B. an Rosalie Grambold.

Holdheim.

Sagte dir denn dein Inneres nichts, als du meinen Rath begehrtest, ob du nicht deine Aemilie zu einer Heirat mit dem reichen, aber, wie du selbst sagst, etwas abgelebten Harthaus bereden sollest? Fültest du nicht, ehe du es hinschriebst, wie mein Rath ausfallen werde? Man sieht, daß du nie liebtest, oder nur oberflächlich geliebt hast, wenn du die Liebe einen Rausch nennst, der bald vorübergehe, und uns meist noch Kopfweh hinterlasse. Man sieht, daß deine ehemalige Heftigkeit, dein Steifsinn, der Despotismus gegen deinen Mann, sich unvermerkt in einen Despotismus gegen dein Kind verwandelt hat, weil du einen frevelhaften Eingriff in ihre heilige Freiheit machen willst. Ja; es ist nichts anders. Deine Aemilie ist ein

freies Wesen, so gut wie du, weil sie, so gut wie du, ein Mensch ist. Die sechszehen Jahre, die du älter bist, machen sie nicht zur Sklavin, und dich zur Despotin; und dein Verhältniß, als Mutter, eben so wenig. Wärest du Mutter, so würdest du die Freiheit deiner Tochter respektiren, und nicht ihre Neigungen zwingen wollen, die kein Mensch auf Erden zwingen kann, also auch nicht soll. Du würdest sie nicht zwingen Heuchlerin zu werden, gegen den Mann, den sie vor Andern ehren, dem sie ihr volles Zutrauen geben soll. „Ich will sie nicht zwingen,“ sagst du, „sondern ihr nur zureden, und ihr vorstellen, was zu ihrem Glük dient.“ — Als ob Zureden einer Mutter, nicht der ärgste Zwang wäre, den man gegen eine gute Tochter anwenden könnte! — Es lautet hart, wenn man es sagt, aber es ist wahr: durch dieß Zureden wilst du sie zwingen, das Unmögliche sich zur Pflicht zu machen. Ihre Pietät gegen dich, wilst du zum Kapzaum brauchen, um sie — laß michs gerade sagen — in eine Hölle zu reiten, aus der sie nur durch den Tod erlöset werden kann.

„Du wilst ihr vorstellen, was ihr Glük

sey!" — Du — ihr? Weißt du denn, was das Glük deiner Aemilie ist? Weiß sie es selbst, wenn sie nicht ihr Herz befragt? Ein reichliches Auskommen, ein gutes Wittum, macht es das Glük des Herzens, das Einzige, was diesen Namen verdient? Kann nicht das Herz schmachten und verschmachten bei allem äußeren Ueberfluß, und sind nicht, wer weiß, wie viele tausend Herzen verschmachtet, und viele tausend Mädchen an einer unglüklichen Liebe, oder wie die Engländer sehr menschlich sagen, an einem gebrochenen Herzen gestorben? Und wenn sich deine Aemilie auch in ihr Schiksal fügt, also nicht positif-unglüklich wird, kannst du sie schadlos halten, durch einen warmen Ofen, und höchstens ein Paar farbenlose Landschaftszeichnungen, für den Frühling der Liebe, den sie genießen konnte, zu genießen berechtigt war? Wird nicht dieser entbehrte Früling, dieser frostige April gegen einen blühenden May, mit seinem Einfluß das ganze Lebensjahr verderben, so daß keine Traube häuslicher, im Herbst des Lebens erst recht erquikender Freuden, zur Reife kommen kann? Hoher Liebesgenuß im Früling des Lebens, stält

gegen die Leiden, die noch kommen können, wie voller Frülingstrieb in den Pflanzen, gegen Insekten schüzt. Wie wird deine Aemilie die Lasten des ehelichen Lebens tragen, wenn sie seine Freuden nie geschmekt hat? Nichts veredelt mehr, als Liebe, die sich mit Pflichtgefül einen darf. Das Heiligste im Menschen fließt mit Liebe zusammen, erhäkt durch Liebe seine Schwungkraft, um sich zu erheben zu dem Unendlichen, der die Liebe heißt. Und du woltest dem Kind deines Bluts und Herzens, dieß Verdlungs- und Erhebungsmittel, zur Sünde machen? Zu Gift solt' ihm dieser Lebensbaum werden, der in sein Paradies gepflanzt war, da es doch nicht gesündigt hatte? Ja, zu Gift, Rosalie! Liebte deine Aemilie jezt schon, so muß sie, als würd' es den Tempel in der Asche legen, dieß stille, heilige Feuer in sich auszulöschen suchen, das sie, wie eine Vestalin bewahren solte. Liebt sie noch nicht, bist du sicher dafür, daß sie später, den Mann findet, den sie lieben, vielleicht allein lieben kann? Und wenn sie ihn findet; wie wird und muß sie ihr Leben durchtrauren, durchwachen, durchkämpfen, wie man in gewissen Kopfkrankheiten

gegen das natürlichste Wirkungs- und Heilmittel, den Schlaf, wählen und kämpfen muß? Welchen Versuchungen ist sie ausgesezt, durch ihr Herz, durch das heiligste Gefül, was in einem Menschen erregt werden kann? Und diesem, lebenslang dauernden Bewachen, Kämpfen, Trauren, diesen mächtigen, für innerlich gesunde Menschen gerade schwersten Versuchungen woltest du deine Aemilie aussezen, blos damit sie — beßeres Brod zu eßen, schönere Kleider anzuziehen habe, vielleicht, statt ihre Füße zu brauchen, in einem Wagen fahren könne? Nein, Rosalie, das kannst und wirst du nicht.

Wie? wenn nun deine arme, hingeopferte Aemilie wirklich ein Opfer würde, sich überwinden wolte und nicht könnte, und sich abhärmte, und eine wolthätige, vielleicht von ihr herbeigesehnte Schwindsucht ihr Herz frei machte für eine andere Welt, wo keine Mutter und kein Vater mehr durch zärtliches Zureden despotziren, bist du sicher, daß dir dein Gewißen nicht den fürchterlichen Namen: Kindermörderin, in die Ohren und ins Herz ruft, und du nun, wie einst Kain, keine Ruhe mehr findest auf Erden, und wie Makbet den blutigen Dolch, so die todten-

blaße, abgezehrte Gestalt deiner Aemilie immer vor dir siehst, wie sie den Tod an ihrem Herzen heransteigen fült, und dir die Hand reicht, und ohne Worte sagt: „Ich hab' ausgelitten!" ? Nein Rosalia, das kannst und wirst du nicht.

Du sagst mir, gar viele Ehen aus Neigung seyen unglüklich und gar manche aus Convenienz seyen glüklich. Das mag seyn und ich selbst kenne solche Beispiele. Aber welche Menschen sind es, die auf diesem Wege unglüklich oder glüklich wurden? Und unter welchen Umständen wurden sie es? Die Unglüklichen täuschen sich entweder in Hinsicht ihrer Neigung; wähnten zu lieben, und liebten nicht. Aber ein Theil war vorher verdorben durch Kokettcrie, Liebelei oder Ausschweifungen. Und die sogenannten Glüklichen sind Menschen die zu keiner eigentlichen Liebe fähig, eben eßen und trinken, wirtschaften und spielen, sich amusiren und fortvegetiren, die Jedermann hätten heiraten können wenn ihnen Gelegenheit dazu, in der Ehe hätte werden können. Die beßeren Weiber unter ihnen, dehnen die Flitterwochen zu Flittermonaten aus, bis sie ein Kind haben, das denn ihr ganzes Liebesbedürfniß befriedigt und ihnen jede an-

dere Glükseligkeit ersezt. Gesezt also auch, dieß könnte geschehen, es wär' ein möglicher Fall; woltest du denn Ruhe und Glükseligkeit deiner Tochter auf ein so fürchterliches Hazardspiel sezen, auf ein Spiel um Leben und Tod? Nein Rosalie; das kannst und wirst du nicht.

Was dein Grambold sagt, Liebe sey ja ohnehin nur ein kurzer Rausch, den man nicht verschlafen aber wegarbeiten müße, eine Kongestion nach dem Herzen, die man ohne großen Widerstand, durch das Mittelsalz des Spotts ins Gleichgewicht bringen könne, oder durch eine külende Aderlaß heilen müsse. — Das alles zeigt nur, daß er Liebe nie kannt', also gar nicht urtheilen dürfe, so wenig wie der, ohne Augapfel geborne, von den Freuden und Leiden reden muß, die man durch die Augen genießen kann.

Daß von dieser Heirat, das Glük die Ruhe Eures Alters abhänge; daß doch ein Kind schuldig sey, auch etwas für das Glük ihrer Aeltern zu thun, da sie so viel für es gethan haben — Rosalia ich bitte doch, rede mir keine Sylbe mehr davon. Es empört mein Inneres, ein Kind zu haben, das so etwas sagen kann. Ich be-

schwöre dich, kein Wort darüber deiner Aemilie zu sagen, wenn du wilst, daß ich je dein Angesicht wieder sehen soll. Wie? das nennst du etwas für Euch thun, wenn dein Kind das ganze Glük seines Lebens hingiebt? Und das könnte für Euch ein Glük seyn? Das könnt' Euch Ruhe geben? Nur ein böser Geist könnt' Euch so ein Glük, so eine Ruhe bereiten und er würde hohnlachen, wenn er Euch das Aqua toffana eingerührt und eingegeben hätte. Mit solchen Zinsen hätte nie ein Erzwucherer einen Bedrängten zu Grunde gerichtet, wie Ihr Aeltern Eure Tochter zu Grunde richten würdet, für die Sorge und Kosten ihrer Erziehung. Ihr würdet jenen Gözendienern gleich, die ihre eigene Kinder dem Moloch opfern, — auch um Ruhe zu haben für ihr Inneres.

Nein, so kann Grambold, so kann meine Rosalie nicht handeln.

Lasset Eurer Tochter völlig freie Wahl. Ihr selbst, Eure Ansicht darf dabei gar nicht in Betrachtung kommen; denn nicht Ihr sollt mit dem Manne leben, sondern sie. Gebet ihr Zeit, den Mann kennen zu lernen, sorget aber vielmehr, daß sie ihn von allen Seiten kennen

lernt. Zeiget ihr weder Verdruß noch Traurigkeit, wenn sie sich zurükzieht, Harthaus muß wissen, daß Aemilie nicht bezwungen und nicht beredet werden soll. Und so laßet es seinen Weg gehen, und Ihr könnet ruhig seyn, wie er ausgehen mag. Eure Mutter wird es auch seyn; nie aber wenn Ihr durch Zureden in das Schiksal Eurer Aemilie eingreifet, die mir so lieb ist.

Hundert neun und zwanzigster Brief.

Hugo an Wandulf.

Lilienfeld.

Mit meiner Selane geht es jezt recht gut. Sie hat mehr Glauben an meine Liebe zu ihr, oder vielmehr an sich selbst. Sie hat mehr Muth, etwas für sich und für mich zu thun, ohne mich vorher zu fragen. Ihr Geist und Sinn ist freier geworden. Aber eine gewisse Gesezlichkeit schleppt sie doch noch immer nach. Ich meine nicht jene Pünktlichkeit in häuslichen Geschäften, die für eine gute Hausfrau unentbehrlich ist; auch nicht jene genaue Aufsicht auf Kleinigkeiten, die es nicht weniger ist: aber dieß ängstlich besorgte Wesen, wenn etwas nicht geht, wie es gehen solte; diese Verlegenheit, wenn etwas Unerwartetes eintritt, wodurch eine andere Einrichtung, auch nur in Kleinigkeiten nöthig wird; dieß Schwanken und Zweiflen über

daß Beste was jezt zu thun sey, — ich gesteh' es — das will mich oft ungeduldig machen, und legt mir oft einen Zwang auf, der mir lästig ist. Ich darf keinen Freund unvermuthet zum Eßen bringen, keine Gesellschaft vorschlagen, die etwa schon Morgen kommeu solte; ich darf von keiner neuen Einrichtung reden, so klein sie auch seyn mag, ohne sie in die größte Verlegenheit zu sezen. Nicht, als ob sie so abgeneigt wäre, mir einen Gefallen zu thun. Nichts weniger. Sie sorgt für meine Bequemlichkeit, und muntert mich auf zu allem, was mir Vergnügen machen könnte, ohne das Geringste für sich zu wollen. Aber ein gewisser Familiengeist, nach welchem alles so bleiben soll wie es vorher war, verbunden mit der Aengstlichkeit, nicht gleich zu wissen, wie man sich bei einem unerwarteten Fall haben und einrichten könne, was wol am besten sey, — das macht ihr alles Neue, was kommt, oder von mir vorgeschlagen wird, zu einem Leiden. Dazu kömmt noch die Furcht vor Fremden meinen Bekannten, daß sie für diese nicht gebildet genug sey, daß sie viel von ihr erwarten und dann das Erwartete nicht finden werden, was sie auch so verlegen, beson-

ders bei auswärtigen Besuchen macht. Oft geht es weit beßer, wenn der Besuch nur einmal da ist, und die Unterhaltung sich angeknüpft hat. Sie findet dann, daß die Fremden auch nicht lauter Genies sind, und daß sie auch noch einen Kopf hat. Wird sie dann frei, so kann sie oft durch ihren Wiz sehr gut unterhalten. Aber trift sichs, daß die Fremden sich hauptsächlich an mich halten, oder über Gegenstände reden, über die sie sich nicht einzulassen wagt; dann wird sie stumm und dem Scheine nach untheilnehmend, was mich sehr in Verlegenheit sezt. Ich sagte vorhin, sie habe mehr Glauben an sich selbst. Das ist jedoch nicht uneingeschränkt richtig. So weit es die Berührung mit mir und mit unseren gewöhnlichen Bekannten betrifft, ist ihr Glaube beträchtlich gewachsen. Aber so bald sie in Berührung mit Fremden kommt, wol gar mit solchen, die schon einen gewissen Namen haben; dann ist dieser Glaube noch so schwach wie er vorher war. Doch; es ist mit allem diesen ein liebes Weib, das mich sehr glüklich macht. Mag sie doch mit mir auch Manches zu tragen haben, was ihr vielleicht schwerer als mir wird!

Eigentlich wolt' ich Ihnen von etwas Anders reden! In unserem Aprilsäkulum, in dem man immer auf einen Früling wartet, weil es so viele Stürme und Veränderungen giebt, das aber auch wol eine Novemberperiode seyn kann, die zu einem starren und erstarrenden Winter führt, ist es, wie Sie wissen, so weit gekommen, daß sich die Moden bis auf Staatsumbildungen erstreken, wo man bald eine Kegelform, die unten recht breit und oben recht spiz ist, bald eine Pyramide, die sich langsamer zur Spize erhebt, bald die Figur einer Säule vorzieht, die unten und oben gleiche Breite hat, auf alle Fälle aber zufrieden ist, wenn sich die Figur nur auf dem Papier hübsch regelmäßig ausnimmt, doch im Grund einen babylonischen Thurm baut, bei dem sich nicht nur die Sprachen, sondern auch die Geschäfte verwirren, und der — nicht bis an den Himmel reicht.... Was ich doch sagen wolte! — Man kann warlich! von dem schnellen Wechsel unserer Umbildungen und Verbildungen nicht einmal schreiben, ohne selbst verwirrt zu werden. — Ja; in unseren Zeiten sind die Aufmunterungen

an die Tagsordnung gekommen.*) Bienen=, Baum=, Vieh= und Kinderzucht, Kleebau=, Hopfen=, Tabak=, Runkelrüben= und Schulhäuserbau, Kinder=, Eltern=, Gatten=, Gottes= und Menschenliebe soll aufgemuntert werden — durch Geld oder Medaillen. Es ist freilich traurig, daß dieß allseitige Aufmuntern, voraussezt, es schlummere Alles, was wirklich nicht ganz geleugnet werden kann. Was aber wieder Hoffnung giebt, ist die große Hoffnung, die man von diesen Aufmunterungen zu haben scheint. Man fürchtet nemlich offenbar, daß die Konkurrenz der, einer Aufmunterung Würdigen oder Bedürftigen, zu groß werden möge, und hat deßwegen mit weiser Vorsicht erklärt, daß man nur im Militärstand Verdienste um den Staat haben, und daß nur Adliche, als Getreue des Staats anerkannt werden können. Mit Recht glaubt man, dabei nichts für den Staat zu verlieren, da man aus langer Erfahrung weiß, daß die übrigen Stände nicht

---

*) Man sieht, daß dieser Brief in einer längst verflossenen Zeit geschrieben ist, und nicht von Teutschland redet.

A. d. H.

leicht schlummern, also nicht ermuntert zu werden brauchen. Diese Einrichtung verdient also nicht den Tadel, den sich manche Aufmunterungssüchtige darüber erlauben; denn alle Prämien und Aufmunterungen werden nicht bestimmt, wenn Jemand sie schon verdient **hat**, sondern, damit man sie verdienen **möge**. Man will jezt blos sicherer gehen, und **giebt** sie, damit man sie einst verdiene. Weise Regierungen haben es immer so gemacht; denn noch erinner' ich mich, daß ich als kurzsichtiger Jüngling einmal fragte, warum man bei einem elenden Weg, doch Chausseegeld bezalen müsse, wurd' aber sogleich belehrt, daß man es eben darum bezale, damit der Weg gebessert werden könne; eine Maasregel, deren finanzieller Vortheil mir auch sehr einleuchtete.

Nun will die Regierung Vorschläge haben, wie man häusliche Tugend, kindliche Pietät, stilles Verdienst, besonders des weiblichen Geschlechts, aufmuntern könne, das ihr, auch zu schlummern scheint. Es ist von Aussteuern, Rosenfesten und Prämien aller Art die Rede. Ich habe meine eigene Gedanken dabei, traue mir selbst aber nicht recht, und bitte Sie da-

her, mir Ihre Meinung zu sagen. Thun Sie's aber bald, weil ich das Gutachten so geschwind wie möglich, vom Hals und vom Herzen haben möchte.

Hundert und dreißigster Brief.

Wandulf an Hugo.

Grenzau.

„Wenn doch alle Weiber nur den Fehler dieser Selane hätten!" So sprach es unwillkührlich in mir, lieber Freund; als ich ihren Brief gelesen hatte. Immer bleibt es ein Fehler, oder vielmehr eine Schwachheit, Kleinheit, ein häusliches heimisches Wesen, sich nie aus seinem gewohnten Zirkel herauswagen zu wollen, vor Allem zurükzubeben, was anders kommt, als es alle Tage ist: aber ich bin sicher, die Männer leiden weniger unter dieser Kleinheit, als unter Manchem, was als Größe bewundert wird. Werden Sie also nicht ungeduldig, wenn Ihnen die wunderliche Aengstlichkeit manchmal lästig wird, was ich wol glauben will. Der Wolstand, die Freundschaft, die feinere Humanität kann es manchmal erfordern, Menschen bei sich zu sehen, die mancherlei außeror-

dentliche Arbeiten im Hause nöthig machen. Sagen Sie es mit Ruhe, mit kurzen Winken auf die Gründe. Wegängstelen dürfen Sie sich die Sache natürlich nicht lassen. Sie würden so den Wolstand, die Freundschaft, die feinere Humanität beleidigen. Verfallen Sie also nicht in die Schwachheit mancher Männer, die um des lieben Friedens, oder vielmehr um ihrer geistigen Gemächlichkeit willen, Alles im Hause gehen lassen, wie es geht, wenn auch Wolstand und noch höhere Pflichten darunter leiden sollten. Das wäre ja nicht männlich; und könnt' im Grund Ihrer Selane selbst nicht gefallen, wie denn das Unmännliche keinem Weib gefällt. Nein; Sie bestehen auf Ihrem Sinn: aber sanft sey die Art, wie Sie darauf bestehen. Selane ist gut; Sie werden von ihr geliebt; also wird sie nicht trozen, noch weniger maulen. Sezen Sie also voraus, daß die Einrichtung gemacht werden müsse, und bereden Sie sich nur mit ihr, über die beste Art, wie es geschehen könne. Ueberlassen Sie Manches, Ihrer freien Wahl, oder geben Sie ihr nach, wenn es nichts Wesentliches betrifft. Ich bin sicher, daß sie weniger ängstlich, in der Aus-

führung seyn wird, als in der Vorstellung davon. Billigen Sie die Ausführung, wo Sie es mit Recht können, und es wird mit der Zeit besser gehen. Kommen Fremde zu Ihnen, oder überhaupt Männer, denen Selane eine höhere Bildung zutraut, mit denen sie keine Unterhaltung fortsezen zu können wähnt; so thun Sie Alles sie ins Gespräch zu ziehen. Lenken Sie es auf etwas hin, worüber sie gut und gern redet. Haben sich Fremde einmal mit ihr eingelassen; dann ist das Eis schon gebrochen; Alles kömmt in Gang und Niemand wird oder bleibt verlegen. Selane verdient auf alle Fälle, daß Sie ihr Muth machen, und sie immer sanft behandlen, wenn auch Ihre Ungeduld manchmal gereizt wird.

Ueber die sogenannten Aufmunterungen möcht' ich eigentlich kein Wort sagen. Schon längst haben sie mich angeekelt oder empört. Durch Geld zu Menschenrettung oder Menschenliebe ermuntern, heißt die Leute auf einen Mistwagen zum Olymp erheben wollen. Wer sein Leben wagt, und eines Andern Leben rettet, um zwanzig Gulden oder zwanzig Louisd'or zu verdienen, den solte man gleich in ein

Tollhaus einsperren; wer es thäte, um sich eine Medaille zu verdienen, der hat sich selbst an einen moralischen Pranger gestellt, von dem er sich so leicht nicht losarbeiten wird. Und that er's aus Mitleid, aus inneren Drang; muß er nicht innerlich empört werden, wenn man ihn durch ein Paar elende Goldstücke belohnen will; belohnen, da ihn sein Herz, sein Bewußtseyn, über alles Gold der Erde erhebt? Recht, daß der Staat solche Menschen schäzt, daß der Regent ihnen seine Werthschäzung zu erkennen giebt. Aber er soll sie nicht entehren, durch Bezahlung; er soll nicht den demütigenden Gedanken in ihm weken, als halt' ihn sein Fürst für eine so feile Seele, die sich für eine Handlung der Menschlichkeit ablohnen ließ. Er gehe zu ihm in sein Dorf, in sein Wohnhaus, mit der Obrigkeit des Orts, oder laße ihn zu sich kommen, auf die Parade, auf den Schloßplaz, an einen öffentlichen Ort; er drüke ihm die Hand, und bezeug' ihm seine Freude, wieder einen braven Mann in seinem Lande zu kennen. Er geb' ihm sein Bild, und laß' ihn selbst malen zu einer Sammlung braver Männer, zu denen ein eigener Saal bestimmt ist,

in dem sich das Ministerium oder der geheime Rath versammlet. Das wird beßer wirken, als eine, für Rettung eines Menschenlebens bestimmte Taxe, und wenn sie auch höher als zwanzig Gulden wäre. Ich sah einst, daß der Schulvisitator in Ligtheim, einen Schullehrer öffentlich, in Gegenwart aller Aeltern und Kinder umarmte, und der Schullehrer mit seiner ganzen Familie fülte sich geadelt für immer, weil der Schulvisitator im allgemeinen Ansehen stand. Nur durch hohe Achtung, durch Liebe belohnt man Liebe und Menschlichkeit, wenn anders ein Fürst sie zu belohnen im Stande ist.

Ja, man mag durch Prämien zu gewissen Zweigen der Industrie aufmuntern, die der Staat für vortheilhaft hält, wiewol evidente und allbekannte Beweise von den Vortheilen dieser Industriezweige immer die beste Aufmunterung sind. Aber etwas Inneres, Menschliches Heiliges soll man nie belohnen, dazu soll man durch keine äußere Vortheile ermuntern wollen, wenn man es nicht zu einer Waare herabwürdigen, und das Heilige mit Koth besudeln will. Gold ist auch Koth, und besudelt mehr als jeder andere.

Aber nun gar — stille häusliche Tugend, Kinder-, Aeltern-, Geschwisterliebe hervorziehen, zur Schau stellen, lobpreisen, belohnen, das ist ein Beginnen, das kein Satan scharfsinniger hätte ausdenken können, um das Menschengeschlecht in seinem verborgensten Keim zu verderben, um auch dahin Gift zu bringen, wohin es auf keinem andern Weg kommen konnte. Eine stille Tugend will man recht zur Schau stellen, damit es mehr stille Tugenden gebe! Einen Sinn, dessen größter Werth darin besteht, daß man seinen Werth selbst nicht kennt, will man weken, durch eine Anstalt, bei der er dem ganzen Lande bekannt werden muß! Ob man es nicht auch in die Landeszeitungen wird einrüken lassen, wenn Jemand andächtig gebetet hat, um die Landeskinder zur Andacht zu ermuntern! Sicher welken die Rosen des schönsten Mädchens, an dem Tag', da sie als Rosenmädchen gekrönt wird. Auf landesherrlichen Befehl sezt man feierlich in der Kirche, eine Knospenraupe an die schönste Rosenknospe des Mädchens, das als Rosenmädchen ausgerufen wird, die denn, ihrer Natur nach, die Knospe zerstört, daß sie nie eine Rose werden kann. Es ist un-

begreiflich, daß man dies nicht einsieht. Das Mädchen, das bisher seine kranken Aeltern verpflegte, seine Geschwister versorgte, an öffentlichen Vergnügungen wenig Theil nahm, auf seinen guten Namen hielt, und dabei nichts anderes zu thun glaubte, als was recht sey, was jedes ordentliche Mädchen thun würde, die wird jezt hervorgezogen, schön gepuzt, im Triumph zur Kirche geführt, öffentlich andern zum Muster vorgestellt, mit Rosen bekränzt, und erhält die Glükwünsche von allen denen, die sie zu verehren gewohnt waren. Muß denn das Mädchen nicht eitel und thöricht werden? Wird sie nicht mit einer gewissen Verachtung auf andere Mädchen herabsehen, die nicht so zur Kirche geführt, gelobt, gekrönt und beglükwünscht wurden? Muß sie nicht verderben, wenn sie kein Engel ist? Würde sie es nicht, wenn sie auch ein Engel wäre? Stolz bringt auch Engel zum Fall. Und die übrigen Mädchen, — welcher Neid wird in ihnen aufgeregt werden! Mit welchen scheelen Bliken werden sie die gekrönte ansehen, die vorher nicht beßer, nichts anders war, als sie! Statt befruchtenden Regens, hat man einen Mehlthau in die Gefülde des Dorfs fallen

lassen, der alle Insekten entwikelt und alle Blüten verdirbt. Und wie werden die Folgen seyn! Jedes Mädchen im Dorf wird sich jezt bemühen, die gute Tochter, die gute Schwester — nicht zu seyn, sondern zu machen, — nicht um seine Pflicht zu erfüllen, nicht aus gutmütiger Liebe, aus schönem Instinkt, sondern um auch einmal gekrönt zu werden. Wie wird man intrikiren, wie vielerlei Bestechungen versuchen, um eine gekrönte Schwester oder Tochter zu haben, oder um selbst gekrönt zu werden!

Ich kannte ein schönes tugendhaftes Mädchen, die ihre Tugend aufopferte, um als die Tugendhafteste gekrönt zu werden.

Der Prinz von Ligue sagt: „die Philanthropie (die bekanntlich einmal in Frankreich alle positife Religion ersezen solte) oder vielmehr die Philanthropomanie (die Menschenliebelei nicht) ist eine sonderbare Erfindung. Ist denn ein griechischer Name eine Sekte, sind Versammlungen und Schriften nöthig, um seinen Nächsten zu lieben?“ Ich möcht' auch sagen: die Rosen-

feste, oder vielmehr die Schirlingsfeste sind eine sonderbare Erfindung. Ist denn ein Zug in die Kirche, eine Lobrede, eine Krönung nöthig, um seine kranke Aeltern zu verpflegen oder für seine verwaisete Geschwister zu sorgen? Wer stärkende Arzneien bedarf, um seine häusliche Geschäfte zu verrichten, der ist sehr schwach; und wär' er es nicht, so wird er's durch die Arznei.

Will eine Regierung wirklich häusliche Tugend, und mit ihr häusliches Glük befördern; so sorge sie für gute Beamte, Prediger, und Schullehrer. Nicht für Prediger, die in eine Zeitphilosophie eingeweiht, oder neben ihrer eigentlichen Religionswissenschaft, noch gute Oekonomen, Pomologen, Bienenwärter, Halbärzte oder etwas der Art seyn sollen; sondern für ächte religiöse Männer, die wahres Christenthum, ohne Schulformen, einfach und herzlich, nach der Bibel lehren, und fest glauben, was sie lehren und thun, sich bestreben, nach dem, was sie glauben; die den Saamen der Religiosität in die jungen Gemüther streuen und durch Wachsamkeit über Sitten ihn pflegen, die Betrübten trösten, Kranken zureden und Ster-

bende hinüber begleiten bis an die Pforten jener Welt; die sich durch ihr ganzes Wirken und Leben, Zutrauen bei ihren Gemeinden zu erwerben wissen, und dieß Zutrauen zu nichts anders brauchen, als zur Beförderung der Religiosität, also wahre Pastoren, Hirten ihrer Heerden sind, Priester Gottes und Christus, und dessen Stellvertreter in ihrem Kreis. Nicht für Beamte, die blos Prozeße entscheiden, sich mitunter auf eine feine Art, bestechen lassen, ihr Ansehen durch Despotismus gelten machen, die Strafkassen füllen, die Berichte ordentlich einschiken, und sich vor ihren Obern außer Verantwortlichkeit erhalten, sondern für Männer, die in Hinsicht des Herrschens das sind, was die Pfarrer in Hinsicht des Herzens sein sollen; die väterlich über Gesundheit, Wolstand, und Sitten ihres Amtsbezirks wachen, die Unordentlichen zur Ordnung weisen, die Nachläßigen anspannen, die Fleißigen, Guten auszeichnen, Prozeße vergleichen oder abkürzen, und mit ernster Festigkeit gesezliche Ordnung erhalten, damit es den Pfarrern desto leichter werde, durch Vertrauen und Liebe, Sittlichkeit und Religiosität zu befördern. Der Staat sorge für Schullehrer, die, nicht

roh, aber nicht überbildet und noch weniger verbildet, die höchste Ehrfurcht vor Sittlichkeit und Religiosität im Herzen haben, und aussprechen in ihrem ganzen Wesen, die selbst vom Geist der Liebe beseelt, sich die Liebe der Kinder zu erwerben wissen; die Respekt haben, vor der kindlichen Natur, und den Kindern Respekt einzuflößen verstehen, vor der menschlichen; die Bibelkenntniß und Naturkenntniß genug haben, um in die Kinder aus Natur und Bibel, die ersten Keime der Dankbarkeit, des Zutrauens, der Ehrfurcht und Liebe zu Gott, zu pflanzen; die übrigens nicht mit neuen Lese-, Schreib-Rechen- und Sokratisirmethoden prunken, sondern alles auf das Einfachste und Natürlichste betreiben, sich von ihren Pfarrern leiten lassen, durch das alles aber ihr Ansehen bei den Aeltern der Kinder, gründen und erhalten. Diese Männer, die wahren Stüzen des Staats, halte man in Ehren, verschaff' ihnen ein sorgenloses Auskommen, wenn auch darum fünfzig Pferde weniger im Marstall — müßig stehen, ein Duzend Kammerherrn und Kammerjunker weniger müßig gehen, ein halbes Duzend Geheimräthe weniger müßig sizen, oder ein Paar hundert

Gardisten weniger müßig herumreiten, wenn auch die Maskeraden, die Opern und Hoffeste weniger glänzend seyn müßten. Der Regent selbst sey Vorbild jeder häuslichen Tugend, und sorge dafür, daß es auch die Ersten des Hofs und des Staats seyen, und was die Hauptsache ist,

er zeige Ehrfurcht vor Religion und ihren würdigen Verkündigern

vor diesem Quell, aus dem die häuslichen Tugenden und jede andere von selbst, rein und lauter fließen, dann wird es keiner Rosenfeste und keiner Medaillen, und keiner Art von Reizmitteln bedürfen, die ohnehin nur eine Rolle spielen, zu einer Maskerade ermuntern, von der nichts als Erschlaffung zu erwarten ist.

Jede Regierung, der das Wohl des Staats am Herzen liegt, wird hierin das herrlichste Mittel zur wahren religiösen Bildung finden.

Hundert ein und dreißigster Brief.

Leone an Wandulf.

Werdau.

Ich muß Ihnen doch von einer Geisteshypochondrie erzälen, die meinen Edelwald befallen hatte, von der er aber nun glüklich geheit ist, und — ohne Ruhm zu melden, — durch mich. Es war eine gar komische Geschichte. Manchmal mußt' ich bei Seite gehen, um zu lachen, weil ich vor Edelwald nicht lachen durfte, da er die Sache so sehr ernsthaft nahm, und darum war mir manchmal auch ganz weh dabei, weil doch wirklich seine Ruhe gestört zu seyn schien. Sie wissen, daß Thorilda von B—z noch in unserer Nähe lebt. Am folgenden Tag, als Edelwald zurükgekommen war, machte sie uns einen Besuch. Sie betrachtete Edelwald von unten bis oben, bracht' ihn auf Gespräche über mancherlei Gegenstände, ließ ihn erzälen

und urtheilen, widersprach ihm, sagt' ihm hier und da etwas Angenehmes, behauptete die tollsten Sachen, beharrte darauf oder gab nach, wie es ihr einfiel, kurz: sie begukte seinen Kopf, sein Herz, seine Festigkeit, so wie sie seine Augen, seine Nase, seine Figur begukt hatte. Flüchtig, im Weggehen sagte sie mir: „es scheint etwas an deinem Edelwald zu seyn.“ Edelwald schien indeß eben nicht sehr erbaut von ihr. „Ein sonderbares Geschöpf!“ sagt' er als sie weg war. „So viel Talent, Scharfsinn und Bildung, und Alles mißbraucht, um ja nicht liebenswürdig zu seyn!“ — „Das wollen wir sehen!“ antwortete ich; denn sie kann wirklich sehr liebenswürdig seyn. Sie kam öfter, stritt sich mit mir und Edelwald, oft hartnäkig mit ihm; gab aber am Ende meist nach. Edelwald behauptete seine ganze Männlichkeit gegen sie. Einst, als sie anfieng, ziemlich frei über Religion, besonders über christliche zu sprechen, sagt' er ihr ganz ruhig, aber schneidend-ernst, das Christenthum sey ihm heilig, wie Jedem, der es kenne; wer darüber disputiren möge, der zeige eben dadurch, daß es ihm noch nicht heilig sey. Er lasse jedem

Menschen gerne seine Ueberzeugung; allein man solle ihm auch die seinige lassen, und das nicht zum Gegenstand des Spottes machen, was ihm Gegenstand seiner tiefsten Verehrung sey. Er werde nicht einmal von Friedrich II., (er ist ihr Abgott,) in ihrer Gegenwart, leichtsinnig reden, ob er gleich über Manches leichtsinnig geredet und geschrieben habe, was weit mehr Verehrung verdiene. Diese feste Männlichkeit gefiel ihr. Sie kam fast täglich und endlich fand auch Edelwald Geschmak an ihrem Umgang. Wir besuchten sie zusammen, Edelwald auch wol allein. Wir machten Musik, lasen, urtheilten, plauderten; es kam endlich so weit, daß es uns Beiden gar nicht recht war, wenn Thorilda nicht zu gewöhnlicher Zeit kam, oder wir abgehalten wurden, zu ihr zu kommen. Ich fand nichts natürlicher als das; auch daß Edelwald lieber mit uns, auch wol mit Thorilda allein, spazieren g i e n g, und nicht mehr ritt. Indeß nekt' ich ihn manchmal, sein Pferd müss' ihn von Rechtswegen abwerfen, wenn er sich wieder darauf seze, weil er gar nicht mehr reite. Ich würd' es am Ende wol selbst noch reiten müssen, wenn ich nicht zu sehr Weib,

und das Reiten kein so männliches Beginnen wäre. Ich lacht' ihn aus, wenn er Abends gegen sechs Uhr, wo Thorilda gewöhnlich kam, unruhig in der Stube auf- und abgieng. „Ist sie nun nicht doch, dir zum Troz liebenswürdig worden?" fragt' ich dann einigemal. Und nun gieng mit Edelwald eine sichtbare Veränderung vor. Er war zurükhaltend und betreten in Thorildas Gegenwart, vermied sie augenscheinlich, ritt, wenn wir gehen wolten, und gieng, wenn wir zu Haus blieben. Er wurde verlegen, wenn sich ihm Thorilda näherte, wie sie in ihrer Unbefangenheit, immer gethan hatte, und näherte sich ihr nie, wie ehemals. Schwer war er zu bewegen, ein Terzett mit uns zu singen; zu einem Duett mit ihr brachte man ihn kaum mehr. Anfangs nekt' ich ihn, nach meiner unlöblichen Gewohnheit, sagt' ihm mit Lachen, daß sich alle Phaenomene eines Verliebten an ihm zeigten, daß ich ihn aber nicht loslassen, sondern fest genug halten werde. Verstehen Sie mich, mir kam kein Gedanke daran. Thorilda ist ein Wesen, mit dem man sich gern' unterhält, die man interessant finden, deren Umgang man suchen, sich zum Bedürfniß

machen, die aber ein Mann nicht lieben kann, aus dem einfachen Grund, weil sie kein Weib, sondern ein etwas fein-gegliederter Mann in Weibskleidern ist. Ich kenn' eine Menge Mannspersonen, in Aemtern und Würden, die weniger Mann sind, als Thorilda. Ich kam also auf den Gedanken, Edelwald glaube Eifersucht in mir zu sehen. Ich sagte kein Wort, aber ich zeigt' ihm, daß mir kein Gedanke daran gekommen war. Ich ließ ihn mit Thorilda allein, so oft es angieng, lud sie bei jeder Gelegenheit ein, veranstaltete ihnen einsame Spaziergänge, und war, wenn beide zurükkamen, in meiner rosenfarbensten Laune. Ich gab ihr Gelegenheit, jedes Talent gelten zu machen, wozu sie sich dann auch eben nicht zwingen ließ. Aber Edelwald würd' immer verlegener, ängstlicher, und vereitelte meine Absicht meist. Das war's also nicht. Auch bat er mich am Ende dringend, ihn mit Thorilda nicht so zu peinigen. Ich fragt' ihn, ob er denn ihren Umgang nicht mehr gern habe, und er gestand mir, daß das der Fall nicht sey. Ich drang liebevoll in ihn, und endlich kam es heraus, daß er fürchte, sie möge ihn nur zu sehr in-

tereßiren. Das war's also! der gute, ehrliche Edelwald, fürchtet eine Untreue an seiner lieben Aeone zu begehen; er hielt sein Intereße an Thorildens intereßanten Umgang für aufkeimende Liebe, und wolte sich, wie ein Tugendheld zurükziehen. Mogt' ich ihm sagen, was ich wolte; er glaubte mir nicht. Ich nahm mir also vor, ihn gründlich von dieser hypochondrischen Flirre zu heilen, ihn durch sein eigenes Gefül zu überzeugen, daß ihm seine Aeone noch weit unentbehrlicher als Thorilda sey. Ich ließ mich durch eine Freundin nach Hannover einladen, zu einer Zeit, da ich wußte, daß Edelwald mich nicht begleiten konnte. Ungerne sah er's, aber ich that, als merkt' ich es nicht. Ich reisete ab, — auf einige Tage nur, wie ich sagte. Thorilda empfal ich' meinen Edelwald, während meiner Abwesenheit, zu unterhalten; und sie würd' es gethan haben, wenn ich es ihr auch nicht empfolen hätte. Sie kam also regelmäßig am Abend; denn unter ihre Unweiblichkeiten gehörte auch diese, daß sie von aller Verlegenheit Edelwalds nichts bemerkte, die er freilich auch sorgfältig vor ihr zu verbergen suchte. Als die Paar bestimmte Tage

herum waren, schrieb ich ihm, daß meine Freundin mich gar zu gerne, noch acht Tage bei sich zu behalten wünsche; daß sie sich nicht recht wol befinde, und durch meine Nähe erheitert würde. (Daß dieß leztere wahr war, versteht sich.) Edelwald antwortete mir, daß es ihm zwar leid sey, mich zu missen; daß er es aber meiner Freundin nicht versagen dürfe. — Von Thorilda kein Wort! — Nach acht Tagen schrieb ich noch einmal, daß mich herzlich nach Haus, zu ihm und den Kindern verlange; daß mich aber meine Freundin gar zu dringend gebeten habe, nur noch einige Tage zuzugeben; ich habe den Muth oder die Härte nicht gehabt, es ihr bei ihren Leiden abzuschlagen. — Edelwald antwortete nicht, kam aber am folgenden Tag selbst. Er versicherte mich, es sey ihm unerträglich worden, mich so nahe zu wissen, und mich doch nicht zu sehen. Ueberall hab' es ihm gefehlt, und er wolle die wenigen Tage lieber hier zubringen, und mich zurück begleiten. Ich bezeugt' ihm meine Freude über seine Anhänglichkeit, sezt' aber hinzu, daß ich mich gewis nicht würde haben bereden lassen, wenn ihm Thorilda nicht Gesellschaft geleistet hätte.

„Ja," sagt' er, „wenn du auch da bist; dann hab' ich sie gerne um mich, unterhalte mich gerne mit ihr, und kann ordentlich verlangen auf die Stunde, wenn sie kommt. Aber als du weg warst, wars ganz anders. Ich hört sie nicht recht an, und mogte ihr nicht viel widersprechen. Es war, als wenn mir mit dir das Band fehlte, das uns zusammen hält. Wirklich hätt' ich selbst geglaubt, sie sey mir mehr, als sie mir wirklich ist." — „Also fürchtest du doch nicht mehr, daß sich eine Liebe zu ihr, in deinem Herzen anspinne?" — Ich hieng an seinem Hals, mit vollem Erguß meiner Liebe, als ich dieß sagte. Und nun bekannt' ich ihm den ganzen Zwek meiner Reise, die Ursache meines Zögerns, Alles. Ich bemühte mich, ihm seine eigene Empfindung zu erklären; daß er an dem Umgang, an dem vielseitig-gebildeten Geist, an der Originalität Thorilda's Geschmak gefunden, sich in gewissen Stunden, nach diesem Umgang gesehnt habe, wie sich manche Menschen um sechs Uhr Abends nach einer Parthie Ombre sehnen; daß dabei aber noch eine dritte Person, ich z. B. nöthig sey, wie zum Ombre; daß man überhaupt,

manche Personen nur durch oder vermittelst einer Dritten, recht genießbar finde, wie die Quinte zur Terzie und Oktav angeschlagen werden muß, um einen Akord zu machen, oder wie man manche Landschaften nur bei Mondschein recht intereßant finde, oder Hakert'sche Transparenten, blos von hinten erleuchtet, in einem verfinsterten Zimmer. Daß man Thorilda als Menschin intereßant finden, aber nie als Weib lieben könne. Es fiel ihm Anfangs auf. Sein männlicher Stolz schien etwas beleidigt. Als ich ihm aber alles entwikelte; daß unser häusliches Glük durch seinen Wahn hätte gestört werden können; was Thorilda von ihm gedacht haben müsse, wenn er sich noch merklicher, endlich auch ihr merklich, von ihr zurükgezogen hätte, daß sie am Ende selbst hätte glauben müssen, was er sich eingebildet habe; daß mein Zureden und Vorstellen fruchtlos gewesen sey: daß ich eben kein anderes Mittel habe ausdenken können, ihn zur Ueberzeugung seiner immergleichen Liebe zu mir zu bringen, und zur Ruhe. Da erkannt' er das Wohlthätige meines Heilmittels, und seit der Zeit ist alles gut. Nur eine gewisse Schaam vor mir ist ihm zurükgeblieben, und ein gewisses

Mißtrauen in seine Menschenkenntniß, was ich nicht leiden mag, was auch noch weg muß. Nie muß sich ein Mann vor seiner Frau schämen, dünkt mich; nie muß er irre werden an sich selbst, nie die Zuversicht verlieren, die dem Mann in hundert Fällen unentbehrlich ist. Manchmal ist mir's deßwegen so, als hätt' ich's nicht thun sollen, wenigstens wolt' ich das heroische Mittel nur dem Weibe rathen, das der Liebe ihres Mannes ganz sicher ist, und eben so sicher, daß sein Stolz nicht allzutief gekränkt werden könne, daß seine Liebe noch größer sey, als sein Stolz.

Unsere gute Amala ist jezt in einer Krise, die alles entscheiden muß. Ihr Inneres ist sehr krank, wie das Aeußere bei jeder Krise. Sie fült, daß sie alles verlieren werde, wenn sie ihren Glauben verliert, und doch — aber Edelwald wird Ihnen nächstens darüber schreiben.

Hundert zwei und dreißigster Brief.

Amala, geborne Lindow, an Theophan.

Werdau.

Meine mütterliche Freundin, Adelheid Külthal, hat mir so viel Gutes von Ihnen gesagt, ehrwürdiger Herr, Ihre Briefe, die sie mir vorlas, und der würdige Herr Oberamtmann Edelwald, mein Beschüzer und hoffentlich mein Retter, haben es so ganz bestättigt, daß ich in meiner Bedrängniß meine Zuflucht zu Ihnen nehme, und mir, mit vollem Vertrauen, Ihren Rath erbitte, in einer Sache, von der das Glük und die Ruhe meines Lebens, vielleicht aber auch mein eigenes Heil abhängt.

Ich bin seit zwei Jahren an einen gewissen Major Esplandin verheirathet, einen sehr liebenswürdigen Mann, den ich für sehr gut hielt, der aber nicht ganz gut ist, wenigstens nicht

gut an mir gehandelt hat; von dem ich glaubte, er liebe mich, der mich aber nicht liebte, vielleicht nicht lieben konnte, und nur mein liebendes Herz befriedigen wolte. Ich quäle mich sogar noch manchmal mit dem Gedanken, daß er vielleicht gut geblieben wäre, wenn er eine liebenswürdigere Person als mich gefunden hätte, daß er vielleicht aus Verzweiflung sich in ein Gewirr von Lustbarkeiten geworfen habe. Freilich zeigen seine Briefe an den edlen Edelwald, schon vor seiner Verbindung mit mir, daß er — Nebenabsichten dabei gehabt habe, die nicht edel waren; daß er schon damals entschloßen war, nach Paris zu reisen. Freilich hat er in Paris viel Geld gebraucht, und man sagt mir allgemein, daß die Kunstsachen, die er mitgebracht, nicht viel werth seyen — Aber was thut das? Ist es ja nur Geld, das mich nicht glüklich macht, ohne das ich aber recht gut, glüklich seyn könnte. Indeß bin ich mir bewußt, daß ich ihn treu uud redlich geliebt, daß ich an seine Redlichkeit wie an Gott geglaubt habe. Und noch jezt — ich wäre weit ruhiger, wenn er mir gleichgültiger wäre. Noch jezt will mir's oft nicht in meinen Sinn, daß er es nicht red-

lich mit mir gemeint haben solte. Daß er mich indeß nicht mehr liebt, vielleicht nie geliebt hat, dessen bin ich zu gewiß, weil er — eine andere liebt, und mit von Paris gebracht hat. Weiter etwas darüber zu sagen, kann ich nicht über mich gewinnen; Herr Oberamtmann Edelwald wird Ihnen bestimmtere Kunde geben.

Sie werden daraus sehen, daß ich mich von ihm scheiden lassen muß, wenn ich nicht mein ganzes Vermögen — doch, das wäre noch das Wenigste! — wenn ich nicht das Glük und die Ruhe meines Lebens verlieren will. Das seh' ich selbst ein. Allein ich muß das alles verlieren, aufopfern, und bin bereit dazu, so bald die Scheidung von unserer Kirche verboten, also vor Gott unrecht ist. Lieber hier eine kurze Zeit unglüklich, wo mir doch kein Glük mehr werden kann, als dort. — Ich habe Sie als einen Mann kennen gelernt, der ungescheut die Wahrheit sagt, wenn er gefragt wird, wenn sie auch den Fragenden noch so hart auffallen solte. Sagen Sie mir also auf Ihr Gewissen, wenn Sie Herrn Edelwalds Brief gelesen haben, ob ich mich nach den Gesezen unserer Kirche scheiden lassen darf, oder nicht. Ich weiß wol, daß

manche Lehrer unserer Kirche behauptet haben, Scheidung sey erlaubt: aber das wird mich nicht beruhigen. Sagen Sie mir, was die Vorschrift der Kirche ist, durch sie redet Gott zu mir; ihr will ich folgen. Entscheidet sie, daß ich in Verbindung mit Esplandin bleiben soll; so will ich ihn zwar durch meine Gegenwart nicht belästigen, sondern ihn ungestört leben lassen, mit der Person, die er liebt, und die er sich ohne Nebenabsichten gewält hat. Aber ich werde mich immer als seine Gattin betrachten, ihm mein Vermögen überlassen, und nur so viel behalten, als zu meinem Unterhalt und zu den kleinen Wohlthaten nöthig ist, die ich schon seit mehreren Jahren einigen armen Familien bestimmte; ich werde den Rest meines Lebens in einem Kloster, oder ganz abgesondert von der Welt zubringen und Gott danken, daß ich noch hier büßen kann, für die Eitelkeit, zu glauben, daß ein Mann von Esplandins hohem Geist und Genialität, an einem gutmütigen aber unbedeutenden Mädchen alles finden könne, was sein Wesen bedarf.

Ich erwarte mit Sehnsucht Ihre Antwort.

Hundert drei und dreißigster Brief.

Edelwald an Theophan.

Werdau.

Ich lege Ihnen, verehrter Mann, hier einen Brief von einem der besten kindlichen Wesen bei, das sich je an einen Mann mit ihrem ganzen Herzen gehängt hat, und von ihm getäuscht worden ist. Es ist ein ehemaliger Bekannter von mir, der Major von Esplandin, dem sie Herz, Hand und Vermögen hingegeben und der sie um das alles betrogen hat. Da er jedes Jahr mehr ausgab als einnahm, und Lust hatte, noch weit mehr auszugeben: so baut' er einen Finanzplan auf das Vermögen des guten Mädchens, das ziemlich ansehnlich ist, und er that dies um desto lieber, da er sie kennen gelernt, und sie ihm gefallen hatte. Auch ihre gutmütige Kindlichkeit, Bescheidenheit, ihr prätensionsloses Wesen, paßte ganz in seinen Plan. Er machte sich

mit ihr bekannt, und wurde bald von ihr geliebt, da er sehr liebenswürdig ist. Sie verlobten sich; er wußt' es so einzuleiten, daß sie ihm gleich im Ehekontrakt, ihr ganzes Vermögen schenkte, und nun gieng er nach Paris, wo er sich allen Ausschweifungen überließ, 80,000 Livres durchbrachte, und dafür ein halbes Duzend schlechte, wol durchgeschwärzte Copieen von guten Originalmalern mitbrachte, die ihn etwa 800 Livres gekostet haben können, die er aber für die Originale ausgab. Zugleich brachte er eine Tänzerin mit, die dort ausgedient, die er unterhalten, und die ihn zu fesseln gewußt hatte. Sie war als Mann verkleidet, um keinen Verdacht zu erweken. Eine Zeitlang hatt' er sie im Haus' unter dem Titel seines Freundes; bald wurd' ihr aber ein Haus mit allem Zubehör eingerichtet, und dort ungeheuer verschwendet. Amala vernachläßigte er ganz; ich erfuhr dies alles, als ich nach Cassel kam, sah des armen verlassenen Weibes Gram, und beschloß, sie zu retten, wozu ich schon vorher einige mißlungene Versuche gemacht hatte. Aus Esplandins, Amalens und meinen Briefen, die ich Ihnen beilege

können Sie das Nähere sehen *). Sie lebt bei mir, weiß alles, sträubte sich Anfangs, zu glauben was sie doch schon in Cassel befürchtet hatte, daß Esplandin nemlich mit einer andern Person lebe, und sowol vor, als nach ihrer Verheirathung, mit ihr in dem nemlichen Hause gelebt habe. Indeß mußte sie sich überzeugen, durch Esplandins eigene Briefe, durch das, was ich selbst gesehen habe, und durch die feierliche Aussage eines alten ehrlichen Bedienten, der mit in Paris gewesen war, dort das ganze Leben mit angesehen, und den Mitleid mit der Engelsseele Amala dahin gebracht hatte, alles zu eröffnen. Esplandin hat nemlich die Unvorsichtigkeit gehabt, ihn wegen einigen Vorstellungen aus dem Dienst zu jagen. Jezt ist sie überzeugt, daß sie sich von ihm scheiden lassen könne, und sich von ihm scheiden lassen müße, wenn sie auch nur etwas von ihren Vermögen retten, und nicht die ganze Ruhe ihres Lebens, einem Elenden aufopfern wolle. Nur hat sie noch Gewissensskrupel, ob sie es auch nach den Gesezen der Kirche dürfe. Sie ist fromm, hält also fest an

*) Sie finden sich alle in diesem Bande.

diesen Gesezen. Ihr bisheriger Beichtvater, ein strenger aber noch etwas unaufgeklärter Mann, der ihr vermutlich die Scheidung widerraten hätte, hat zum Glük aus andern Ursachen, ihr Zutrauen verloren; Sie sollen ihr also raten. Was dies seyn wird, weiß ich vorher, da ich Sie kenne; ich sag' also kein Wort darüber: aber erwägen Sie das wie, bei dieser ängstlich gewissenhaften, für das, was recht und gut ist, alles aufzuopfern willigen Seele. Sie verdient, recht beruhigt und glüklich zu werden, was sie, so bald der wunde Flek in ihrem Herzen geheilt, und ihr Glauben an Menschen, oder vielmehr, an sich selbst wieder gehörig gestärkt ist, sehr leicht werden kann.

Ich empfehle Ihrer Weisheit und Fürliebe diese Sache, die mir sehr am Herzen liegt, und meiner Aeone fast noch mehr als mir.

Hundert vier und dreißigster Brief.

Adelheid Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Seit uns der Verlust unserer Hella ersezt ist, seit ich meinen Oswald heranwachsen sehe, hat sich manches in meinem Inneren entwikelt was mich manchmal besorgt macht, als steh' es nicht recht mit mir, was ich deßwegen Ihnen, als meinem freigewälten Beichtvater beichten muß. War vorher mein Gewissen nicht so zart, oder bin ich jezt ängstlicher — ich weiß es nicht — das weiß ich aber, daß mir die Skrupel nicht kamen, die mich jezt manchmal quälen. Ich habe nemlich gegen Oswald, durch den uns Hella ersezt ward, eine ganz andere Art von Empfindung, wie gegen die Kinder meines Mannes. Mir ists, als sey mein Herz in ihn übergegangen; als sey er eigentlich mein wahres Ich. So

ist mirs mit den andern Kindern nicht. Ich habe sie alle herzlich lieb; aber es ist eine mehr gewöhnliche Liebe. Sie sind so kein Theil von mir selbst. Sie sind mir fremder, ferner, als Oswald. Diese Sehnsucht bis er erwacht und seine Blike auf mich wirft; diese Wonne bei dem Betrachten seines Schlafs; diese Seligkeit, wenn er meine Liebe durch ein Lächeln erwiedert — er lächelt aber auch wie ein Engel! — wenn er mich mit seinen kleinen Händchen streichelt, von dem Arm seiner Wärterin zu mir hinreicht; nein! diese empfand ich bei Külthals Kindern nie! Solt' ich auf dem Wege seyn, eine Stiefmutter gegen sie zu werden? Und was soll ich thun, um es zu verhindern? Ich bin darum ängstlich bei ihrer Behandlung und Erziehung. Besonders wag' ich nicht Unarten an ihnen, scharf zu tadeln oder gar zu bestrafen. Ich fürcht' immer, hart zu seyn gegen sie. Es muß weit gehen; denn mein Külthal hat mich schon darüber zur Rede gestellt, und mich aufmerksam darauf gemacht, daß mir die Kinder nicht mehr so pünktlich folgten, wie ehemals. Wirklich ist es auch so. Sie thun zwar am Ende, was ich

haben will, allein ich gebe ihnen gute Worte, frage sie, ob sie mich nicht mehr liebten; Aemilie natürlich die weichste thut es dann gleich, und Franz, etwas mehr Starrkopf, bleibt nicht zurük. Allein es geht doch nicht alles mehr auf einen Wink. Manchmal dünkt mich, es sey nicht recht und ich müßte mein volles Mutteransehen wieder gelten machen, was Külthal gleich herzustellen weiß, wenn er gegenwärtig ist. Aber dann bedenk' ich doch auch, daß Gehorsam aus Liebe der edelste Gehorsam ist, daß die Kinder also besser werden, wenn ich ihren Gehorsam erbitte als wenn ich ihn erzwinge. Ruhig bin ich aber bei der ganzen Sache nicht, und bitte Sie deßwegen um Ihren Rath. Aus Delikateße mag ich meinem Külthat meine Empfindungen nicht ganz entwikeln, eben weil alle doch seine Kinder sind. Ich will recht handeln, das wissen Sie, ich möcht aber auch das Mittel wissen recht zu empfinden; dazu bedarf ich Ihrer Leitung.

Külthal ist wol, ruhig, und glüklich, wie man nur bei festem Vertrauen auf Gott seyn kann. Grüße von ihm bring' ich Ihnen aber

nicht, weil er von meinem Brief nichts weiß; und ich werfe mir das so wenig vor, als ob ich heimlich wegen eines Geburtstagsgeschenks an Sie geschrieben hätte. Wenn ich im Reinen mit mir selbst bin; dann ist — der Geburtstag vorbei, dann soll er's schon erfahren.

Hundert fünf und dreißigster Brief.

Theophan an Adelheid.

Brukholm.

Eine der edelsten Damen, die ich je kannte, eine Schwester, wie es wenig Schwestern, eine Freundin, wie es wenig Freundinnen, eine Stiefmutter, wie es wenig Mütter giebt, sezte mich einmal in große Verlegenheit, als von den Provinzialnamen der bekannten Blume: Je länger je lieber und Stiefmütterchen die Rede war. Bei einer Stiefmutter hatt' ich nie an sie gedacht; ich schmälte deßwegen sehr darüber, daß man den ersten schönen Namen in den zweiten häßlichen verwandelt hätte. „Ist denn eine Stiefmutter so etwas übles?" fragte sie ruhig. Wie ich erschrak, können Sie denken. Indeß sagt' ich ihr ehrlich, wie es zugegangen sey; daß ich mir bei einer Stiefmutter, wie sie selbst denke. Erst später fiel es mir ein, daß

sie beides sey; ich glaube, ich hätt' es ihr sonst auch gesagt.

Diese Anekdote soll Ihnen, meine theure Freundin, nur ankündigen, daß ich über Ihre Aengstlichkeit gelächelt habe. Daß mich dieß aber nicht abhalten wird, Sie ernstlich zu beruhigen, das wißen Sie. Wäre ja das ein harter Mensch, der eine Aengstlichkeit bei einem Andern nicht achtete, weil er sie für grundlos hält. Sie quält ja darum den Aengstlichen nicht weniger!

Mutter können sie denen nie werden, die nicht Ihre leiblichen Kinder sind. Es ist nnr eine Redensart, wenn man dieß von irgend Jemand sagt, die die Kinder nicht geboren hat. Stiefmutter ist also ein widersprechender Begriff. Das Wort Mutter muß immer allein stehen, die Mutter ist so einzig in der Natur, wie Gott. So wenig man Stiefgott sagen kann; so wenig solte man Stiefmutter sagen. Nie können sie also das, für andere Kinder empfinden, was sie für ihre eigene empfinden; das liegt in der weiblichen Organisation; und sich vorwerfen, daß man nicht Stiefkinder wie eigene lieben kann, ist eben so thöricht, als ob man

sich ängstigen wolte, daß man mit dem Ohr nicht sehen, oder mit der Nase nicht hören kann. Ehe eine Frau Kinder hat, kann sie indeß, die Kinder ihres Gatten, auf eine Einzige, nach ihrer Meinung, nicht zu übertreffende Art lieben, wenn sie ihren Gatten liebt. „Wer liebt den, der Andere geboren (oder gezeugt) hat, der liebt auch die, die von ihm geboren (oder gezeugt) sind.“ So sagt der große Virtuose der Liebe, Johannes. Ein Kind des geliebten Manns ist auch wirklich das Beste, Höchste, nach dem Mann, für ein edles Weib. Aber es wird anders, wenn sie selbst Kinder bekommt. Ein neuer Sinn wird in ihr geöffnet; ein neues Leben entwikelt sich. Was sie jezt empfindet, kannte, ahnete sie selbst nicht in sich. Es ist eine Fülle des Geistes über sie ausgegossen, wie über jene Christen am Pfingstfest. Man staunt sie an, und sie sich selbst, wie jene. Ihr Kind ist ein Wesen, das ihr angehört, wie Niemand; sie ist mit ihm zusammen gewachsen, wie mit Niemand. Das ist heilige Organisation der Natur, und wehe dem Menschen, der etwas dazu oder davon thun, der diese Einzige Empfin-

dung noch auf ein anderes Wesen leiten wolte. Es wäre Sünde, wie es nur Abgötterei ist, und im Grund auch Abgötterei. Ihr leibliches Kind liebt die Mutter, ohne es zu sagen, ohne es zu wollen. Sie müßt' es lieben, und wenn diese Liebe Sünde wäre. Jezt muß sie sich sagen: die Kinder deines Gatten müssen auch deine Kinder seyn; du liebst sie auch, obgleich mit einer andern Liebe; du mußt sie behandlen wie dein leibliches Kind. Jezt tritt Pflicht ein; aber Pflicht, die durchaus nicht als kalte Pflicht erscheinen darf. Sie muß Natur werden, muß die Stelle jener Einzigen Mutterliebe ersezen, so weit sie ersezt werden kann. Mit weiser Milde hat die Natur dafür gesorgt, daß sich die Mutter vorbereiten kann auf diese Pflicht; hat sie ihr erleichtert durch Liebe zu den fremden Kindern, zu der ihr Herz schon gewohnt war, ehe sie eigene Kinder hatte. Jezt wissen und werden die Stiefkinder nie merken, daß sie Stiefkinder seyen; daß es noch eine andere Art von Mutterliebe gebe, als die, die man gegen sie äußert.

Nie also breche sie vor ihren Stiefkindern aus, jene einzige, heilige Zärtlichkeit, die sich

allein gegen ein leibliches Kind ergießen kann. Der Hohepriester unseres Herzens darf überhaupt nicht, als solcher erscheinen vor andern Priestern. Allein geht er ins Allerheiligste; kein gemeiner Priester ist Zeuge. Drükend ist es immer für die, die uns nahe sind, und zu den Nächsten zu gehören glauben, wenn sie es sehen, wie viel nähere Wesen wir haben; und warum solten wir sie drüken? Viel weniger wird es ein edles Weib denen thun, die ja keine andere Mutter haben als sie!

Ein Anderes wär' es mit erwachsenen Töchtern. Ich sage: Töchtern; denn erwachsene Söhne muß nie eine Mutter allein erziehen, vielweniger eine Stiefmutter. Ihnen ist der Unterschied nicht immer zu verbergen; das Verhältniß wird unnatürlich, peinigend, wenn man ihn immer verbergen wolte. Den Unterschied aber empfinden lassen, ohne sich zu erklären, wär' eine Art von Härte, könnte wenigstens so mißdeutet werden. Mit ihnen rede also die Stiefmutter offen, doch mit der Zartheit und Schonung, die dem edlen Weibe natürlich, also leicht ist. Sie sag' ihnen, daß sie nach der Natur des Menschenherzens nicht Al-

les das für sie empfinden könne, was sie gegen leibliche Kinder empfinde; daß sie ihnen also nicht leibliche Mutter sey, aber wie eine leibliche Mutter an ihnen handlen wolle. Und das halte sie auch. Unpartheyische Gerechtigkeit, herzliche, sich immer gleichbleibende Gutmütigkeit, gewissenhafte Treue kann unbeschreiblich viel ersezen. Ich kenn' eine Frau, die Stieftöchter, erwachsene Stieftöchter bekam, und auch noch eigene Kinder, deren Stieftöchter noch dazu, durch Zöglinge der Hölle, gegen sie eingenommen waren, und dadurch das Zutrauen dieser Töchter so gewann, ohne alle Kunst, blos durch ihre Redlichkeit, Güte und Liebe, daß man lange in dem Hause seyn konnte, ohne einen Unterschied zwischen den Kindern und Geschwistern zu bemerken, daß Alle die Mutter liebten, wie eine leibliche Mutter, und alle Geschwister sich unter einander, wie leibliche Geschwister. Das kann und wird sicher auch Ihr Fall seyn, wenn Sie sich nur ohne Aengstelei und Klügelei überlassen Ihrem gesunden Herzen und gesunden Verstand, und der höheren Leitung, die Ihnen so heilig ist.

Aber seyen Sie ja nicht gelinder gegen Ihre Stiefkinder, als Sie gegen Ihre eigene seyn würden; nicht gelinder oder vielmehr schwächer, als Sie vorher waren. Dann wären Sie eine arge Stiefmutter, blos um keine zu scheinen. Nein; so fest Sie bisher auf Ihrem Wort bestanden haben; so fest bestehen Sie auch jezt darauf. So wenig Sie vorher Gehorsam erbeten, erschmeichelt haben; so wenig thun Sie es jezt. Ein erbetener Gehorsam ist kein Gehorsam. Die Liebesbeweise der Kinder müssen nicht erbettelt werden, sondern sich von selbst ergeben. Gehorsam der Kinder ist kein Liebesbeweis, sondern heilige, unerläßliche Pflicht. Bei dem unerwachsenen Kind hängt es oft von seiner Laune ab, ob es Liebesbeweise gerade jezt geben will; aber Gehorsam darf von keiner Laune abhängen. Gehorsam muß ein Theil seiner sittlichen Organisation werden, wie Athmen ein Theil seiner physischen ist.

Leben Sie wol und grüßen Sie mir zu seiner Zeit, Ihren Külthal.

Hundert sechs und dreißigster Brief.

Theophan an Amala, geborne von Lindow.

Brukholm.

Mit der innigsten Theilnahme hab' ich Ihren Brief, meine Gnädige, und Edelwalds weitere Nachrichten gelesen. Nur der Allreiche, der Alles ersezen kann, darf so viel nehmen, als Ihnen genommen ist; und nur einem allweisen Vater, der nur weh thun kann, um wol zu thun, vermag man es zuzutrauen, daß Er diese schmerzende Wunde an Ihrem Herzen zu einem Reinigungs- und Veredlungsmittel für Ihr ganzes Wesen, nöthig gefunden habe. So wie es Menschen giebt, die zu Helden im Handlen für das Gute gebildet werden; so giebt es andere, besonders Personen Ihres Geschlechts, die Heldinnen im Dulden werden sollen. Indeß ist Ihnen noch bei Weitem nicht Alles genom-

men. Sie haben noch eine lange Reihe von Jahren vor sich, in denen Sie wirken und genießen können, und eine noch weit längere Ewigkeit, in der Wirken und Genuß Eins ist, zu der uns Alles Erdenwirken und Erdendulden und aller Erdengenuß bilden soll. Ohne Hinblik auf sie wäre freilich manches Menschenleben, ein unauflösliches Räthsel, und ich getraute mir nicht, eine Vorsehung zu behaupten, nicht einmal die Kraft, sie zu glauben. Aber jezt ists anders. „Frage mich nicht, schuldloser Unglüklicher (wenn du in diesem seltenen Fall bist)" — so sagt ein gehaltreicher und tief-religiöser Schriftsteller — „auf deinem Sterbebett, mit gebrochener Stimme: wo dann deine Vorsehung sey? — Schreitet hinter zu großem Glük die Nemesis strafend: so geht sie auch hinter zu großem Unglük belohnend. Stirb nur, so mußt du sie sehen."

Doch; so weit sind Sie noch nicht. Ich mögt' Ihnen vielmehr sagen: Leben Sie nur; handlen Sie entschlossen, und Sie werden die vergeltende Vorsehung erbliken, noch in diesem Leben.

Ich schäze Ihren Sinn, der lieber Alles dulden, das Glük und die Ruhe des Lebens aufopfern, als unrecht thun, und die Geseze der Kirche übertreten will. So denkt eine ächte katholische Christin. Was sie als heilig bekennt, muß ihr auch heilig seyn; und dem, was ihr heilig ist, muß alles Andere nachgesezt werden. Aber die Kirche verbietet Ihnen in diesem Fall nicht, sich Hülfe zu verschaffen; Vernunft und Christenthum befielt es Ihnen vielmehr. Sie dürfen sich scheiden lassen; so müssen Sie es auch.

Nur das ist ein von Gott auferlegtes Leiden, was wir geduldig tragen müßen, wenn wir ohne Unrecht, schlechterdings nichts thun können, uns davon zu befreien. Können und dürfen wir etwas thun; so müßen wir's auch; so gewis wir Arznei nehmen müßen, um uns von einer Krankheit zu heilen, oder richterliche Hülfe suchen müßen, wenn man uns ungerechter Weise um unser Vermögen bringen will. Sie würden das Glük und die Ruhe Ihres Lebens morden, wenn Sie sich von dem Wüstling Esplandin nicht scheiden ließen; und das

ist auch ein Selbstmord, ein Selbstmord der ärgsten Art.

Denn, meine Gnädige, weder Jesus, noch die Apostel, noch unsere Kirche verbieten eine Scheidung, in Ihrem Fall; vielmehr wird gänzliche Scheidung ausdrüklich erlaubt.

Sie wissen, wie sich unser Herr über die Scheidungen ausdrükt. Freilich schränkt er sie sehr ein; aber, wenn der Mann oder das Weib durch Untreue die Ehe selbst gebrochen hat, dann sezt Er voraus, daß man sich scheiden dürfe. Und daß Er nicht zu der Obrigkeit, sondern zu dem Gewissen rede, das zeigt die ganze Rede deutlich genug.

Die Tradition, oder die, auf uns gekommene Meinung der Kirchenväter, der Kirchenversammlungen, und der Päpste, stimmt ebenfalls für die Scheidung in dem angegebenen Fall. Hören Sie nur einige Thatsachen.

Drei Kirchenversammlungen, die man für allgemeine Konzilien hielt, die also das höchste Ansehen in der Kirche hatten, erlaubten den morgenländischen, doch mit den abendländischen im Glauben vereinigten Christen, die Lösung des Ehebandes, wenn wichtige Ursachen da seyen.

Die lezte dieser Versammlungen nahm sogar den, gegen alle Ehescheidungen schon gefaßten Beschluß wieder zurük. Sechs Jahrhunderte lang erlaubten christliche Kaiser solche Ehescheidungen, und gaben Erlaubniß, sich wieder zu verheiraten, ohne daß die wachsame, für Glaubensreinheit so besorgte und damals noch so mächtige Kirche, je mit einem Wort widersprochen hätte.

Vier und zwanzig Kirchenversammlungen oder Päpste, als Päpste, wo ihr Urtheil für entscheidend gehalten wird, erlaubten die Ehescheidungen aus wichtigen Ursachen, und eine zweite Heirat; vier ohne solche Heirat, und einmal wurde die zweite Heirat abgerathen. Zwölf Kirchenväter waren für die Scheidung mit einer zweiten Heirat, sieben dafür, ohne zweite Heirat, alle aber dafür, wenn Ehebruch bewiesen war.

Die Kirchenversammlung zu Trident, erklärt sich nicht gegen die Scheidungen, sondern läßt die Sache unentschieden; sie vertheidigt sich nur gegen die Neuerer, die behaupten, man irre sich (das hieß damals so viel, als: man falle in eine Kezerei) wenn man lehre, daß Ehescheidung ganz unerlaubt sey. Schon war der Be-

schluß entworfen, daß der von der Kirche verworfen seyn solle, wer behaupte, durch Ehebruch könnten vollzogene Ehen ganz aufgelöset werden. Als man der Versammlung aber vorstellte, daß so viele Kirchenversammlungen, in diesem Fall' erlaubt hätten, daß auch sehr viele unter dem römischen Papst stehende griechische Katholiken dieß bisher, allgemein für erlaubt gehalten hätten, so wurde der Beschluß dahin abgeändert, daß nur diejenigen von der Kirche verworfen werden sollten, die anders Denkende eines Irrthums oder einer Kezerei beschuldigten. Sie sehen, man wolte über die Sache selbst nicht entscheiden, aber auch verhüten, daß nicht über strenger oder ängstlicher denkende, ein Verwerfungsurtheil gesprochen wurde. Er war also mehr ein Intoleranzverbot, als ein Verbot der Ehescheidungen. Hätten die tridentinischen Väter, die Auflöslichkeit der Ehe für einen Glaubensirrthum gehalten, so hätten sie es geradezu erklären müssen, und auf keine Vorstellungen achten dürfen. Sie hätten sich erklären müßen, wie sie sich fast unmittelbar vorher gegen die Scheidungen, aus Ursachen der Kezerei, wegen Beschwerlichkeit des Zusammenlebens, oder wegen Entfernung des

Einen Theils erklärt, und solche Scheidungen geradezu für verboten erklärt hatten. Daß sie es nicht thaten, zeigt klar, daß sie hierin nichts entscheiden wolten.

Seit sechs bis siebenhundert Jahren wird freilich die Wiederverheiratung nach einer Scheidung verboten; allein in dem Fall', der Sie getroffen hat, die Scheidung selbst, oder Trennung von Tisch und Bett erlaubt. Und seit Weckmeister, Ruppert, Socher und mehrere unserer angesehensten Theologen, diesen Gegenstand untersucht und Gutachten darüber ausgestellt haben, werden auch wieder Verheiratungen nach einer rechtmäßigen Scheidung, von der Kirche erlaubt.

Was wäre nun die Folge davon? die Tradition ist nicht einstimmig, was sie doch nach den Grundsäzen unserer Kirche seyn muß, wenn sie eine Glaubenslehre begründen soll. Im Gegentheil! wolte man auf die Mehrzal der Beschlüße sehen; so wäre sie offenbar für die Scheidung in wichtigen Fällen, und für die zweite Ehe sogar. Die Lehre gehört also zur veränderlichen Kirchendisziplin; und es gilt, was unser heilige Augustin so wahr sagt: „Im Nothwendigen sey

Einheit, im Zweifelhaften Freiheit, in allem Liebe."

Sie sehen, meine Gnädige, ich kann es sicher auf mein Gewissen nehmen, wenn Sie sich scheiden lassen, was auch im Napoleonischen Gesezbuch, sobald Beweise vorgebracht werden, ohne Anstand geschehen wird. Lassen Sie also Ihre Freunde, alle dazu nöthige Schritte thun, und ich weiß, daß Sie nach einiger Zeit Ihre verlorne Ruhe, und statt eines scheinbaren Glüks, ein wahres finden werden.

Lassen Sie mich Ihrem ferneren freundlichen Andenken empfolen seyn.

Hundert sieben und dreißigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Ich habe wegen Amala noch einen harten Kampf bestanden; aber ich hoffe, den lezten. Esplandin war hier, mit zwei seiner Freunde oder vielmehr, seiner Orgiiengesellen. Zum Glük, daß er so spät gekommen ist; daß ihn sein Leichtsinn erst jezt etwas fürchten ließ. Gewiß hätt', er sonst das übergute Wesen, noch einmal getäuscht und bethört. Jezt, als sie von allem überzeugt war, als sie die Beweise seiner Untreue, nicht blos aus dem Munde des alten treuen Kaspars gehört, sondern in Händen hatte. — Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen schon sagte, daß der alte Mann mehrere Billets von der Tänzerin an Esplandin, und von ihm an sie, aufbewahrt und mir gegeben hatte — jezt kostet es Mühe, sie fest zu erhalten. Ich mußte sie

immer fragen, ob sie denn noch einmal ein agneau, ein brebis, eine imbecille seyn wolle. — So hatten beide sie immer genannt — ich mußte ihr Stellen aus Esplandins Brief vorlesen; ihr alles frisch ins Gedächtniß rufen, die plumpe Betrügerei mit den schlechten Copieen, ihr immer wieder auftischen, um sie zu stärken in ihrem Entschluß. Aber ich muß auch sagen, daß Esplandin alle Rollen mit der größten Gewandheit spielte und zu spielen wußte. Durch die Rolle des Reuigen hätt' er sie beinahe wieder bethört. Nachdem er nemlich alles angewendet hatte, um Amala zu überzeugen, daß man ihm Unrecht thue, daß er sich freilich Leichtsinn vorzuwerfen habe, und Verschwendung, daß er aber in ihrer Nähe und durch die reine Athmosphäre ihres Wesens, schon solider geworden sey, und es gewis ganz werde; daß er ihr nichts habe versagen wollen, und blos deßwegen diese Entfernung zugegeben habe; daß er ihre Entfernung nicht länger habe tragen können; daß er mit den Gemälden blos sey betrogen worden und was dergleichen Windbeuteleien und Schmeicheleien mehr waren; und als dieß vergebens war, weil ihn Amala nie allein, son-

dern nur in meiner Gegenwart sprach, und weil ich immer eingriff, sobald ich eine Schwäche an ihr merkte: so kam er an einem Morgen, ganz in dem Costume und mit dem Wesen einer männlichen Maria Magdalena, wie sie fast von allen Malern gemalt wird. Er war so reizend wie möglich, und schien von Schmerz zu Boden gedrükt, so sehr wie möglich. Den Ehekontrakt und mehrere Briefe hatt' er bei sich; seine beide Reisegefährten und Mitspieler kamen mit ihm. Er machte seine Confessions, mit einer Natürlichkeit und Wahrheit, die dem besten Schauspieler Ehre gemacht hätten. Auch macht' ich einigemale Mine zu applaudiren, und es wäre wirklich dazu gekommen, wenn es die Schonung der tiefgebeugten Amala erlaubt hätte. Er sagte denn unter andern, daß er durch eine Cokette sey bethört worden; daß er allerdings einer Amala nicht werth sey, indeß alles zurüknehmen und gut machen wolle. Hier gab er ihr den Ehekontrakt zurük. Er verdiene die Güte nicht, die sie darin für ihn geäußert habe, wolle deßwegen auch keinen Gebrauch davon machen. — Der schlaue Vogel wußte wol, daß er dadurch nichts verliere; er mußte ahnen, daß sich Amala

ohnehin seiner Erklärung, ihr ihn zurükzugeben, sobald sie es verlange, bedienen werde, um ihn für null und nichtig zu erklären. Durch scheinbare Großmuth hatt' er die gute Seele schon einmal bethört; er hoffte das zweitemal die nemliche Wirkung. Der Cokette, die ihn bisher bestrikt, hab' er in diesem Briefe, den er mir hinreichte, förmlich entsagt, und hier auch (er legt' einen andern Brief vor mich hin) das Hotel, das sie bewohne, aufgekündigt. Er selbst sey Willens, auf sein Landgut in Westphalen zu gehen, wenn es ihm Amala überlassen wolle; dort wolle er den Rest seines Lebens, still mit dem Landbau sich beschäftigen, und die Menschen um sich her glüklich zu machen suchen. Von seinen beiden bisherigen Gefährten habe' er sich auch getrennt, weil er auch durch ihren Umgang verführt worden sey. Die beiden Verbündeten waren erstaunt und empört über Esplandins Monolog. Sie redeten ihm zu, er soll' es doch nicht zu weit treiben. Die Französin möchte er allerdings fortschiken, da es der gnädigen Frau unangenehm sey; aber es sey doch unsinnig, sich in eine Wüste zu vergraben; das werde die gnädige Frau selbst nicht wollen. Sie spot-

teten über ihn, riethen ihm, einen Sak statt Uniform, und Asche auf den Kopf, statt eines großlokichen Titus. Sie baten Amala, ihn doch wieder zum Verstand zu bringen, sie allein könne es. Schon lange hätten sie einen solchen Ausbruch gefürchtet; er habe schon mehrere solcher melankolischer Anfälle gehabt, habe dann so viel von Amala gesprochen. Man müßte für einen Arzt sorgen, der ihm eine tüchtige Aderlaß verodne, um sein Blut zu verdünnen u. s. w. Auch sie spielten ihre Rolle meisterhaft. Esplandin bestand aber darauf, sie sollten ihn sogleich verlassen; auch er wolle noch heute abreisen, was auch aus ihm werden möge. Er begehre gar nicht, daß Amala ihn begleite. Das verdiene er nicht. Wenn er nur ihre Verzeihung erhalte. Amala war sehr bewegt; sie bebte und ihr sanftes Auge schwamm in Thränen. Sie hat mir in der Folge gestanden, daß sie auf dem Punkt gewesen sey, ihm die Hand zu reichen, und sich völlig mit ihm auszusöhnen. „Er bereut ja alles!“ habe sie sich gedacht. „Er will ja alles gut machen was er kann. Da vergibt Gott ja; solt' ich nicht vergeben?“ Immer, als sie schon Esplandins Leichtsinn nicht blos geahnet

sondern gekannt habe, sey ihr der Gedanke so lieb gewesen, vielleicht durch ihre Liebe, ihn zu bessern. Der gefährlichste Wahn, der aber bei unschuldigen, mit der Welt unbekannten Mädchen ziemlich gewöhnlich ist; da sie doch wissen, wenigstens von Erfahreneren sich belehren lassen könnten, daß ein Wüstling keine Liebe fült, nie liebt, nicht einmal an reine Liebe glaubt; daß er also nicht durch Liebe, sondern nur durch hohe Schiksale und durch Religion, wenn er deren noch fähig ist, gebessert werden kann. Ich merkte etwas von ihrer Stimmung, und füchtete diese schwache Weichheit, die Esplandin so oft und arg mißbraucht hatte. Natürlich glaubt' ich also auch eingreiffen zu müßen. Ich faßte den Heuchler bei seiner Heuchelei. „Die Verzeihung des guten Wesens will ich Ihnen wohl bewirken" — sagt' ich; „und da Sie weiter nichts wollen, so werden Sie auch ohne Zweifel, gleich in die Scheidung einwilligen, die schon eingeklagt ist; und in Amala's Erklärung, daß sie den Ehekontrakt mit der Schenkung ihres Vermögens zurüknehme, wozu Sie ihr von Paris aus die Freiheit gegeben haben." Wie ein Blizstral durchbebt' es ihn. „Ist das wirklich so, Amala? fuhr er auf, und

stürzte auf Amala los. „Wollen Sie eine Unwahrheit aus ihr herausschreken?“ sagte ich, und trat dicht bei sie. „Dadurch wird doch die Sache nicht anders. — Lassen Sie es Esplandin aus Ihrem eigenen Munde hören, daß schon geschehen ist, wozu er sich selbst verdammt hat.“ „Ja Herr von Esplandin,“ sagt' Amala bebend. „Sie haben mich zu dem Schritt gezwungen, und man hat mirs zur Pflicht gemacht,“ — Jezt erschien er in seiner wahren Gestalt. „Das hast du gethan, Teufel,“ stürzt' er wütend heraus. „du arbeitest schon lange an meinem Verderben, Erbschleicher. Amalens Güter wilst du schluken, aber noch vorher soll dich der T— holen!!“ Er sprang auf mich zu, einer seiner Helfershelfer ebenfalls, der andere rannte zur Thüre hinaus, vermuthlich um Pistolen zu holen. Es war aber schon für alles gesorgt, weil man einen solchen Auftritt erwarten mußte. Die Pistolen hatt' ich in Verwahrung bringen lassen. Den abgeschwächten Esplandin stieß ich sehr leicht zurük, daß er hinter sich taumelte; Amala gab ich einen Wink zu entfliehen, sie rettete sich in ein nahes Kabinet, und riegelte sich ein. Den Spiesgesellen hielt ich mir, obgleich mit Mühe,

mit der einen Hand vom Leib, und mit der andern zog ich die Klingel. Der Amtmann mit drei rüstigen Amtsdienern trat herein, wie ich es bestellt hatte. Esplandin hatte sich aufgerichtet, seinen Getreuen ließ ich los; es schien alles friedlich zu seyn. „Haben Sie doch die Güte, Herr Amtmann,“ — sagt' ich nun ruhig, denn ich war auf meine Rolle ganz vorbereitet, — „den Reisewagen der Herren vorfahren zu lassen. Sie wollen in dem Augenblike abreisen. Ihr wartet, ob die Herrn noch etwas einzupaken oder zu bestellen haben.“ Wirklich hatt' Esplandin, um die Komödie täuschender zu machen, den Reisewagen aufpaken und anspannen lassen. Konnt' er ja leicht wieder abgespannt und abgepakt werden. Kurz: die Herren hatten keine andere Wahl, als — sich öffentlich beschimpfen zu lassen, oder davon zu fahren. Sie wälten das Lezte, stiegen zähneknirschend in den Wagen, nachdem Esplandin noch den Wunsch geäußert hatte, Aeonen zu sprechen, — vermuthlich, um auch bei ihr noch einen Versuch zu wagen, was ich aber ablehnte, ob ihm gleich Aeone gewiß die derbe Wahrheit gesagt haben würde. So war denn Amala die Taube von dem Geyer be-

freit, der bisher von ihren Lebenssäften gezehrt hatte.

Freilich hatten wir Anfangs viel mit ihren Skrupeln zu thun; — ob sie nicht doch zu hart gewesen sey? Ob Esplandin sich nicht hätte bessern können, wenn sie ihn wieder aufgenommen hätte? Ob er jezt nicht zur Verzweiflung gebracht werde? Ob er nicht zu einem Selbstmord fähig sey? Wir suchten sie auf alle Art zu beruhigen, die Hauptsache bewirkte aber der trefliche Theophan, der ihr auch die Skrupel über die Ehescheidung benommen hatte. Hauptsächlich hat er sie überzeugt, daß ein schwacher Wüstling, wie Esplandin, zu einem Selbstmord keine Lust habe, so lang' es noch Austern, Champagner und feile Dirnen gebe, und keinen Muth, wenn er auch mit Hausmannskost verlieb nehmen müsse, und das Laster ihn verlassen habe. Sie will also jezt dem Prozeß seinen Lauf lassen der ohne Zweifel sehr bald zu ihrem Vortheil entschieden werden wird. Zum Besten Esplandins hat sie indeß noch einen Plan im Kopf, den sie mir zu entdeken — sich ohne Zweifel scheut. Mag sie ihn dann immer ausführen. Reich wird sie ohnehin nicht bleiben; und was

soll ihr auch der Reichthum, da sie auf dem Land' ganz in der Stille leben will, und überhaupt so einfach zu leben gewohnt ist?

Mir ists, wie nach einem schweren Gewitter, das sich recht ausgetobt hat. Es lag mir wie Blei auf der Brust; jezt athme ich freier, auch meine Aeone und wir alle.

Leben Sie wol; wir thun es jezt auch.

Hundert acht und dreißigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Amalas Ruhe ist doch noch einmal, und zwar ziemlich heftig erschüttert worden. Esplandin hat sich ein Gutachten von einem beschränkten unwissenden katholischen Geistlichen erkauft, nach welchem jeder Katholik verdammt ist, von der Kirche, wenn er sich scheiden läßt. Er führt viele Stellen aus den Kirchenvätern an, und einzelne Beschlüße von Konzilien, auch Stellen aus der Bibel, in denen der ehelose Stand wegen der damalig für die Christen so beträngten Zeit, angerathen wird. — Als wenn es der guten Amala um das Wiederverheirathen zu thun wäre! — das alles ist aufgestuzt mit einer Kapuzinerrede über den Leichtsinn und die Ruchlosigkeit der Welt; daß Katholiken nicht mehr katholisch seyen, allerlei Sitten, Gebräuche und

Behauptungen von den Kezern annähmen, die doch von der Kirche längst verdammt seyen, u. s. w. Es ist das elendste Gewäsch' was man lesen kann. Was aber den tiefsten Eindruk auf Amala machte, ist die, vermuthlich von Esplandin selbst angegebene Deklamation, wie schändlich es für ein Weib sey, wenn sie ihren Mann öffentlich beschimpfe; sie, die jede seiner Schwächen und Fehler vor der Welt verbergen solte. Ich bemerkte, daß dieser lezte Vorwurf sie tief kränkte, und vielleicht, so wie ich ihren Charakter kenne, immer kränken würde. Da ich nun ohnehin mit Grund ahnete, daß sie etwas für das künftige Schiksal Esplandins thun wolle, und da ich Esplandin genug kenne, um überzeugt zu seyn, er werde jeden Vorschlag annehmen, der ihn aus einem für ihn so fatal gewordenen Handel ziehen könne: so ließ ich Amala durch Aeone den Vorschlag thun, sich mit Esplandin zu vergleichen, ihm eine gewisse Summe jährlich auszusezen, und dann sich mit seiner Bewilligung nach der vorgeschriebenen Form, von ihm scheiden zu lassen. Jezt lebte Amala von neuem auf, denn nun waren ihre geheimsten Wünsche erfüllt; jezt kam sie von Esplandin los, auf eine

Art, die ihrem weichen Sinn angemessen war. Ich schrieb also deßwegen an Baillot, und erhielt gleich Antwort, daß Esplandin zu allem bereit sey, weil ihm allgemein gesagt worden war, daß er den Prozeß nicht anders als verlieren könne. Amala bestimmte ihm also jährlich 800 Thaler so lange er lebe; Esplandin mußte dagegen allen Ansprüchen auf ihr Vermögen entsagen, und allen Ansprüchen auf sie selbst; mußte versprechen, sie nie wieder zu sehen, um ihre Ruhe nicht weiter zu stören. Er gieng alles ein. Anfangs wolt' er zwar, statt der jährlichen 800 Thaler, ein Capital von 16,000 Thalern haben, — ohne Zweifel, um es auch noch in wenigen Jahren zu verzehren: aber auf meine Vorstellung, daß er dann am Ende doch nichts mehr haben werde, blieb sie bei ihrem Anerbieten, und der Vergleich ist geschlossen. Jezt wird die Ehescheidungsklage wegen Ehebruch zurükgenommen, und beide Theile übergeben eine Erklärung, daß sie sich freiwillig scheiden wolten. Freilich muß nun noch ein Jahr gewartet werden. Aber Amala ist so vergnügt, wie sie vorher nie war, als sie in vier Wochen die völlige Scheidung mit Sicherheit erwarten

konnte. Und nun hoff' ich zuverläßig volle Ruhe für das gequälte Herz. Sie will sich in das liebliche Haus einmieten, in dem die unstäte Thorilda eine Zeitlang gelebt hat. Dieß bizarre Wesen, das überall Glükseligkeit ahnet, wo es nicht ist, und nirgends auf die Dauer Glükseligkeit findet, weil es sich überall hin selbst mitbringt, ist in die Schweiz gegangen, wo sie jezt auf dem Riga hausen soll. Auf dem Vesuv solte sie ihren Wohnsiz aufschlagen, das wär' ein passender Ort für sie.

Hundert neun und zwanzigster Brief.

Adelheit Külthal an Theophan.

Lindenfeld.

Vorgestern ist denn unsere Lina wirklich mit dem braven Löwenstein getraut worden. Ich hab' ihr alles vorgestellt, was bei der Verbindung mit einem Witwer, der noch eine Mutter, eine Mutterschwester und zwei Kinder hat, und mit einem Adelichen aus einer sehr guten alten Familie zu bedenken ist; sie hat auch alles wol überlegt, hat die Personen, mit denen sie leben, und die Kinder, für deren Erziehung sie sorgen muß, kennen gelernt; ich habe den Mann selbst auf alles aufmerksam gemacht, was ihn einst bei seiner Familie in Verlegenheit sezen, oder ihm gar Verdruß zuziehen könnte. Die Kinder haben aber unserer Lina so wol gefallen; der Mann hat so etwas herzliches, biederes; ist so gebildet, natürlich also auch über die verjähr-

ten Adelsthorheiten so ganz weg; Mutter und Tante haben Lina so freundlich empfangen, daß sie sich entschlossen hat, dem edlen Mann ihre Hand zu geben. Noch vor einem Vierteljahr glaubte weder Külthal noch ich, daß sich Lina jemals verheiraten werde. Die jungen Männer, die sie kannte, mißfielen ihr durchaus. Entweder waren sie verdorben, oder trugen die Zeichen der Verdorbenheit sichtbar an sich. Dafür hatte nun Lina einen Ekel, der unbezwingbar war. Es kostete ihr viel, so einem Menschen nur den Arm zu geben; sie mied alle Bälle, auf denen sie nicht vom ersten bis zum lezten Tanz, mit bekannten Personen engagirt war, blos um nicht einem solchen Siechling die Hand geben zu müssen. Bei rohen Jünglingen, die sich denn in allen Ständen, besonders aber unter den Offiziers nicht selten finden, war's ihr, wie sie sagte, als ob sie in einer Stube seyn müsse, in der immer Kneller geraucht würde. Oft bemerkte sie auch bei solchen, die besser schienen, daß sie keinen Respekt vor einer Weiblichkeit hatten, vielleicht gar keinen Glauben daran; und schon daraus ergab sich's ihr, mit welchen Weibern sie bekannt gewesen waren. Das Mädchen

hat darin einen sehr sichern Takt. Dem unverdorbenen Jüngling ist jede reine Weiblichkeit heilig; er ahnets auch bald, wo sie sich findet. Hat er diesen Sinn nicht mehr, so ists ein sicheres Zeichen, daß er unter versunkene Weiber und schlaue Coketten gerathen sey, und an ihnen den Maasstab des weiblichen Geschlechts genommen habe. Am unleidlichsten war's ihr, daß auch die bessern Männer, blos auf das Aeußere achteten, blos von sinnlichen Reizen angezogen und bethört wurden, und nicht einmal von der höhern, eigentlichen Schönheit, von dem Abdruk des göttlichen im Sinnlichen. Sie hörte nie reden von dem Ausdruk eines Gesichts, von der Anmuth, Sanftmuth, Holdseligkeit, die sich hier oft so einzig und unverkennbar abdrükt, sondern blos von einer schönen Haut, einem wolgeformten Arm, einem alabasternen Hals, der von den Weibern so oft und so weit wie möglich produzirt und präsentirt wird. Es ist nichts weniger als Neid bei unserer Lina; denn sie ist mehr schön als häßlich, und hat selbst gar manche Schmeichelei über solche Reize erdulden müssen. Da hatte sie sich denn eine recht schöne Wachsbüste in Lebensgröße angeschafft,

die gemeiniglich in ihrem Zimmer, auf ihrer Chiffoniere stand. Auf diesen Kopf wies sie auch oft die Herrn hin, die ihr etwas Schönes über ihre Haut oder ihren Teint sagten. Sie foderte Jeden auf, ob der Teint an der Wachsfigur nicht noch reiner, weißer und schöner sey, als bei irgend einem Mädchen in der Gegend. Freilich schämten sie sich dann, so etwas Plattes gesagt zu haben. Kurz: Külthal und ich, glaubten sicher, sie werde sich nie verheiraten. Sie hen dies aus ein Paar Versen, die ihr mein Külthal, in unserer beider Namen, auf ihren lezten Geburtstag gemacht hat. Mit älteren Männern machte sie sich indeß immer gerne zu schaffen, besonders wenn sie noch Geist und Leben hatten, und wenn sie keine Launen an ihnen bemerkte, die sie nicht ausstehen kann. Neulich traf sie ein solcher übellauniger Mensch, ein ziemlich bejahrter Hagestolz über den lettres et pensées des geistreichen Prinzen von Ligue an. Uuter andern Grillen hat er auch die, die französische Literatur der teutschen vorzuziehen, ob er gleich keine von beiden recht kennt, und ohne Zweifel eben deßwegen. Er wunderte sich sehr, daß er es noch nicht kenne, bat sich's aus und

blätterte darin. Unter andern traf er auf die Stelle: „L'humeur est comme la mauvaise herbe, qui mange tout, et empêche tout ce, qui est bon en plantes et semences, de se produire, de se reproduire et de profiter. Toutes les bonnes qualités des gens les plus aimables sont interceptées c'est, comme s'ils n'en avoient point.“ Er ward etwas betreten, und sagte: der Prinz mag wol sehr satyrisch seyn, und legte das Buch weg. Doch; das alles war's ja nicht, was ich Ihnen sagen wolte! Man kommt so leicht ins Plaudern, wenn man sich mit einem Vertrauten, mündlich oder schriftlich unterhält. Fragen wolt' ich Sie, ob Sie es nicht bedenklich finden, daß Lina sich mit einem Adelichen, aus einer uralten Familie verheiratet hat, was sie etwa thun kann, um der Familie nicht widrig zu werden und sich keinem Verdruß auszusezen. Es fällt zwar weniger auf, weil auch die erste Frau des edlen Löwensteins, eine Predigerstochter war: aber ich hörte doch, die Mutter hätte sehr gewünscht, daß er sich jezt mit einer Person von Familie — wie man's nennt — verbinden möchte. Dieser gescheiterte Plan möchte doch manchmal

weh thun. Was mir aber hauptsächlich am Herzen liegt, ist die Erziehung von Löwensteins Kindern. Bisher sind sie größtentheils von der Großmutter und Großtante er- oder vielmehr verzogen, wenigstens verweichlicht, und nicht an pünktlichen Gehorsam gewöhnt worden. Löwenstein will dieß durchaus geändert wissen. Aber es wird schwer halten, den großmütterlichen und großtantlichen Einfluß zu hindern, da beide im nemlichen Haüs wohnen und bisher auf die Kinder gewirkt haben, oder vielmehr — was bei Großmüttern häufig der Fall seyn soll, von den Kindern auf sich haben wirken lassen. Rathen Sie mir doch, was ich ihr rathen, wie sie dies schwere Geschäft anfangen soll.

Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß der Vater von Löwensteins erster Frau, ein alter, würdiger Mann, der die Verbindung mit meiner Tochter sehr gewünscht und befördert hat, unter eigener und allgemeiner Rührung, das Ehepaar getraut hat. Ich lege Ihnen ein Stük ans seiner Trauungsrede bei, weil ich weiß, wie sehr Sie sich für alles in unserer Familie intereßiren; und auch noch eine Parabel, die er unserer Lina an ihrem vorlezten Geburtstag

schikte, und die er jezt für eine Weißagung erklärt.

Leben Sie wol und antworten mir bald.

Unserer Lina
an ihrem Geburtstage
im Dezember.

Freundlich lächelt uns der Tag entgegen
Der uns eine liebe, gute Tochter gab.
Und mit Recht! Er brachte Liebessegen,
Unserer Jugend Wonne, unsres Alters Stab.

Veilchen duften uns an seinem Morgen,
Nachtigallen lullen uns am Abend ein;
Diese Töne, denen wir jezt horchen,
Müßen wol der Herzen leises Echo seyn.

Sind's ja Töne zarter Aelternliebe,
Die sich aus dem Herzen heut' ergießt,
Die mit mächtig regem, heil'gem Triebe,
Bis zum reichen, milden Lebensschöpfer fließt.

Hoch willkommen dann mit deinem Segen;
Früling geht mit dir, in unsern Herzen auf,
Laut pocht unser Herz, dir, Tag, entgegen;
Frohen Abschnitt machst du uns im Lebenslauf.

Frülingsleben gieß' in ihre Seele,
Pflanz' ein Paradies um ihre Phantasie;
Jede Herzenswärme, sie vermäle
Sich mit ihrer Treue, und sie scheiden nie!

Neuer Frohsinn wird ihr, der von Gott gegeben,
Einen Himmel in sich schaff't und reift und trägt,
Der uns Rosen streut in's Winterleben
Und auf hartem Lager, sanft in Schlaf uns legt.

Neuer Glaube werd' in ihr geboren,
An die Vaterliebe, die sie weise führt;

Glaube, keine Stunde sey verloren,
Wie man ohne sie kein Haar vom Haupt verliert.

Wie er werde, ihr Beruf im Leben,
Einem Gatten, oder Aeltern, Glük zu seyn;
Möge sie, dem Vater still ergeben,
Sich des göttlichen Berufes ewig freu'n.

Auch der Abend ihres reinen Lebens
Sey ihr heiter wie der heut'ge Tag es ist,
Blüten bringen Früchte! du blühst nicht vergebens,
Wenn du Freudeschöpf'rin eines Menschen bist.

Stellen

aus

Löwensteins und Linas

Traunngsrede.

Im Blik auf Gott, der Menschen zu Menschen führt, und Menschen durch Menschen segnen will, ward auch diese Handlung vorgenommen, die Menschen mit Menschen verbindet. Amen.

Ja; hier steh' ich vor Euch Geliebte; um sie öffentlich und feierlich zu bestätigen, die Verbindung, die Eure Herzen geschlossen haben, durch Leitung dessen, der jedes unserer Schiksale in seiner Hand hat. Was mir dabei vor der Seele schwebt; was sich meinem Herzen zuerst aufdrängt, und aufdrängen muß; das wisset Ihr, ohne daß ich es sage. Ihr verstehet diese Thränen, ohne daß ich sie deute. Ihr wisset, daß es keine Thränen des eigentlichen

Schmerzes sind; sondern Thränen einer rührenden Erinnerung, an die Verklärte, die dir, mein Sohn nahe war, die dir wie mir gewiß nahe bleiben wird, dort, wo keine Verbindung der Liebe einer andern im Wege steht, wo jede den Genuß der andern erhöhet. — Warum solt' ich nicht davon reden, da mein Herz voll davon ist; da Ihr es doch wisset, daß es davon voll seyn muß. An sie erinnert mich ja Alles! Dieß vor Euch stehen, diese Handlung, diese Reize, und — die rührendste Erinnerung! — diese Kinder, ihr Ebenbild im Aeußern und im Sinn! Warum solt ich die Empfindungen zurükpreßen wollen, in das Herz, wohin sie sich bei dieser Gelegenheit, doch nicht ganz zurükpreßen lassen, da das Zurükpreßen so unnatürlich wäre, und hier ja wol nicht Pflicht seyn kann? — Nein; laßt michs aussprechen, was mir doch jezt so lebendig vor dem Gemüth' ist: So stand ich vor acht Jahren, vor dir, mein Sohn, um dich mit der zu verbinden, die Tochter meines Herzens, wie meines Bluts war, und es ja wol ewig seyn wird. Ich legte Eure Hände in einander — ach! ich dachte nicht auf so kurze Zeit! — Doch warum dieß Ach? Sie hatte ja

ein Herz voll Liebe, und gieng hin, in das Vaterland der Liebe. Sie hat den Sohn ihres Herzens und Leibes bei sich *); gewiß ists ihr vergönnt, thätig zu seyn für die künftige Glükseligkeit ihrer Geliebten. Und so kann sie warten, bis sie sich Alle um sie her versammlen, und seelig sind mit ihr!

Ihr verstehts ja wol! — ich würde nichts davon sagen, wenn ich es Euch nicht zutraute. — Diese Erinnerung hält mich nicht ab, den innigsten Theil zu nehmen, an Eurer Glükseligkeit. O! dann würd' ich dir schlecht gleichen, verklärtes Kind, das in anderer Vergnügen, schon hier seine Glükseligkeit fand, und es jezt gewiß noch mehr finden wird, — dort, wo das Klima selbstloser Liebe ist.

Ihr verstehet mich ja wol! Erinnerung an die Verklärte kann mich nicht abhalten, Euch zu erinnern, an die Verpflichtungen in Eurem neuen Stande. Sie wird und muß ja die Herzen öffnen, in die Stimmung sezen, in der jedes gute Wort tiefer in das Herz fällt. Die Thränen, die wir ihrem Andenken weinen, sind

---

*) Unser guter Louis.

wie warmer Gewitterregen, der das Land erweicht, das nun mit mehr Erfolg gesäet werden kann. Ich denke, diese Erinnerung wird das heiligen, was ich sage; wird es mehr in Verbindung sezen mit jener Welt, die die größten Verpflichtungen nöthig macht. Die, an die ich denke, an die mich Alles erinnert, bemühte sich ja, gut zu seyn; und lebendiges Andenken an ein gutes Wesen erleichtert uns das Gutseyn; besonders wenn es wegging von dieser Erde! Gehört ja auch diese Rüksicht zu dem Geist des Abendmals, das der Edelste einsezte zu seinem Gedächtniß! —

Ihr verstehet mich ja recht! Diese Erinnerung wird mich nicht abhalten, Segen herabzubeten auf Eure Ehe! Sie wird mich noch mehr ermuntern, es zu thun. Weiß ich ja gewiß, daß auch sie meine verklärte Tochter, es in dieser Stunde thut, wenn sie weiß, was jezt geschehen soll.

Und so trokne ich denn meine Thränen! Sie sollen wenigstens sanft fließen, und sich gleichartig vermischen mit den Freudenthränen die Ihr weinet! Ich will thun was in dieser Stunde geschehen soll.

Du, meine Tochter übernimmst heute noch eine Pflicht, die an sich schon nicht leicht ist, und in diesem Verhältniß allerdings noch schwerer wird — du wirst Mutter zugleich, indem du Gattin wirst. Schon von heute gehen deine Mutterpflichten an; und gegen Kinder, die keine leibliche Kinder von dir sind. Ich kenne deinen guten Willen, dein Herz gegen diese Kinder. Jedes Zutrauen, das du ihnen abgewonnen hast, thut meinen Herzen unaussprechlich wol! Aber doch laß dirs in dieser heiligen Stunde ins Herz rufen: Du versprichst Muttertreue für diese Kinder, indem du deinem Gatten Treue versprichst. Seine Kinder müßen deine Kinder seyn, wenn er dir recht lieb und nahe ist. Deine Kinder, die du nicht blos gütig behandelst, sondern auch leitest zum Guten, mit allem Ernst der Liebe. Deine Kinder denen du nicht blos kein Leid thust, deren Kopf und Herz du wol thust durch Weken ihres Vertrauens und ihrer Liebe! Deine Kinder, auch wenn du selbst Kinder haben wirst! Vergiß nie, daß Gott dir auch diese Kinder zuführte indem Er dir deinen Gatten zuführte. O! sey ihnen Mutter, im schönsten, edelsten

Sinne des Worts; und Gott wird dein Vater seyn. Der Vater ihrer verklärten Mutter bittet dich öffentlich und feierlich darum, in dieser heiligen Stunde. Er würde dich beschwören, — käme dies Menschen zu! Sey ihnen Mutter und ihre verklärte Mutter wird dirs einst vergelten, mit grenzenloser himmlischer Liebe.

Das Veilchen im Blumengarten

für

Lina Külthal

an ihrem Geburtstage.

Der König eines schönen Landes, das die besten Geschichtsschreiber so gerne beschreiben und die besten Dichter so gerne besingen, hatte sich einen Garten anlegen lassen, in dem die schönsten, ausgesuchtesten Blumen blühten. Da prangten

Tulpen, Rosen, Nelken in mannichfaltiger Pracht. Orangenbäume, Akazien und Tulpenbäume erhoben ihr Haupt, weit über alle Blumenstauden weg. Der König mocht' eben allerlei im Garten sehen. Auch ein Veilchen hatt' er hineinpflanzen lassen, von lieblichem Duft.

Er ließ jezt den Garten öffnen; Fremde traten herein. Die Rosen, die Nelken, die volle Hortensia fiel ihnen in die Augen. Sie sahen an der schlanken Akazie, an dem runden Orangenbaum und den hohen Tulpenbaum herauf. Das verborgene Veilchen entdekten sie nicht. Gerne hätt' es der Gärtner manchmal in ein schönes Gefäß neben die Nelken gestellt: aber der König wolt' es nicht. „Nein," sagt' er, „das wäre ja, als ob es eine Nelke seyn wolte! Wer ein Veilchen sucht, sucht es nicht auf einem Gestell; und wer keins sucht, soll es auch nicht finden". Indeß wurde mancher Rosenstok durch die Blumenliebhaber zerstört, manche Nelke abgerissen, manche volle Hortensia wol gar gestolen. Die Zweige der Akazienbäume lagen zerknikt unter dem Stamm. Die geraubten Blumen prunkten auf Hüten und am Busen; am Abend waren sie welk. Indeß wurde das Veil-

chen sorgsam begossen, der Gärtner liebt' es. Selbst der König hatt' es schon einigemal begossen, an einem schwülen trokenen Sommerabend. Denn er liebte was im verborgenen wächst. Auch hatt' er ein Maiblümchen und ein Je länger je lieber in seine Nähe pflanzen lassen, damit es nicht unter lauter Gras stände; und es war, als freut' es sich der Nähe. Die kleinen Zweige der Blumen wuchsen durcheinander. Manchmal kamen Knaben und hätten es getreten, oder aus Muthwillen gepflükt: aber der Gärtner hatt' es mit einem Zaune verwahrt. Sie konnten es nicht erreichen.

Eines Abends brachte der König einen Naturfreund in seinen Garten, den er lieb hatte. Sie giengen durch die Rosenstöke und Nelkengestelle durch, bewunderten ihre Schönheit und ließen sich auf einer einfachen Bank nieder. Bald entdekte der Naturfreund das Veilchen und labte sich an seinem Duft. Keine Hand hatt' es noch berührt; kein unreiner Hauch hatt' ein Blätchen geschrumpft. Gesund war es, als wär' es erst gestern aufgeblüht. „Dürft' ich es in meinen Garten versezen?“ fragte der Naturfreund. „Ja, schon deßwegen,“ antwortete

der König, „weil du es nicht blos pflüken wilst. Doch mußt du den Gärtner fragen. Er hat es gepflegt; billig daß er auch gefragt wird, ob er es entbehren wolle.“ Der Gärtner wurde gefragt. „Ja,“ sagt' er, „dir gönne ichs, weil du es fandst.“ Er grub es aus, mit einem Stük des gewohnten Lands; es wurd' in den Garten des Naturfreunds verpflanzt. Dort fand es einen guten Boden. Sonnenschein und Regen wechselten schön ab. Knöspchen entwikelten sich zu Knospen; Knospen zu Blüten. Lange hinaus in den Herbst erhielt es sich Frisch. Zwar welkt' es auch im Winter; aber im Früling blüht es herrlicher auf. Es ist kein Sommergewächs.

Blühe liebes Veilchen blühe,
Wie das Veilchen blühen soll;
Himmelsthau recht in dich ziehe,
Er bekömmt den Veilchen wol.

Gärtner liebt dich und begießet
Sorgsam und mit Liebe dich;
Heute, liebes Veilchen fließet
Wol ein ganzer Strom auf dich.

Deiner Lieben manche, haben
Sich versammelt um dich her;
Du erhältst Geschenk und Gaben,
Als ob heut' ein Festtag wär'.

Und der König! — Er blikt Segen
Heute freundlich auf dich hin;
Er verspricht, dich selbst zu pflegen,
Wenn ich Gärtner nicht mehr bin.

Den Naturfreund wird er bringen,
Wenn es eben Niemand denkt;
Dann wird man Te deum singen,
Dem, der alles weislich lenkt:

Hundert und vierzigster Brief.

Theophan an Adelheid Külthal.

Brükholm.

Herzlich wünsch' ich Ihnen und Ihrer sanften Lina Glük zu der Verbindung mit Löwenstein. Ich kenn' ihn. Er ist adelich, nicht blos durch seine Vorfahren, sondern durch sich selbst. Auch seine Mutter nnd Tante sind gute Menschen. Fürchten Sie also nichts davon, daß die bescheidene, prätensionslose Lina, in eine altadeliche Familie geheirathet hat. Lebte sie in einer Residenz, wo ein Hof ist; so könnt' es in manchen Lagen etwas drükendes haben, daß sie, ein bürgerliches Mädchen, mit einem alt Adelichen verbunden ist. Und doch giebt es Höfe, wo man nur fragt, ob ein: Von, vor dem Namen steht, mögen die Aeltern gewesen seyn, was sie wollen, wo man zufrieden ist, wenn Jemand ein: Von vor seinen Namen zu sezen, also sich selbst zu adeln, frech und verächtlich genug ist; ja wo

man ledige Frauenzimmer in die Hofgesellschaften aufnimmt, wenn sie gut aussehen, und etwas Rechts auf ihren Puz wenden blos pour meublér le bal, wie sich der Adel dabei ausdrükt. Auf dem Land oder in kleinen Städtchen kommt man von dieser Seite in gar keine Verlegenheit. Weil nicht Adel genug da ist; so muß er sich wol mit dem Bürgerstand vermischen; er würd' oft eine jämmerliche Rolle spielen, wenn er es nicht thäte. Ueberhaupt muß ich Ihnen, liebe Freundin, zwei Bemerkungen machen, die Sie, wenig Ausnahmen abgerechnet, immer bestätigt finden werden. Der gute, alte Adel ist, in der Regel, nicht auffallend stolz auf diesen Adel. Er sucht sich meist andere Vorzüge zu erwerben, die mehr persönlich sind. Wie die beßeren Fürsten weiß er, daß ihm ohnehin jeder Vernünftige, die nun einmal hergebrachten Vorzüge willig einräumen wird, ohne daß er nöthig hätte, sich durch ein stolzes, verächtliches Benehmen lächerlich zu machen. Der ältere Student oder Offizier ist nicht mehr so eitel auf seinen Degen. Er läßt ihn weg, wo es irgend angeht. Nur der Fähndrich oder der junge Student sieht sich nach seinen

Degen um, und thut stolz gegen Jeden, der keinen trägt; nur der parveuu hat seinen neuen Adel immer im Kopf' und in der hochgehobenen Nase. Und dann kommt es auch darauf an, wie es um Geist und Herz des Adels aussieht. Ist er gebildet, so wird er natürlich seines Gleichen suchen, d. h. gebildete Menschen, mit denen er Ideen wechseln, sich über interessante Gegenstände, Schriften, Musikalien, Kunstwerke, Begebenheiten unterhalten, mit denen er leben kann. Rein ist ihm jede Gesellschaft, in der sich lauter gebildete Menschen befinden, und wenn es auch größtentheils bürgerliche wären. Unrein jede, in die sich ungebildete einmischen, und wenn sie alle sechszehen Ahnen hätten. Ganz anders ist freilich der Fall bei ungebildetem Adel. Er will sich doch durch etwas auszeichnen; das kann nur der Geburtsadel seyn. Mit gebildeten Menschen kann er nicht leben, mag also auch nicht. So sucht er sich dann Personen aus, mit denen er leben kann. Das kann wieder nur der Adel seyn, oder vielmehr der ungebildete Theil des Adels; denn die gebildeten sind ihm noch drükender, weil sie den einzigen Vorzug, worauf er stolz ist auch haben, und noch andere, die ihm fehlen, und weil sie gegen den beschränkten esprit de corps der Kaste, auch mit andern gebildeten Menschen umgehen, und sich mit andern Dingen unterhalten, als er. Wenn daher nur je-

mand von Adel ist, einen anständigen Aufwand macht, Whist, Boston oder l'Ombre spielen, tanzen, eßen und trinken kann; so gehört er in ihren Zirkel und zu ihres Gleichen, denn weiter können und thun sie ja auch nichts. Das alles ist in seiner Ordnung; und man muß solche Gesellschaften nicht anders ansehen, als wie Spiel-, Trink-, Eßklubs, wie geschlossene Gesellschaften, zu denen man nicht gehört. Man würde sich selbst davon ausschließen, wenn man nicht ausgeschloßen wäre. Sie denken doch nicht, daß ich gegen den Stand eingenommen sey, wie es so viele bürgerliche sind. Ich würde mir nie verzeihen, über eine so große Menge Menschen einerlei, und noch dazu ein übles Urtheil zu fällen, wenn ich auch lauter gemeine Menschen darin kennte. Aber es ist gerad' umgewendet. Viele der trefflichsten Menschen, die ich kenne sind aus diesem Stande. Mit Adelichen steh' ich in Verbindung, wie mit sehr Wenigen meines Standes. Aber diese denken über den adelichen Pöbel, gerade wie ich, und urtheilen oft schärfer über ihn, als ich, weil sie ihn genauer kennen. Außerdem weiß ich, daß es einen Raths-, Geistlichkeits-, Kaufmanns-, Krämers-, Reichthumsstolz giebt, der oft noch weit unleidlicher ist als der Adliche.

Also die Verbindung mit einem Adlichen ist nicht bedenklich; kann bei einem Mann wie

Löwenstein, und bei seiner Mutter, nie bedenklich werden.

Aber mit der nahen Verbindung zwischen Mutter, Tante und Schwiegertochter verhält es sich etwas anders. Schwerlich wird ihnen doch Ihre Lina ganz nahe kommen; schwerlich sie von den meisten und wichtigsten Seiten berühren. Dazu ist Alter Erziehung, und so viel ich weiß sind auch die Charaktere zu verschieden. Und was sich nicht ganz berühren kann, muß sich nicht zu nahe berühren. Sehr hätt' ich also gewünscht, daß Ihre Lina mit Löwenstein nicht mit ihnen zugleich in einem Hause lebten. Das hätten Sie, liebe Freundin, auf alle mögliche Art hindern sollen. Man sieht sich freundlicher, wenn man sich nicht immer sieht. Man ist sich mehr, wenn man sich nicht immer etwas seyn will oder soll. Und dann diese älteren Weiber, die bisher alles regiert haben, nach ihrem Sinn, und nun zusehen sollen, wie alles geht, nach einer Anderen, Jüngeren Sinn; die bisher an den Kindern erzogen oder verzogen haben, nach ihrer Weise, und es ruhig sollen geschehen lassen, wenn sie gebildet werden nach einer ganz andern Weise; das kann schwerlich ohne Verdruß und Reibungen abgehen. Und Ihre Lina wird doch nicht wie eine Kostgängerin im Haus leben, sondern Hausfrau und Mutter seyn wollen, was auch ihre heilige Pflicht ist. Da wird es mit einem wolgemeinten, unmaasgebli-

chen Rath anfangen, dessen Befolgung man aber sicher erwartet. Man wird von längerer Erfahrung, von der Weisheit unserer jungen Weiber, von alter und neuer Zeit reden, und sich in die neue Zeit und die neuen Verhältniße nicht fügen wollen. Man wird dem Sohn und Neffen, Winke geben, und seufzen und sich gekränkt finden, wenn er sie nicht achtet. Man wird ermahnen, warnen, predigen, und die gute Lina wird als die verstockte Sünderin erscheinen müssen, bei der alles Ermahnen, Warnen und Predigen vergebens ist. Ich seze nemlich voraus, daß Lina die Ermahnungen nicht befolgen kann, ohne ihre Pflichten als Mutter und Hausfrau zu verlezen. Und davon bin ich wenigstens in Hinsicht auf Erziehung der Kinder, zum voraus überzeugt. Nie oder selten hat eine Großmutter ihre Enkel gut erzogen, und wenn sie auch ihre Kinder zu erziehen wußte. Die weiche Schwäche, Besorgtheit, Stumpfheit, die diesem Alter angemessen ist, auf der einen; und die Scheue vor allem Geräusch, vor allem, was Unordnung verursacht, Umstände macht, dieser Gewohnheitsmechanismus, nach welchem jeder Stul da stehen muß, wo er immer stand, und alles gehen muß, wie es seit dreißig Jahren gieng, auf der andern Seite, das engt die Kinder zu sehr ein, und giebt ihnen zu viel nach, macht sie so abwechselnd zu Despoten und Sklaven, verleitet sie so oft zu Ungeduld und Ver-

stellung, verkümmert oder verpestet so früh, ihren jugendlichen Frohsinn, daß das die vernünftigsten Großmütter sind, die sich mit Erziehung gar nicht mehr abgeben, sondern ihren Enkeln und Enkelinen blos Liebe zeigen, allenfalls eine Stunde mit ihnen spielen, und ihnen das Christkindchen etwas schönes bescheeren lassen. Daran solte Lina die Großmutter und Großtante der Kinder auch gewöhnen; und das würde weit leichter gehen, wenn sie nicht mit ihnen in einem Hause wohnt.

Doch; das ist nun einmal so, und wenigstens vorerst nicht wohl zu ändern. Was hätt' also Ihre Lina zu thun, um als Hausfrau nicht eingeengt zu werden, und ihre Kinder nicht verziehen zu lassen? Ich will Ihnen nnd ihr rathen, so gut ich zu rathen weiß; wenigstens werd' ich keinen Rath geben, den ich nicht erpobt gefunden habe.

Was man sie nicht zu erinnern braucht, ist, daß sie beiden, besonders der Großmutter alle mögliche Achtung und Liebe beweiset. Beide Wesen müssen sehen, daß sie ihnen das Leben so süß wie möglich machen, und alles zu ihrem Vergnügen beitragen will. Lina hat viel gewonnen, wenn sie einmal diesen Glauben begründet hat. Dann werden sie sich weit eher überzeugen lassen, daß sie aus Pflichtgefül handle, wenn sie etwas gegen den großmütterlichen Sinn thut.

Sie muß immer äußerst höflich und voller Attentionen seyn, wenn eins von beiden zu ihr kommt, oder sich in ihrem Zimmer aufhält. Das nehmen alte Leute für Ehrerbietung, und sie mögen es immer dafür nehmen. Solche Gesinnungen gebühren einer Schwiegermutter von ihrer Schwiegertochter. Jene Höflichkeit bringt aber noch einen andern Vortheil. Sie ist das feinste Mittel, um jemand in einer gewissen Entfernung zu halten, manchen Anmerkungen vorzubeugen, und zu ähnlicher Attention zu nöthigen. Wenn Lina z. B. sich immer ungern vor ihnen im Negligé antreffen läßt; wenn sie dann immer um Entschuldigung bittet, und sich in ihrem Kabinet etwas kleidet; wenn sie nie hinauf zu ihnen geht, ohne vorher um Erlaubniß gefragt zu haben; wenn sie um Erlaubniß fragt, ob sie die Kinder mitbringen dürfe, wenn sie immer zum Frühstük, im Garten, zum Spaziergang, zur Theilnahme an einem Besuch einladen läßt: so wird man ihr nicht in jeder Tagesstunde kommen, nicht halbe Tage lang bei ihr sizen, nicht überall mit hingehen, und die Kinder nicht den ganzen Tag bei sich haben wollen. Eine Ehre ist der andern werth, und eine Höflichkeit fordert die andere auf.

In Hinsicht auf die Kinder rath' ich besonders: durch Löwenstein erklären zu lassen, daß er ihre ganze Erziehung, seiner Lina übertragen habe.

Die Kinder nie, oder doch so selten wie möglich, und immer seltener, allein zu der Großmutter gehen zu lassen;
— sie an den pünktlichsten Gehorsam, auf einen bloßen Wink hin, zu gewöhnen;
— nie ihnen etwas, in Gegenwart der Großmutter zu gestatten, was ihnen sonst versagt wird, und auch gegen deren Willen, fest auf ihrem Wort zu bestehen, mit der Entschuldigung, daß sie es schon verboten habe;
— wenn Lina mit den Kindern bei der Großmutter ist, ihre Aufmerksamkeit, von denselben abzuziehen suchen, durch Erzälungen, zeigen von allerlei Arbeiten, Kupferstichen 2c.
— zugleich dafür sorgen, daß die Kinder beschäftigt und vergnügt sind,
— sie überhaupt viel bei sich zu beschäftigen, damit sie mit Wahrheit sagen kann, sie versäumten etwas, wenn sie zu oft bei der Großmutter wären.

Ihre Lina hat einen feinen weiblichen Takt; sie wird also ab- und zuzugeben wissen, je nachdem die Empfindlichkeit der Großmutter größer oder geringer ist; sie wird manchmal um Rath fragen über Dinge, die man nach Gutdünken machen kann, aber bei denen sie voraus sieht, daß man das Rechte rathen werde; sie wird der Schwiegermutter und Tante manchmal eine unerwartete Freude machen, sich in allem, wo sie es thun darf, nach ihrem Geschmak richten, und

so denk' ich, wird es gut gehen, ohne daß sie die Pflichten der Mutter oder der Hausfrau zu übertreten braucht.

Sagen Sie Ihrer Lina und Löwenstein viel Freundliches und Herzliches von mir.

Hundert ein und vierzigster Brief.

Edelwald an Wandulf.

Werdau.

Endlich ist unsere gute Amala zur Ruhe gekommen. Sie ist von Esplandin, mit seiner Bewilligung geschieden. Sie hat ihn aber äußerst großmütig behandelt. Eins ihrer Güter hat sie verkauft, und den Kaufpreis, sammt einigen Capitalien dazu verwendet, um seine Schulden zu bezalen, die sich auf 100,000 Thaler belie- fen. Ihm hat sie kein Capital ausgesezt, damit er es nicht verzehre, und im Alter doch darben

möchte. Aber es sind ihm jährlich 800 Thaler angewiesen, womit er ordentlich leben kann, wenn er seine Gage und die Einkünfte seines kleinen Guts in Westphalen dazu nimmt, wovon sie ihm die Schenkungsurkunde natürlich zurükgegeben hat. So bald die Tänzerin, die er unterhielt, diese Maasregeln erfuhr, und daraus abnahm, daß nicht viel mehr bei Esplandin zu holen seyn möchte, ließ sie sich alles von ihm schenken, was er noch an Kostbarkeiten besaß, borgte noch so viel als man ihr borgen wolte, und gieng mit einem jungen Engländer davon, dessen Guineen ihr schon lange in die Augen gegklänzt hatten, nahm aber ihren eigentlichen Liebhaber, einen Tänzer mit, der die nemliche Rolle spielen mußte, die sie bei Esplandin gespielt hatte; er stellte ihr Kammermädchen vor. Esplandin mit seinen Helfershelfern eilt' ihr nach, aber vergebens; und nun war er in Verzweiflung, nicht über den Verlust seines Gelds, sondern darüber, daß das Mädchen ihn betrogen hatte. Freilich ein schlechtes Zeichen für seinen Verstand, aber ein gutes für seinen Charakter. Kein Mensch ist ganz versunken, wenn er noch an die Treue eines andern Menschen glauben kann. Seine meisten sogenannten Freunde, denen nur seine Tafel, seine Weine und seine Börse lieb war, haben sich jezt von ihm gewendet, da er keine Diners mehr geben, kein Haus mehr machen, keine hundert Louisd'or

in einem Abend verlieren kann. Sie können denken, wie es ihm seyn muß, da ihm mit dem Maas gemessen wird, mit dem er der guten Amala gemessen hatte; da er ärger betrogen ist als sie betrogen ward. Mag er denn vorerst erndten, was er gesäet hat!

Amala dagegen ist ruhig und glüklich. Sie will doch nicht das ganze Jahr durch bei uns bleiben, sondern im Winter nur einige Monate, sonst aber ein schönes, fruchtbares und romantisch-gelegenes Gut bewohnen, das sie im Lippeschen, an der Weser besizt. Die 500 Thaler, die sie sonst auf Verpflegung alter Leute und auf Erziehung armer Kinder verwandte, hat sie auch in Zukunft, und selbst nach ihrem Tode dazu bestimmt; und sie kann es, da ihr nach Abzug aller Abgaben, noch 2500 Thaler Einkünfte bleiben, die bei ihrer mäßigen Lebensart und ihren wenigen Bedürfnissen, völlig für sie hinreichen. Ihre vertrauteste Freundin, Jenny Waldheim hat sie zu sich genommen; beide wollen zusammen leben und eins will dem andern die Augen zudrüken. Die feinsinnige Amala will aber nicht, daß Jenny sie für ihre Wohlthäterin halten, und daß ihr am Zartgefül dadurch vielleicht manchmal wehgethan werden soll. Sie läßt sich also von ihr ein mäßiges Kostgeld bezalen, hofft aber, wie sie Aeonen im Vertrauen gesagt hat, daß sie einst ganz in Gemeinschaft der Güter leben werden. Ihre Be-

schäftigungen sind schon jezt gemeinschaftlich. Jede hat sich ein Mädchen gewält, das beide erziehen und einst versorgen wollen. Die Besorgung des Hauswesens wechselt wochenweise unter ihnen ab. Auch die — Industrieschule muß ichs ja wol nennen, die sie mit einigen Mädchen des Dorfs angefangen hat, wird gemeinschaftlich besorgt. Sie haben nemlich zwölf der sittlichsten, ordentlichsten aber ärmsten Mädchen gewält, die sie im Nähen, Striken, Fliken, auch wol, wenn sie Talent und Lust dazu haben, im Feinnähen und Kleidermachen unterrichten. Dabei wird ihnen etwas Gutes vorgelesen, aus Schmidts oder Ewalds biblischer Geschichte, aus Krummachers Festbüchlein, Bekers Noth- nnd Hülfsbüchlein, aus den Palmblättern und andern guten Schriften. Sie werden um den Sinn mancher Gleichnisse gefragt, im Singen guter Lieder, nach dem Gehör geübt, zum Auswendiglernen munterer Lieder aufgemuntert, und allmälich sollen sie auch zu den Kenntnissen angeleitet werden, die eine gute Kinderwärterin haben müßte, die aber selten eine hat. Der Pfarrer im Dorf, der zum Glük auch eine gute, gebildete Frau hat, unterstüzt sie darin. Beide sind musikalisch, so wie auch Jenny Waldheim. Daß Amala es im hohen Grad ist, wissen Sie. Diese macht denn den Musikdirektor, und studirt ihnen vielstimmige Sachen ein, die sie denn zusammen ausführen. Im Sommer soll Aeone

mit den Kindern einige Monate bei ihnen zuzubringen; ich komme, so oft es meine Amtsgeschäfte erlauben. Mein Senner macht die zwölf Stunden ganz gemächlich in einem halben Tag. So leben diese zwei gute Menschen ruhig und vergnügt und nicht unnüz für die Welt. Wohlthätige Wirksamkeit ist der beste Balsam für ein wundes Herz.

Ich freue mich unbeschreiblich, daß alles so weit ist, und Sie gewiß mit mir.

Hundert zwei und vierzigster Brief.

Adelaide B. an ihre Tochter, Rosalia Gramb old.

Holdheim.

Der höchste Wunsch, meiner guten kindlichen Emma Soltan ist nun auch erfüllt; sie hat eine Tochter geboren; ein wunderschönes, gesundes liebliches Kind. Was das für eine Freude ist, bei Vater und Mutter! Schon glaubte Emma, sie würde keine Kinder bekommen, und es that ihr

unbeschreiblich weh. Sogar hatte sie sich in den Kopf gesezt, ihr Mann würde sie weniger lieben, weil er sich so sehr Kinder wünschte. Sie fülte sich unnüz in der Welt. Wirklich darf es auch einem Weib, das ganz Weib ist, nicht an Kindern fehlen, wenn sich ihr ganzes Wesen entwikeln soll. Das wahre Weib will etwas zu warten, zu pflegen, zu versorgen haben. Sie muß irgend einem Wesen recht viel Gutes thun, sich dafür recht aufopfern, um es auch hernach recht lieben zu können. Hat sie kein Kind; so sucht sie sich etwas anders; sie legt keinen rechten Werth mehr auf sich; sie vernachläßigt sich leicht, wenn sie sich nicht den Vergnügungen ergibt, und sich selbst verliert. So etwas fieng bei Emma schon an, wie es bei einem so guten Wesen anfangen kann. Schon begann sie, ihre Bella zu verzärteln, ihr wie einem Kind zu schmeichlen. Sie war manchmal mißmutig, und war sich nicht bewußt warum. Sie fragte manchmal forschend und ängstlich Soltau, ob er sie auch noch so lieb habe, wie vorher. Dies alles ward anders, so bald sie Hoffnung hatte, Mutter zu werden. Sie achtete mehr auf ihre Gesundheit, ihre Handlungsart und ihr Herz. Sie war sich selbst wichtiger, heiliger. Wenn sie manchmal eine Laune überfiel, die eine physische Ursache hatte, und Soltau sie nur aufmerksam darauf machte, daß sie Einfluß auf die Gemüthsart des Kindes haben könne: so nahm sie sich so zusammen, daß die Laune in ganz kurzer

Zeit überwunden ward. Sie, die Zärtliche gegen Witterung höchst Empfindliche, machte sich jeden Tag Bewegung, wie auch die Witterung seyn mochte. Sie tanzt so gerne! Aber kein Bitten und Zureden, selbst die Erlaubniß ihres Mannes konnte sie dazu bewegen, weil er früher gesagt hatte, daß es doch besser sey es zu unterlassen. Aber sie ist dafür belohnt. Ihr Kind ist ein herliches Mädchen; ihr Soltau ist selig, und sie liegt da, wie eine Verklärte. Stundenlang kann Soltau an dem kleinen Kinderbettchen stehen, und dem wachenden oder schlafenden Mädchen zusehen, wie es wacht oder schläft. Neulich bracht' er mir ein Wiegenlied, das er in einer solchen Stunde gemacht hatte, das dir zeigen wird, wie wichtig ihm schon jezt das Mädchen ist. Ich lege dir's bei. Jezt eil' ich aber zu der guten Emma, die mich so gern um sich sieht, und mich überhaupt wie ihre Mutter betrachtet, das ich auch im Herzen bin.

Wiegenlied für Elise.

Heya! Popeya! Was liegt da im Bett?
Seht nur das Mädchen, so schmuk und so fett!
Siehts nicht so wöhlig und freundlich umher
Gleich, als ob's wirklich das Christkindchen wär!

Wundert sich ob der buntschekichen Welt,
Die ihm so neu in die Aeugelein fällt;
  Thut aber bald seine Aeugelein zu,
  Kennt noch nichts bessers als Schlafen und Ruh.

Schlaf du nur, liebliches Mägdelein klein;
Schlaf dich recht tüchtig in's Leben hinein;
  Bringst es wol weiter mit Schlafen und Ruh'n,
  Als wir Erwachs'ne mit Thäteln und Thun.

Wachst du ja selig und frölich dann auf;
Schmekt dir die Mutterbrust köstlich darauf;
  Nimmst nur und giebst nicht, und machst doch so froh;
  Das kann O—oos. selber nicht so!

Wer dich für arm hält, wie irrt sich doch der!
Kömmt dir ja alles, als flög' es nur her!
  Thust auch, als habest du's selber bestellt!
  Reicher ist warlich kein König der Welt.

Sorglos und harmlos durch's Leben zu geh'n;
Aengstlich nie vor sich noch hinter sich seh'n;
  Frölich genießen, was heut' Gott bescheert;
  Kindlicher Sinn ist des Himmelreichs werth.

Will uns die Sorge den Kopf denn verdreh'n;
Wollen wir dir in die Aeugelein seh'n;
  Bliken sie dann uns recht liebevoll an,
  Sey's uns, als habe Gott selbst es gethan.

Heya! Popeya! Schlaf ruhig und gut;
Sammle zum Leben, Gesundheit und Muth.
  Wenn dich die Mutter am Herzen jezt nährt,
  Lern' dann auch lieben, wie sie nur es lehrt.

Verbesserte Manuskripts- und Drukfehler im ersten Band:

7. S. 1. Z. v. unten, statt: durchsteubten, lies: durchstaubten.
10 S. 7 Z. — — Braun — Brunn.
11 — 1 — v. oben — der — denen.
30 — 2 — — — jouer — jouir.
44 — 6 — v. o. — beider — bei der.
45 — 1 — v. u. — müste — müsse.
166 — 10 — v. u. — Flouretten — Fleuretten.
168 — 13 — v. u. — Frikondon — Frikandon
169 — 7 — v. o. — Geran — Geron.
210 — 7 — v. u. — lustig — lästig.
213 — 2 — v. o. — filache — filosche.
213 — 7 — v. u. — voiselle — vaiselle.

Im zweiten Band:

22 — 12 — v. u. statt: Otto, lies: Hugo.
31 — 2 — v. o. — wie — nie.
33 — 10 — v. o. — können — zu können.
34 — 5 — v. o. — oder — aber.
38 — 1 — v. u. — Ratur — Natür.
66 — 11 — v. u. muß Christus weggestrichen werden, den ich sonst nirgends wegstreiche oder wegstreichen lassen mag. Ein Drukfehler ist es wol schwerlich, sondern ein Fehler im Manuskript. Wie er aber hineingekommen seyn kann, da die Idee nicht in meine Seele kam, weiß ich nicht. Ich vermuthe, daß ich erst den Namen dieses größten Menschensohns allein geschrieben, nachher aber ihn hier unschiklich gefunden, die andern Namen dafür hingesezt, und diesen auszustreichen vergessen habe.
101 S. 1 Z. v. o. statt: unfehlbarste lies: unbrauchbarste.
105 — 1 — v. o. — dem — ihm.
114 — 8 — v. o. wird das 2te Wort Wesen weggestrichen.
164 — 11 — v. u. — Depositur — Depositär.
165 — 4 — v. u. — Aesttthetik — Aesthetik.
192 — 7 — v. o. — bie — die
194 — 11 — v. u. — feinsinnige — feinsinnliche.
201 — 11 — v. u. — dang — dann
258 — 1 — v. o. — ihm — ihre.
278 — 9 — v. u. fällt das ? hinter bestimmen, weg.
280 — 3 — v. o. — seinem — feinem.
282 — 14 — v. o. — Feuer — Feu'r.
287 — 8 — v. u. — den — dem.
291 — 11, 12 v. u. statt meines — ihres.

Staatl. Bibliothek Regensburg

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Ewald, Johann Ludwig,

Eheliche Verhältnisse und eheliches Leben in Briefen ; Fortsetzung von den beiden Schriften für Mädchen, Gattinnen und Mütter sowol, als für Jü nglinge, Gatten und Väter
Bd.: 3

Leipzig (1811)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Philos.17(3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11108840-1